

Vk

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren (Graz), **Franz Lipp** (Linz),
Oskar Moser (Klagenfurt–Graz)

geleitet von

Klaus Beitzl und Leopold Schmidt

**Neue Serie
Band XXXV**

**Gesamtserie
Band 84**

WIEN 1981

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung
der
Burgenländischen Landesregierung
der
Kärntner Landesregierung
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Oberösterreichischen Landesregierung
der
Salzburger Landesregierung
der
Steiermärkischen Landesregierung
der
Tiroler Landesregierung
der
Vorarlberger Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien

Abhandlungen und Mitteilungen

Leopold Schmidt, Volkskunde in der Gegenwart. Hinweise und Randbemerkungen	1
Richard Pittioni, Funde beim Neubau des Hotels Tiefenbrunner in Kitzbühel (Tirol) (mit 3 Abb.)	41
Hanna Nasz, Breslau, Die gesellschaftlich-kulturellen Konsequenzen der Migration der Tiroler nach Niederschlesien. Ein historisch-ethnographischer Umriß am Beispiel des Dorfes Mysłakowice, ehem. Zillerthaler-Erdmannsdorf (mit 26 Abb. und 4 Strichzeichnungen)	67
Horia Barbu Oprişan, Das rumänische Volks-Puppenspiel	84
Karl Horak, Nachweise zu einem obersteirischen Hirtenlied	107
Franz C. Lipp, Die Phrygische Mütze war es nicht. Zu den formprägenden Kräften der Linzer Goldhaube	109
Rolf Wilh. Brednich, Die Hutterer — ein Stück alter alpenländischer Kultur in der neuen Welt	141
Rudolf Simek, Zur Egils Saga Einhenda	154
Hiltraud Ast, Volksleben und geistige Volkskultur im Merkensteiner Gedenkbuch	163
Friedrich Wilhelm Singer, Ein Bild der „Bercht“ um 1800 (Mit 3 Abbildungen)	225
Karl Haiding, Beispiele steirischer Märchenvarianten	236
Max Aschenbrenner, „Sorgen mit Sagen“. Bemerkungen zu dem unter dem gleichen Titel erschienenen Artikel von Richard Wolfram	246

Chronik der Volkskunde

Institutsausstellung „Vereine in Mattersburg“	45
Edit Fél — 70 Jahre (Klára K.-Csilléry)	45
Österreichische Volkskundetagung in Feldkirch (Peter Stürz)	48
Erzherzog-Johann-Forschungspreis für Leopold Kretzenbacher (Schmidt)	51
Laudatio für Leopold Kretzenbacher. Aus Anlaß der Überreichung des Erzherzog-Johann-Forschungspreises des Landes Steiermark für 1980 (Leopold Schmidt)	114
Kustaa Vilkkuna † (Schmidt)	119

Lia Miklau † (Oskar Moser)	119
Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1980 (Klaus Beitzl, Emil Schneeweis, Franz Maresch)	176
Schloßmuseum Gobelsburg – Sonderausstellung 1981: Die Stabkirchen Nor- wegens (Franz Grieshofer)	187
Heimatomuseen in Österreich und ihre Probleme (Olaf Bockhorn)	188
Erstes Kärntner Fischereimuseum eröffnet (Helmut Prasch)	190
Südtiroler Volkskundemuseum in Dietenheim eröffnet (Franz Grieshofer)	191
Karl Springenschmid † (Leopold Schmidt)	192
Ludwig Bieler † (Leopold Schmidt)	193
Adalbert Klaar † (Leopold Schmidt)	194
Gedenktafel für Georg Kotek	194
Richard Wolfram 80 Jahre	194
Spittaler Museumsarbeit 1980 (G. K.)	250
Ethnographisches Museum Kittsee: Sonderausstellung: Aus Holz, Stein und Lehm. Ungarische Dorf- architektur. Photos Lantos Miklós Volkskunst im slovenischen Alpenland (Oberkrain) (Leopold Kretzen- bacher)	252
Fritz Weninger † (Schmidt)	254

Literatur der Volkskunde

Franz Carl Lipp, Goldhaube und Kopftuch, Zur Geschichte und Volkskunde der österreichischen, vornehmlich Linzer Goldhauben (Schmidt) . . .	52
Johann Kräftner, Peter Rosei, Innenhof (Schmidt)	54
Karl Haiding und Sophie Gaß, Kinder- und Jugendspiele aus Nieder- österreich (L. Kretzenbacher)	54
Olaf Bockhorn, Wagen und Schlitten im Mühlviertel (Franz Grieshofer)	55
Viktor von Geramb, Kinder- und Hausmärchen aus der Steiermark. 5. Aufl. Bearbeitet von K. Haiding	
Karl Haiding, Österreichischer Märchenschatz. Neuauflage (Schmidt) . . .	57
Helmut Prasch, Spittal an der Drau in alten Ansichten (Schmidt)	58

Harry Kühnel (Hg.), Klösterliche Sachkultur des Spätmittelalters (Schmidt)	59
Landschaftliche Volkskunde-Darstellungen im Neudruck:	
Will-Erich Peuckert, Schlesische Volkskunde	
Emil Lehmann, Sudetendeutsche Volkskunde	
Karl Brunner, Ostdeutsche Volkskunde (Schmidt)	60
Gislinde Ritz, Alte bemalte Bauernmöbel, Europa. 3. Auflage	
Franz Colleselli, Tiroler Bauernmöbel. Neuauflage (Schmidt)	61
Kurt Muthspiel, Alpenländische Volkslieder (Schmidt)	61
Wilfried Feldhütter, Bauerntheater, Geschichte und Geschichten (Schmidt)	62
Walter Salmen (Hg.), Die Süddeutsch-Österreichische Orgelmusik im 17. und 18. Jahrhundert (Schmidt)	62
Hans Erb, Das Rätische Museum, ein Spiegel von Bündens Kultur und Geschichte (Richard Beitzl)	63
BRADS. Bollettino del Repertorio e dell'Atlante Demologico Sardo (Schmidt)	65
Elisabeth Walther, Modernes Wallfahrtswesen in Westirland (Schmidt)	65
Georg Schreiber, Deutsche Weingeschichte (= Werken und Wohnen, Bd. 13) (Schmidt)	120
Helene Grönn, Volkstracht in und um Baden (= Niederösterreichische Volkskunde Bd. 12) (Franz Lipp)	121
Wolfgang Häusler, Land zwischen Donau und Schöpfl (Schmidt)	123
Fritz Markmiller, Der Tag, der ist so freudenreich. Advent und Weihnachten (Schmidt)	124
Mohammed Rassem, Die Volkstumswissenschaften und der Etatismus. 2. Aufl. (Schmidt)	125
Ottmar Odty Uhlig, Bierkrugdeckel, Kleinkunst auf Porzellan-Medaillons (Schmidt)	125
Irmgard Gierl, Schöne alte Stickereien. Mustertücher und bäuerliche Motive (Schmidt)	126
Peter Assion (Hg.), 650 Jahre Wallfahrt Walldürn (Schmidt)	126
Hermann Kaiser, Herdfeuer und Herdgerät im Rauchhaus (Oskar Moser)	127
Joachim Hähnel (Bearb.), Hauskundliche Bibliographie, Bd. 5: Spanien und Portugal	128

Joachim Hähnel (Bearb.), Hauskundliche Bibliographie, Bd. 6/7: Frankreich I/II	128
Gwyn I. Meirion-Jones, La Maison Traditionelle: Bibliographie de l'Architecture vernaculaire en France (Oskar Moser)	128
Bulgarische Volkskunst. Katalog der gleichnamigen Ausstellung des Österreichischen Museum für Volkskunde in Kittsee (Kretzenbacher)	130
Hansjakob Achermann, Die Katakombenheiligen und ihre Translationen in der schweizerischen Quart des Bistums Konstanz (Schmidt)	131
Karl Teplý, Türkische Sagen und Legenden um die Kaiserstadt Wien (Schmidt)	195
Olaf Bockhorn (Hg.), Nestelberg. Eine ortsmonographische Forschung (Helmut Sperber)	196
Helmut Prasch, Handwerksmuseum im Paternschloß Unterhaus – Gemeinde Baldramsdorf (Helmut Sperber)	197
Helmut Prasch, Fischweid am Millstätter See (Helmut Sperber)	198
Dietz-Rüdiger Moser, Lazarus Strohmanus Jülich (Walter Puchner)	198
Europäische Sachkultur des Mittelalters, Hg. Harry Kühnel (Helmut Sperber)	201
Hans W. Stoermer, Zimmererkunst am Bauernhaus (Helmut Sperber)	203
Charlotte Angeletti, Geformtes Wachs, Kerzen, Votive, Wachsfiguren (Schmidt)	203
C. Weisser (Hg.), Bauernhäuser der Schweiz/Aktion Bauernforschung (Oskar Moser)	204
Jenő Barabás – Nándor Gilyén, Kleines Handbuch der ungarischen Volkskarchitektur (ung.) (Oskar Moser)	205
Acta skansenologica, Hg. Jerzy Czajkowski, Bd. I (Oskar Moser)	206
Vernacular Architecture, Hg. Barbara Hutton Bd. 9 (1978) – 11 (1980) (Oskar Moser)	207
Lorenzo Baldacchini, Bibliografia delle stampe popolari religiose del XVI–XVII. secolo (Felix Karlinger)	209
Laographia, Bd. 2, (Athen 1910–11) und Bd. 3 (Athen 1911–12) sowie Bd. 31 (Athen 1976–78) (Walter Puchner)	210
Marian Prokopek, Atlas sztuki ludowej i folkloru w Polsce (Emil Schneeweis)	212

Österreichischer Volkskundeatlas. Kartenlieferung 6, 2. Teil und Kommentar, 6. Lieferung, 2. Teil (Schmidt)	214
Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Neuauflage von Heinz Rölleke (Schmidt)	255
Ruth Michaelis-Jena, Die Brüder Grimm (Schmidt)	256
Gerhard Heilfurth, Der Bergbau und seine Kultur (Schmidt)	256
Margot Schindler, Die Kuenringer in Sage und Legende (Felix Karlinger) 258	
Wolfgang Häusler, Wim van der Kallen, Die Wachau, Landschaft, Geschichte, Kultur (Schmidt)	259
Volksbildung und Heimatpflege in Oberösterreich. „Inmitten der Mensch“. Zur Geschichte, Theorie und Praxis. Festschrift für Aldemar Schiff- korn (Schmidt)	259
Reformation, Emigration, Protestanten in Salzburg. Katalogred. Friederike Zaisberger (Schmidt)	261
Der Leobener Strauß. Geleitet von Günter Jontes. Bd. 8, Leoben 1980	261
Karl Haiding, Altes Erbe im Gerät der Obersteiermark u. a. (Schmidt)	262
Anton Wieser, Der Vierbergelauf. Ein Kärntner Brauch (Oskar Moser)	264
Reinhard Worschech, Bildstöcke. Wahrzeichen einer Landschaft (Klaus Gottschall)	264
Michael Belgrader, Das Märchen von dem Machandelboom (KHM 47) (Schmidt)	265
Lutz Röhrich, Der Witz. Figuren, Formen, Funktionen	266
derselbe, Der Witz. Seine Formen und Funktionen (Schmidt)	266
Opera Concordi. Festschrift für Arnold Niederer. Hg. Ueli Gyr	267
Hans Kaspar Hirzel, Kleinjogg oder Tun und Denken eines naturnahen, glückseligen Bauern. Vorwort von Hans A. Pestalozzi, Einleitung von Rolf Pfister (Schmidt)	267
Friedrich von Zglinicki, Die Wiege (Helmut Sperber)	269
Lexikon des Mittelalters. Bd. I, Lieferung 9 und 10 (Schmidt)	270
Heidi Müller, Dienstbare Geister. Katalog (Schmidt)	271
Nina Gockereil, Stickmustertücher. Katalog (Schmidt)	272
Norbert King, Mittelalterliche Dreikönigsspiele. 2 Bdchen (Schmidt)	272

Karl B o h n e n b e r g e r, Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. Neudruck (Schmidt)	273
Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Bd. 3, 9, 7, 12, 13, 17, 18, 22, 23 (Schmidt)	274
René C r e u x, Ex voto – Die Bilderwelt des Volkes (Schmidt)	277
Ernst S c h n e i d e r, Durlacher Volksleben 1500–1800 (Schmidt)	278
Josef S c h e p e r s, Das Bauernhaus in Nordwestdeutschland. Neudruck (Oskar Moser)	279

Anzeigen/Einlauf:

Bildstock- und Flurdenkmalforschung 1937–1979/80 Erstellt von Klaus G o t t s c h a l l	132
Volksmusik, Volksmusikinstrumente, Volkslied 1976–1980 Erstellt von Klaus G o t t s c h a l l	216

Volkskunde in der Gegenwart

Hinweise und Randbemerkungen

Von Leopold Schmidt

Siedlung und Haus; Gerät und Möbel; Tracht und Schmuck; Speise und Trank; Brauch und Glaube; Jahreslauf und Lebenslauf, mit Geburt, Hochzeit und Tod; Volkslied und Volksmusik, dazu noch sehr viel Volkstanz; Volksspiel, Volksschauspiel, aber auch Kinderspiel; Volkserzählung, mit den gewaltigen Gruppen Sage, Märchen, Schwank, und doch auch Legende; dazu noch Spruch und Rätsel; dies alles und noch viel mehr, auf den volksgesellschaftlichen und volksrechtlichen Grundlagen entstanden und zu verstehen: Das Fach hat sich wahrhaftig viel aufgelastet. Niederdeutsche Hallenhäuser, fränkischer Kratzputz, württembergische Ofenkachelwände, alpenländische Umlaufställe, Kärntner Heuharfen und ihre schweizerischen Gegenstücke, die Kornhisten, das geht alles so selbstverständlich in die Gliederungen der Bauernhausforschung, der Arbeits- und Gerätekunde hinein, und viel davon soll gleichzeitig als Volkskunst angesprochen und aufgefaßt werden. Zu den Sachen die Wörter, dazu der Brauch, vielleicht verbunden mit den verschiedensten Formen des Glaubens, von denen man dann wieder erzählt: Also auch Nachtmahre, Aufhocker, Brückengespenster, Weiße Frauen müssen hier geläufig sein, nicht minder als Frau Holle und Rumpelstilzchen, Froschkönig und der Eiserne Heinrich. Dabei verlangt die alte Wallfahrtskirche auf dem Hügel ihr Recht; ihre Eisenvotive hat man längst rund um sie vergraben, nun holt man sie aber wieder aus der Erde und sucht sie in ihre Typenreihen einzuordnen. Von den bei den Wallfahrten gesungenen Liedern soll man wissen, ob sie noch gegenreformatorische Züge

¹⁾ Erweiterter Abdruck des Beitrages „Volkskunde heute, 1968. Beobachtungen und Betrachtungen“ (Antaios Bd. X, Stuttgart 1968, S. 217 ff.).

aufweisen, und auf welchen Flugblattdrucken aus welchen Druckereien sie kamen; die Lichterprozession jedoch, die bei der gleichen Kirche üblich ist, geht vielleicht doch erst auf das Vorbild von Lourdes zurück, obwohl man die Fäden zu allen Lichterbräuchen der Antike und des Mittelalters auch nicht übersehen möchte²⁾).

I

Es gibt also dieses ungeheuer große Gebiet, aber es fällt schwer, es einigermaßen verständlich abzustecken. Man ist immer wieder versucht, einen Querschnitt zu geben, der wenigstens alle wesentlichen Faktoren aufzeigen soll, um die von verschiedenen Ausgangspunkten her Fragenden mit Stoff der Anschauung, mit Stoff zum Nachdenken über diese Art der Bewältigung einer zweifellos heterogenen Vielfalt, die aber doch weitgehend als Ganzheit empfunden wird, zu versorgen. Wobei man unter Umständen noch befürchten muß, mit einem Hinweis auf eine solche „Ganzheit“ falsch eingereiht zu werden. Aber jedes Wort, jede Begriffsbestimmung, jede Nomenklatur kann gelegentlich auch ein Modeausdruck sein. An ihnen, an ihrer jeweiligen Beliebtheit oder Unbeliebtheit darf man das Fach Volkskunde genauso wenig messen wie jedes andere Fach.

Es ist auffällig, daß der junge Mensch, der sich dem Fach nähert, zunächst eher von dieser Vielfalt angezogen wird, als daß ihn Einzelfragen mit ihren unvermeidlichen Definitionsschwierigkeiten plagen würden. Der Student, ganz allgemein gefaßt, spürt, wenn er dafür geeignet ist, irgendwann einmal beispielsweise das Phänomen der „Dörfer seitwärts in der Stille“ und beschließt in sich, Erklärungen dafür zu erwerben. Für den Großstädter ist es nicht selten der Gang durch ein Volkskundemuseum, dessen Bestände das Bild oder vielleicht auch die Bilder einer „Kultur“ vermitteln, die sich von der geläufigen Gegenwartszivilisation abzuheben scheint. Bei entsprechender Aufnahmefähigkeit werden freilich Verbindungen spürbar, klingen Assoziationen an: Solche bemalte Möbel, wie sie hier im Museum stehen, hat wohl fast niemand in seiner Wohnung; aber Andachtsbilder, Gnadenbildkopien, die im Museum in einem Raum „Religiöse Volkskunst“ gezeigt werden, die hat doch die Großmutter auch gehabt. Sogar der Nachhall eines Wallfahrerliedes will sich einstellen, die Großmutter hat erzählt, daß man dieses Lied immer bei der Rückkehr in die Stadt gesungen haben, und der Vater schmunzelt dabei allerdings und macht in

²⁾ Leopold Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch. Gestalten, Gebilde, Gebärden. Berlin 1966. S. 19 ff. (Lebendiges Licht im Volksbrauch und Volksglauben Mitteleuropas.)

Erinnerung an seine Jugend den ziehenden, schleppenden Gesang der müden Wallfahrer nach, wie er ihn von damals her noch im Ohr hat³⁾).

Ja, und so fügt sich eben ein Zug zum anderen, es ergeben sich allmählich gewisse Bilder, meist im Sinn von Nachklängen und Erinnerungen. Diese kleinen, aber in sich geschlossen anmutenden Ganzheiten werden aus den verschiedensten Quellen gespeist. Nicht selten geben Erinnerungen an die Geschehnisse der Familie weitere Aufschlüsse, der Schritt vom Land in die Stadt, der Übergang vom Handwerk etwa ins Beamtentum und ähnliche Generationenschritte, sie sind beim Bewußtwerden dieser Dinge von Wichtigkeit. Tritt noch der Gewinn aus dem Erlernbaren, die Reihe der Lesefrüchte, aber nicht minder die Früchte des Erschauens in der Landschaft wie in der Großstadtstraße und auch in der Gemäldegalerie, hinzu, dann ist sicherlich ein guter Weg in den Bereich der Volkskunde als Wissenschaft getan.

Zu einer solchen organischen Erschließung des Faches stehen die willkürlichen Ausgriffe auf das Gebiet, die in der Praxis so häufig begegnen, beispielsweise die vielen Anfragen, die dauernd an uns gerichtet werden, in einem beträchtlichen Gegensatz. Besonders mit der Verstärkung der Massenmedien hat sich eine Anfragelust eingebürgert, der sich alle entsprechenden Institute in steigendem Ausmaß ausgeliefert vorkommen. Die Frager glauben, und das eigentlich mit einem gewissen Recht, daß Gelehrte auch lehren können müßten. Dabei ist es gerade den Vertretern des Faches Volkskunde nicht so ganz wohl hinsichtlich der Lehrbarkeit dieses Faches. Der Gelehrte selbst, er hat sich sein Wissen, mehr noch sein aufschließendes Verständnis für die Inhalte und Formen dieses Gegenstandes „Volkskunde“ erworben. Aber die Weitergabe dieser Kenntnisse, das Lehren im engeren und im weiteren Sinn, also das Demonstrieren von Sammlungs- und Forschungsergebnissen in einem Museum oder das Dozieren von Fachstoffen von einem Katheder herab, das sind beileibe keine Selbstverständlichkeiten. Das kann der einfache Anfrager nicht wissen, der aus den Massenmedien eher darüber unterrichtet wird, daß ein Fachmann eigentlich „alles“ über sein Gebiet nicht nur parat haben müsse, sondern es auch formulieren, verständlich machen könne. Das ergibt also, daß alle derartige Fragen letzten Endes an uns herangetragen werden. Zeitungen, Rundfunk, Fernsehen und außerdem noch

³⁾ Vgl. dazu vor allem Erinnerungen und Selbstbiographien. Beispielsweise: Österreichische Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, hg. Nikolaus Grass, 2 Bde. Innsbruck 1950/51. Darin u. a. die Selbstbiographien von Viktor Geramb, Anton Dörner, Hermann Wopner.

zahlreiche Vermittlungsstellen, beispielsweise jene des Fremdenverkehrs, müssen über die verschiedensten Dinge Auskunft geben und holen sich nun ihrerseits wieder die Auskünfte, wo sie diese am ehesten erlangen zu können glauben. Wenn man dieses Frage- und Antwortspiel etwa ein Jahr hindurch verfolgt, den Briefwechsel ebenso wie die besonders lästigen Telefongespräche, so ergibt sich auch eine Art von Querschnitt, nämlich ein Querschnitt durch jenen Stoffkreis, von dem die Allgemeinheit glaubt, daß er von der Volkskunde ausgeschritten werde. Man soll also wissen, wo zuverlässig ein sehenswerter Almbetrieb stattfinden wird; warum die „Goldenen Sonntage“ gerade so und nicht anders heißen; wie man eigentlich Bauernmöbel bemalt, was offenbar als eine Spezialkunst angesehen wird; woher die in diesem oder jenem Museum ausgestellten Krippen wirklich sind, weil es doch von dort noch welche gibt; wie alt die Sitte sei, auf Grabsteinen Photographien anzubringen, und ob es sich dabei nicht um einen altertümlichen Bildzauber handle. So geht das tagaus, tagein, von den einfachsten Sachfragen bis zu jenen, die eine unwillkommene Vorbeschäftigung des Fragestellers mit veralteter Literatur verraten. Alles, was Brauch und Glauben betrifft, ist irgendwann schon einmal von irgendeiner religionsgeschichtlichen oder anderen Richtung „erklärt“ worden⁴⁾. Und diese „Erklärungen“ im Sinn von Magie, von Totenkult, Okkultismus, Psychoanalyse, heute vielleicht auch schon Strukturalismus und so weiter, ursprünglich wissenschaftlich durchaus berechtigt, sind nun auf dem Wege des „gesunkenen Kulturgutes“ in die Volkshochschulen und in die Abschreiber-Sachbücher gelangt und werden uns im Rücklauf sozusagen täglich wieder angeboten.

Da ist es einem in mancher Hinsicht doch lieber, wenn der Frager am Telefon nur wissen will, ob die Häuser im nächsten Freilichtmuseum wirklich „echt“ seien – übrigens eine beinahe unbeantwortbare Frage –, oder wenn er sich nur einen Schlitten – „wissen Sie, so einen echten Bauernschlitten“ – zum Kopieren ausborgen will. Wer große Schaubräuche wie Perchtenspringen oder Glöcklerlaufen filmen will, kann im allgemeinen leichter zufriedengestellt werden als etwa Heimatforscher, die enttäuscht abziehen, wenn man ihnen nicht bestätigen kann, daß auch bei ihnen einst das Osterfeuer durch Alphornblasen verschönt wurde. Man wird es im nächsten Fernsehen dann doch vorgesetzt bekommen, diese Ansatzstelle des „Folklorismus“ scheint

⁴⁾ Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 12 Bde. Berlin 1927 ff.

zur Zeit besonders zeugungsfähig⁵⁾). Als Gegenstück dazu treten die Veranstalter von Rundfragen auf, die unbedingt wissen wollen, ob man „das bäuerliche Brauchtum“ eigentlich wirklich pflegen solle. Alle Hinweise, daß man doch genauer sagen müsse, was man im einzelnen meine, das Brauchtum des Warzenabbetens etwa oder jenes des Maibaumstehls, das von den Bezirksrichtern auf eine entsprechende Anzeige hin unnachsichtig geahndet werden muß⁶⁾, alle derartigen Hinweise bleiben erfolglos. So zieht man sich auf eine höhere Warte zurück, sagt, daß die Volkskunde wie jede andere Geisteswissenschaft beobachtende Funktion habe und nicht in den Ablauf der Erscheinungen eingreifen dürfe. Das befriedigt dann unter Umständen wieder nicht den einen oder anderen Fachkollegen, der sich just das Einkleiden von dörflichen Musikkapellen in mehr oder minder erfundene „Trachten“ zum Ziel gesetzt hat.

Man legt also unter Umständen doch etwas resigniert den Hörer weg und wendet sich dem Posteinlauf zu. Wieder drei neue Sagensammlungen erschienen, erstaunlich, daß sich immer noch Schreiber, Verleger und Leser dafür finden. Schreiber? Ach, allzu oft nur Abschreiber. Und man muß von Glück dabei sagen, wenn sie nicht noch die wildesten nordisch-germanischen Erklärungen zu ihren Geschichten mit abdrucken. Von einer Sagenforschung der Gegenwart haben sie nie etwas gehört, irgendeine moderne Einteilung oder gar Katalogisierung ist ihnen fremd⁷⁾. Eine „Literatur“ neben der Literatur häuft sich da an, nicht Belletristik und nicht Wissenschaft, nur zu häufig aber auf das Konto der Volkskunde gebucht.

⁵⁾ Hans Moser, Vom Folklorismus in unserer Zeit (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 58, Stuttgart 1962, S. 177 ff.).

Derselbe, Der Folklorismus als Forschungsproblem der Volkskunde (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 55, 1964, S. 9 ff.).

Wolfgang Brückner, Vereinswesen und Folklorismus. Eine Bestandsaufnahme in Südhessen (in: Populus revisus. Beiträge zur Erforschung der Gegenwart, hg. Hermann Bausinger, = Volksleben, Bd. 14, Tübingen 1966, S. 77 ff.).

⁶⁾ Ernst Burgstaller, Volksbräuche vor Gericht (Bericht über den 7. Österreichischen Historikertag in Eisenstadt. Wien 1963, S. 174 ff.).

⁷⁾ Leopold Schmidt, Vor einer neuen Ära der Sagenforschung (Österr. Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XIX/68, 1965, S. 53 ff.).

Wiederabgedruckt in: Vergleichende Sagenforschung, Hg. Leander Petzoldt (= Wege der Forschung Bd. CLII). Darmstadt 1969, S. 348 ff.

Da ist es nur gut, daß sich im Posteinlauf auch die neuesten Hefte der verschiedenen „Zeitschriften für Volkskunde“ finden. Sie stellen mit ihren Aufsätzen, Chronikbeiträgen und nicht zuletzt mit ihren kritischen Buchbesprechungen wohl fast den besseren Teil der Literatur des Faches in der Gegenwart überhaupt dar. Dem Außenstehenden dürfte es merkwürdig erscheinen, daß es schon auf deutschem Sprachgebiet, also Österreich und die Schweiz mitinbegriffen, nicht weniger als ein rundes Dutzend von solchen Fachorganen gibt. Und nicht wenige davon tragen in den meist schon mehr als ein halbes Jahrhundert alten Titel einen deutschen Landschaftsnamen. Das deutet zweifellos auf einen wichtigen Teil der Geschichte dieses Faches hin: „Volkskunde“ wurde und wird vielfach, und sicherlich nicht ohne gewisse Berechtigung, als Wissenschaft von den traditionellen Überlieferungen in einem bestimmten Land, vor allem bei den Bauern und Kleinstädtern eines alten Teilstaates, begriffen. Das ist nicht nur „Romantik“, wie man heute manchmal etwas herablassend sagen zu können glaubt, sondern hat seine gute Berechtigung, aber freilich nur dann, wenn man sich dessen bewußt bleibt, daß die großen Städte wie Berlin oder Wien, Hamburg oder Köln durchaus auch ihr „Volk“ haben, in ihrer Geschichte von der Eigenart dieser ihrer Menschen geprägt sind, wenn man auch zugeben wird, daß es sogar eine gewisse gemeinsame Großstadt-Tradition gibt, die zu Erscheinungen verwandter, zu gleicher Art in gleichen Zeiträumen führen kann. Man denke etwa an die schlagartige Verbreitung des riesenhaften „Christbaumes für alle“, der seit einigen Jahren vor den Rathäusern so vieler Städte steht. Ich habe von solchen Erscheinungen gelegentlich unter dem Titel „Brauch ohne Glauben“ gesprochen⁸⁾, wobei übrigens im wesentlichen nur zusammenzufassen war, was etwa Richard Beitzl einst für Berlin⁹⁾ oder Walter Hävernicks und Herbert Freudenthal später für Hamburg schon in so manchem Detail ausgeführt hatten¹⁰⁾.

Die „Zeitschriften für Volkskunde“ erläutern übrigens schon rein durch ihre Titel, daß man den guten Namen des Faches gern und ohne

⁸⁾ Leopold Schmidt, Brauch ohne Glaube. Die öffentlichen Bildgebärden im Wandel der Interpretationen (Antaios Bd. VI, 1964, S. 209 ff.).

Wiederabgedruckt in: derselbe, Volksglaube und Volksbrauch. Berlin 1966, S. 289 ff.

⁹⁾ Richard Beitzl, Volksglaube der Großstadt. In: Beitzl, Deutsches Volkstum der Gegenwart. Berlin 1933.

¹⁰⁾ Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde, in Verbindung mit Herbert Freudenthal, Dora Lühr und Helmuth Thomsen, hg. von Walter Hävernicks. Bd. 1 Hamburg 1955.

Bedenken führt. Die Namen eines Faches sind gewiß nicht bedeutungslos, und wenn sie zu manchen Zeiten kritisch gemustert werden, so kann das auch heilsame Folgen haben. Aber es hat wenig Sinn, sie und ihre Geschichte, auch ihren möglichen inneren Bedeutungswandel immer wieder vor einer letzten Endes doch nicht ganz orientierten Öffentlichkeit zu erörtern. Schließlich sprechen die Mathematiker auch nicht immer davon, daß es sich beim Namen ihres Faches eigentlich um ein alleingelassenes griechisches Eigenschaftswort („mathematiké“) handelt, dem längst das Hauptwort („téchne“) abhanden gekommen ist. Besser immerhin, das vielleicht als Klammerform (Volks-Überlieferungs-Kunde) aufzufassende knappe, klingende Wort zu verwenden, als einen gekoppelten Ausdruck, wie ihn die Grimm-Schüler einst vorschlugen, beispielsweise „Mythologie und Sittenkunde“, oder ähnlich. Aber wer den Namen gar nicht haben will, der scheidet zweifellos aus dem Fach aus. Schwache Ersatznamen wie „Empirische Kulturforschung“ entlarven sich selbst als zeitgebundene Parallelschöpfungen zu anderen Fächern, beispielsweise der „Empirischen Sozialforschung“. Mit blassen Allerweltsausdrücken wie „Kulturwissenschaft“ oder „Kulturforschung“ ist hier nichts getan, sie treffen niemals den Kern der Sache, die eben durch die klassisch-romantische Wortschöpfung „Volkskunde“ so durchaus treffend erfaßt erscheint¹¹⁾.

Was man dem Studenten der Volkskunde fast nicht zu sagen braucht, daß er nämlich vor allem den Forschungsstand seines Faches, auch in seinen Teilgebieten, feststellen muß, um sich seiner im weiteren bedienen zu können, das kann man dem Außenstehenden offenbar so gut wie gar nicht klarmachen. Das Benützen auch nur von anschaulichen Forschungs- und Darstellungsmitteln, beispielsweise von Karten der verschiedenen Volkskunde-Atlanten, fällt dem Nichtfachmann sehr schwer¹²⁾. Die Möglichkeiten, die gerade in der Darstellung der räumlichen Verbreitung von volkskulturellen Erscheinungen liegen, werden erstaunlich wenig genützt, weil kaum verstanden. Dabei muß man diese Atlanten zu den bedeutendsten Leistungen des Faches überhaupt zählen, die in den Jahrzehnten zwischen 1930 und 1980 geschaffen wurden.

Einen Teil der Schuld an diesen Verhältnissen sollte allerdings die Volkskunde selbst auf sich nehmen. Sie hat es auf langen Strecken ihres Weges kaum verstanden, sich verständlich zu machen, und zwar so

¹¹⁾ Günter Wiegmann, Matthias Zender, Gerhard Heilfurth, Volkskunde. Eine Einführung (= Grundlagen der Germanistik, Bd. 12) Berlin 1977.

¹²⁾ Richard Weiß, Einführung in den Atlas der schweizerischen Volkskunde, hg. von Paul Geiger und Richard Weiß. Basel 1950.

weitgehend, daß man mitunter auch am Selbstverständnis zweifeln könnte. Wer sich immer noch nicht mit dem gut eingeführten, klangvollen Namen des Faches abfinden kann, dem mangelt es beispielsweise an diesem Selbstverständnis. Von ihm wird man auch keine richtige fachliche Planung verlangen können, und noch weniger eine Vorarbeit für Unternehmungen, die zur Verbreitung einer „Volkskundlichen Bildung“ dienen könnten. Es hat in gewissen Abständen immer Versuche gegeben, durch Handbücher und durch kleine Lexika, Handwörterbücher, ja Taschenwörterbücher, zum Wachstum einer solchen, uns notwendig erscheinenden „Volkskundlichen Bildung“ beizutragen¹³⁾. Aber die Handbücher sind leider immer sehr rasch veraltet, haben aber jedenfalls eine gediegene Literaturübersicht zu geben versucht und beispielsweise zum Lesen der volkskundlichen Verbreitungskarten angeregt und ermutigt, ein Unternehmen, das man immer wieder propagieren muß¹⁴⁾.

Ähnliches gilt auch für die Museen, die ihre Objekte sehr zweckmäßigerweise diskret auch durch Verbreitungskarten zu erläutern versuchen. Die ersten Anfänge dieser Versuche wurden nach den guten Vorbildern in den archäologischen Sammlungen gemacht. Vorzüglich aufgestellte archäologische Museen wie beispielsweise das Rheinische Landesmuseum in Bonn erwiesen sich als die besten Lehrmeister. Auf volkskundlicher Seite waren Vorarbeiten, also die Verbreitungsnachweise, die Atlaskarten, bereits durchaus vorhanden, doch wurden sie nicht genützt. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg kam es dann, ausgehend vom Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien, dazu, und bald schlossen sich so manche andere Sammlungen bei ihren Neuaufstellungen an. Das Linzer Schloßmuseum beispielsweise hat für die im Lande ob der Enns verbreiteten Bauernhausformen graphisch sehr einprägsam gestaltete Schaukarten zeichnen lassen. Aber man kann dieses Verdeutlichungsmittel durchaus auch für andere Gegenstandsgruppen heranziehen. Ein Bienenstockstirnbrettchen aus Kärnten beispielsweise kann überhaupt nicht allein an der Wand

¹³⁾ Vgl. Internationale Volkskundliche Bibliographie, ab 1917 ff. Derzeit Bonn. Hg. Rolf Wilh. Brednich.

Österreichische Volkskundliche Bibliographie. Verzeichnis der Neuerscheinungen (ab 1965 ff.) Bearbeitet von Klaus Beitzl mit versch. Mitarbeitern. Wien 1969 ff.

¹⁴⁾ Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Begründet von Oswald A. Erich und Richard Beitzl. 2. Aufl. neu bearbeitet von Richard Beitzl. Stuttgart 1955. 3. Aufl. neu bearbeitet unter Mitwirkung von Klaus Beitzl von Richard Beitzl. Stuttgart 1965.

Arthur Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs. 2 Teile. Wien 1953/59.

hängen, man muß schon eine kleine Auswahl solcher bemalter Brettchen zeigen, um dadurch den Typus des kleinen Volkskunstwerkes zu erweisen, und erst die dazugehängte Karte der mit solchen Stirnbrettchen ausgestatteten liegenden Bienenstöcke erklärt dann dem aufmerksamen Besucher, worum es sich hier nicht nur der Erscheinung, sondern auch der Funktion nach handelt¹⁵⁾. Gewiß, das richtige „Lesen“ solcher Stücke, solcher Gruppen bleibt immer noch schwierig genug. In einem Kunsthistorischen Museum genügt die Beschriftung, daß die dargestellte Plastik, eine Sitzfigur, den alttestamentarischen Job oder Hiob darstelle. Der Besucher wird hoffentlich wissen, wer der Held des Buches Hiob war, und warum er nun so arm und gequält dasitzt¹⁶⁾. Wenn der geneigte Sammlungsbesucher aber dann in eine volkskundliche Kollektion eintritt und dort den gleichen Job auf einem kärntnerischen Bienenstockstirnbrettchen gemalt wiederfindet, dann ist es mit der Erklärung nach dem Alten Testament nicht mehr genug. Man sieht den von den Schwären des Aussatzes übersäten Mann kummervoll dasitzen, und möchte kaum meinen, daß das ein Thema für den Bildschmuck eines Bienenstockes sei. Aber bei genauerem Zusehen bemerkt man, daß der bäuerliche Maler kleine Flügelwesen, also wohl Fliegen und Mücken, um den aussätzigen Job herumsummen hat lassen: Sie fliegen ihn so an, wie die Bienen den Stock anfliegen oder anfliegen sollen¹⁷⁾. Gewiß eine merkwürdige Gedankenverbindung, aber eine für das bildhafte Denken jener Zeit und Schicht nicht ungewöhnliche. Je mehr man sich mit Fragen der volkskundlichen Ikonographie beschäftigt, und es handelt sich dabei um ein sehr umfangreiches und wichtiges Gebiet, desto öfter vermag man solche Gedankengänge nicht nur auf Werken der Volkskunst, sondern auch auf solchen der „Hohen Kunst“, die ja vielfach doch auch eine

¹⁵⁾ Leopold Schmidt, Das Österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums. Wien 1960.

Zu den Bienenstockstirnbrettchen: Leopold Schmidt, Volkskunst in Österreich. Wien 1966. S. 137 ff. und Farbtafel bei S. 113.

¹⁶⁾ Karl Künstle, Ikonographie der christlichen Kunst. Bd. I. Freiburg i. Br. 1928. S. 301.

Lenz Kriss-Rettenbeck, Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. München 1960. S. 109.

¹⁷⁾ Sammlung Religiöse Volkskunst mit der alten Klosterapotheke im ehemaligen Wiener Ursulinenkloster. Katalog von Leopold Schmidt mit Beiträgen von Klaus Beitzl und Kurt Ganzinger (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XIII). Wien 1967. S. 68 f.

funktionell gebundene Kunst war, zu finden und dann auch zu verstehen und verständlich zu machen¹⁸⁾.

Das sind aber bereits die Wege der kombinierten Methodik, die man nur durch scharfe analytische Arbeit findet und als berechtigt erweisen kann. Wir erschließen unsere Stoffe dadurch sehr genau; Mitteilungen davon gelangen aber noch selten über die Grenzen unseres Faches hinaus. Das gewaltige Gebiet wird von außen her doch eher noch als ein recht unübersichtliches Ganzes gesehen, das man als solches eventuell anerkennt, dessen Eigenergebnisse man aber noch kaum zur Kenntnis nimmt oder gar verwertet.

II

Eine der Fragen, die sich der selbstkritischen Beschäftigung mit dem eigenen Fach immer wieder aufdrängen: Was wissen wir selbst von unseren Stoffen, und was wissen die anderen, die Vertreter der Nachbarwissenschaften von diesen und von uns? Hart und direkt ausgedrückt: Weiß man überhaupt, daß es uns gibt, ist man geneigt, an eine Art von „Mitspracherecht“ zu denken, oder steht dies alles noch ganz außerhalb eines in seiner Fächeraufgliederung erstarrten Denkens? In diesen Jahren, in denen endlich einige Fachvertreter in die Reihen der Mitglieder der jeweiligen Akademien der Wissenschaften aufgenommen wurden, liegt diese Frage besonders nahe.

Man kann ein beliebiges, wenn auch naheliegendes Beispiel nehmen, um näher an dieses Problem der Integration der Volkskunde in das Gesamt der gegenwärtigen Forschung heranzukommen. Gelegentlich wird auch in museumsreichen Städten eine neue Sammlung, eine erneuerte Galerie eröffnet. Nehmen wir das Beispiel der „Neuen Galerie“ des Kunsthistorischen Museums in Wien, also das Beispiel einer relativ kleinen, aber sehr schönen Sammlung von Gemälden des 19. und frühen 20. Jahrhunderts¹⁹⁾. Es handelt sich durchwegs um Beispiele einer sehr qualitätsvollen Malerei von Künstlern außerhalb Österreichs. Wer Menzel und Liebermann, Corot und Renoir, Segan-

¹⁸⁾ Leopold Kretzenbacher, Heimat im Volksbarock. Kulturhistorische Wanderungen in den Südalpenländern (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, Bd. 8). Klagenfurt 1961.

Leopold Schmidt, Werke der alten Volkskunst. Gesammelte Interpretationen. Rosenheim 1979.

¹⁹⁾ Klaus Demus, Katalog der Neuen Galerie in der Stallburg (= Führer durch das Kunsthistorische Museum, Nr. 15). Wien 1967.

tini und Munch in erlesenen Proben sehen will, kommt hier auf seine Kosten.

Auch wir können hier doch einmal durchgehen, und zwar dieses eine Mal nicht als Kunstfreunde, Kunstgenießer, sondern mit dem kritischen Blick des Fragenden: Was hat eigentlich eine solche Probengalerie gesammelt? Doch nur Bilder, die gelegentlich den Museen angeboten wurden, aus dem Kunsthandel, von Privatsammlern wohl auch. Ein mehrfach gesiebttes Grundmaterial also, dem von vornherein Bilder der öffentlichen Hand, Bilder des kirchlichen Besitzes fehlen müssen, wie sie beispielsweise für die Alte Galerie des Kunsthistorischen Museums so bezeichnend sind. Das heißt aber nicht zuletzt auch: Bilder, die für eine Art von Funktion gemalt wurden. Das bedeutet einen wesentlichen Unterschied den alten Galerien, der alter Kunst gegenüber, die fast durchwegs einen beträchtlichen Bestand an Flügelaltären, an Motivbildern und ähnlichen, ursprünglich funktionell gebundenen Kunstwerken enthalten. Nicht etwa also, daß die Maler des 19. und 20. Jahrhunderts solche Kunstwerke gar nicht geschaffen hätten, nur, daß diese von derartigen Galerien nicht erfaßt wurden und werden. Die kirchliche Kunst neuerer Zeit beispielsweise fehlt in so ziemlich allen großstädtischen Sammlungen, von Mosaiken, Glasmalereien usw. ganz zu schweigen. Der Ausschnitt des Besitzes, der museal gebotene Kunstbestand hat sich um den funktionellen Sektor verkleinert.

Stellt man diesen Mangel nun einmal in Rechnung, so sieht man sich mit dem Staffeleibild konfrontiert, das im wesentlichen als Wandschmuck in kultivierten Häusern gedacht war. Keine Frage: Vor Bildern von Caspar David Friedrich oder von Arnold Böcklin, von Cézanne oder von Feuerbach wirkt schon der Gedanke „Wandschmuck“ wie ein Sakrileg. Aber wir haben hier nicht von der Qualität dieser Bilder zu sprechen, uns geht es, nachdem die Frage „funktionell oder nichtfunktionell“ eine so merkwürdige Lösung gefunden hat, am ehesten um die Bildinhalte. Das weite Feld „Wandschmuck“ sei für diesmal übersehen; angesichts des Originals will man vielleicht gar nicht wissen, daß die „Medea“ von Feuerbach in guten Kunstdrucken durchaus als Wandschmuck verwendet wurde.

Nein, es heißt, bei den Bildinhalten geblieben: Was haben denn nun die Maler von der Goethe- bis zur Georgezeit eigentlich gemalt, so gut gemalt, daß es sich Fürsten wie Bürger an ihre Zimmerwände hängen konnten? Es widerstrebt uns, nun einfach aufzuzählen. Und es wäre jedenfalls nicht ganz leicht, an den Bildern einer solchen Sammlung abzulesen, was wir im Lauf von anderthalb Jahrhunderten, die sie doch auch repräsentieren, alles mitgemacht haben.

Aber lassen wir das überhaupt den eventuell soziologisch oder politologisch geschulten Betrachtern, die ja vielleicht auch einmal eine Gemäldegalerie besuchen werden. Sehen wir uns endlich doch die Stoffe, die sich auf Menschen zu beziehen scheinen, auf den Bildern in unserem Sinn genauer an. Da hängt also beispielsweise das köstliche Bild der Madame Legois, das Camille Corot 1838 gemalt hat. Es heißt schlicht „Bildnis einer jungen Frau“. Aber was kann das Bild nun eigentlich für uns aussagen, hat Corot einfach eine ihm mehr oder minder bekannte Madame Legois gemalt, die von sonst irgendwoher gewesen und zu jeder beliebigen Zeit gelebt haben könnte? Es ist ganz das Gegenteil der Fall. Man gewinnt vor dem Bild sofort durchaus den Eindruck der Darstellung lebendiger Volkstracht. Die Frau trägt, vereinfacht ausgedrückt, einen Leibkittel mit weitem Rock, dazu eine gestärkte Leinenschürze mit Brustlatz und dazugehörigen Trägern. Das Haar bedeckt eine kleine Scheitelhaube, es handelt sich doch um eine verheiratete Frau, wie die Tracht genau auszudrücken wußte. Das in der französischen Volkstracht, die hier gemeint ist, sonst immer übliche Halstuch fehlt, wohl auf Wunsch des Malers, wie auch der Brustlatz der Schürze wohl auf seinen Wunsch hin nach vorn geklappt wurde. In der Auvergne, im Bourbonnais konnte man diese Frauentracht im ganzen 19. Jahrhundert noch sehen²⁰⁾, von unserem Standpunkt aus ist das Porträt der Madame Legois also unter anderem auch ein vorzügliches französisches Trachtenbild.

Der starke Eindruck, den dieses Bild auf den volkstkundlich geschulten Beschauer macht, gibt Anlaß, in der scheinbar so volkskundfernen Neuen Galerie weiterhin Umschau zu halten. In der Nähe des Corot hängt ein vorzüglicher kleiner Menzel, „Die Frühmesse“, 1852 datiert. Der Katalog notiert, daß es sich vielleicht um eine Studie in der Heiliggeistkirche in München gehandelt haben könne. In der Kirchenvorhalle sitzen und stehen einige volkstümliche Menschen, die sogleich als Trachtenträger angesprochen werden können. Da sitzt eine offenbar bürgerliche Frau, die eine deutliche Linzer Haube, eine starre Goldhaube trägt. In der Gittertür steht ein Mädchen mit dem im Nacken gebundenen Kopftuch mit den langen Zipfeln²¹⁾. Sind solche Hauben und Kopftücher damals in München getragen worden? Man würde eher an Passau, noch eher an Linz denken, wenn man die Trachten und ihre Trägerinnen ins Auge faßt. Hans Karlinger hat

²⁰⁾ V. Lhuer, *Costume Auvergnat et Bourbonnais*. Préface de V. H. Monceau. Paris (1949), mehrfach.

²¹⁾ Irmgard Wirth, *Mit Menzel in Bayern und Österreich* (= Bilder aus deutscher Vergangenheit, Bd. 34). München 1974. Abb. 70.

allerdings festgestellt, daß zumindest die niederbayerischen Trachten um und nach 1830 stark von Oberösterreich beeinflusst waren²²⁾. Das Bild ließe sich also, wenn man es rein als „Trachtenbild“ nehmen würde, auch von dieser Seite her näher bestimmen.

Die Neue Galerie, als Sammlung erlesener Proben, vermittelt also den starken Eindruck eines Bildes von Menzel. Aber bei jedem Maler, besonders bei einem auch an Fleiß so bedeutenden, steht jedes Bild in einer Reihe, gehören zu jedem Bild weitere und gehören vor allem auch Skizzen dazu. Will man sich also den „volkskundlichen“ Eindruck von Menzels „Frühmesse“ vertiefen, muß man andere Bilder des Berliner Großmeisters heranziehen, muß man versuchen, auch an seine Skizzen heranzukommen, oder sich doch zumindest davon überzeugen, was die Kunstforschung hier schon bereitgestellt hat. Und man muß zusehen, ob man sich über die Reisen und Wanderungen dieses Malers orientieren kann. Es fallen einem ja sogleich bekannte Bilder von ihm ein, die offenbar in den Alpen entstanden sind, also das Bild eines bayerischen Bauerntheaters²³⁾ ebenso wie jenes der Fronleichnamsp procession in Gastein. Menzel war in Bayern, war in Berchtesgaden²⁴⁾, war in Salzburg, war in Gastein, und, wie gute Lebenszeugnisse erweisen, war auch mehrmals in Linz²⁵⁾. Er ist mit Freunden zu Fuß durch die damals noch kleine, alte Stadt gewandert, hat den riesigen Hauptplatz bewundert und hat selbstverständlich die in Linz behausten Menschen gesehen. Daß damals, sowohl um 1852 wie auch noch um 1872, und auch später noch, Frauen mit Goldhauben zu sehen waren, ist ganz selbstverständlich. Und in einem von Menzels Skizzenbüchern, die in der National-Galerie in Berlin aufbewahrt werden, hat sich auch der direkte Beleg dafür gefunden. Auf einer Doppelseite des 12. Skizzenbuches sind eingespannte Zugpferde zu sehen, und darunter die Köpfe von drei Frauen, die Goldhauben tragen. Menzel, der immer genaue Detailmaler, hat sich dazu geschrieben „entweder schw. Flor oder

²²⁾ Hans Karlinger, Die bayerischen Bauerntrachten. Beiträge zu ihrer Geschichte (Bayerische Hefte für Volkskunde, Bd. 5, München 1918, S. 33).

Zur Geschichte und Problematik der Goldhauben vgl. jetzt besonders: Franz Carl Lipp, Goldhaube und Kopftuch. Linz 1980.

²³⁾ Karl Scheffler, Menzel. Der Mensch, das Werk. Neu hg. von Carl Georg Heise. Berlin-Darmstadt-Wien 1955. Farbtafel neben S. 48.

²⁴⁾ Irmgard Wirth, wie oben Anm. 21, Abb. 79.

Vgl. dazu weiter Fritz Zink, Adolf Menzel in Berchtesgaden (Pantheon, Bd. 27, 1969, S. 410 f.).

²⁵⁾ Irmgard Wirth, wie oben Anm. 21, Abb. 90.

Gold“. Und er hat an den im Profil und von hinten gezeichneten Hauben auch angedeutet, was daran Goldstoff und was Flor sein sollte²⁶⁾. Es kann keine Frage sein, daß die im Profil gezeigten Goldhaubenträgerinnen zum Modell der Frauen auf seiner „Frühmesse“ wurden. Das schöne Bild ist also wirklich auch ein „Trachtenbild“.

So läßt sich also schon für ein einziges Bild Menzels mehr an Einsichten gewinnen, als bisher bekannt. Aber es bleibt selbstverständlich dabei, daß man die weiteren verwandten Darstellungen Menzels aus dem bayerisch-österreichischen Gebiet mit heranziehen und ähnlich aufarbeiten müßte, eben jenes Bild vom „Bauerntheater“ von Kiefersfelden etwa, oder die vorzügliche „Prozession“, die er in Gastein gemalt hat. Welch bisher übersehenes Thema: Menzel als Quelle der Volkskunde für Süddeutschland und Österreich.

Aber es wäre ja nur eines der vielen übersehenen Themen, wie man sich angesichts so mancher weiteren Bilder in dieser Neuen Galerie hier immer wieder sagen wird. Man geht da beispielsweise an einem Millet vorüber, „Die Ebene von Chailly mit Egge und Pflug“, datiert 1866, und denkt einen Augenblick an die immer wieder eingemahnten „Bildquellen“ zur Geräteforschung²⁷⁾. Man sieht sich dem „Jungen Hirten“ von Ribot gegenüber, gemalt um 1860, und erkennt die einfache Hirtentracht und die aus einem Knochen geschnittene Hirtenflöte, die er umgehängt hat. Da sollte nun das Märchen vom „Singenden Knochen“ ebenso parat sein²⁸⁾ wie die Vorstellung vom Anteil der Knochen- und Hornelemente innerhalb der Hirtenkunst und Hirtenkultur²⁹⁾. Das kann man freilich von einem kunsthistorischen Galeriekatalog nicht mehr verlangen. Hinweise auf die jeweiligen Trachtenverhältnisse wären da schon leichter zu geben.

²⁶⁾ Adolf Menzel, Skizzenbuchblatt mit Köpfen und Pferdestudien. National-Galerie, Berlin. Plattennr. 12.918. Ich verdanke den Hinweis und die Abbildungen dem Direktor des Linzer Stadtmuseums, Herrn Dr. Georg Wacha.

²⁷⁾ Jean-Francois Millet. Ausstellung im Grand Palais. Katalog von Robert L. Herbert. Paris 1976.

Vgl. weiter allgemein Gisliind Ritz, Münchener Museen als Quellen zur Volkskunde. Die Bildsammlungen: Bayerische Staatsgemäldesammlungen und Staatliche Graphische Sammlung (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1958, S. 143 ff.)

Leopold Schmidt, Historische Bildzeugnisse zur Arbeitsgerätekunde (Österr. Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XIII/62, 1959, S. 48 ff.)

²⁸⁾ Lutz Mackensen, Der singende Knochen. Ein Beitrag zur vergleichenden Märchenforschung (= FF Communications Bd. 49). Helsinki 1923.

Etwa bei Wilhelm Leibl. Sein „Kopf eines Bauernmädchens“ von 1880 ist doch wirklich der Kopf der Staber-Annerl aus Berbling, wir wissen das ganz genau, wir kennen das Mädchen mit seiner typischen oberbayerischen Sonntagstracht, mit dem breitrempigen Hut, der mehrsträngigen Halskette mit Schließe, mit dem schlichten Hemd, mit ihrem Schultertuch³⁰⁾. Das alles entspricht ungefähr der Miesbacher Tracht der Zeit, nur der Hut der Staber-Annerl ist vielleicht schon etwas breitrempiger als die eigentlichen Kostümbilder der Zeit bezeugen, aber die starre Form mit dem kleinen Kegelaufsatz ist durchaus „richtig“. Ein verlässliches Trachtenbild also – wenn es nicht noch so viel mehr wäre.

Nun, aber doch weiter in dieser Neuen Galerie. Man kann sich etwa einen niedersächsischen Stall bei den kleinformatigen Bildern von Wilhelm Busch anmerken, oder die „Bauernküche“ von Leibl, 1880 datiert, dieses charakteristische Vorhaus mit dem Sechtelherd in der Ecke. Die Bauernhausforscher kommen vielleicht in anderen Galerien eher auf ihre Rechnung, aber darum geht es hier nicht. Es sollte ja nur einen Augenblick lang der Eindruck vermittelt werden, daß auch der Vertreter der Volkskunde einmal mit seiner speziellen Einstellung, seinen nur ihm eigentümlichen Vorkenntnissen, gewissermaßen einen Werktagsbesuch in einer solchen Galerie machen könnte.

Es kann sein, daß er danach innerlich an den Problemen, die sich fast selbstverständlich dabei ergeben müssen, nun weiterarbeiten würde: Mit einigen Vorfragen vermutlich, etwa der naheliegenden, wieso es hier keine Italiener gibt, auch keine Spanier, wenn man von einem einzigen Vertreter einer inzwischen längst vergessenen Basken-Mode absieht³¹⁾. Und ob man das alles eigentlich allein bemerkt, oder

²⁹⁾ Leopold Schmidt, Die Volkserzählung. Märchen, Sage, Legende, Schwank. Berlin 1963. S. 48 ff. (Kulturgeschichtliche Gedanken zur Musik im Märchen.)

Dasselbe wiederabgedruckt in: Wege der Märchenforschung. Hg. Felix Karlinger (= Wege der Forschung, Bd. CCLV) Darmstadt 1973. S. 210 ff.

³⁰⁾ Emil Waldmann, Leibl als Zeichner. München 1948. Abb. 23

Vgl. weiter: Wilhelm Leibl und sein Kreis. Hg. Michael Petzet. München 1974.

Alfred Langer, Wilhelm Leibl. Dresden 1961/Rosenheim 1971.

(Eberhard Ruhmer), Katalog der Ausstellung Die Münchner Schule. 1850–1914. München 1979.

³¹⁾ Wilhelm Ziese mer, Das Land der Basken. Skizzen aus der Heimat der ältesten Europäer. Berlin 1934.

ob alle anderen Galeriebesucher so vorzügliche Geographen sind, daß sie sofort wissen, wo die Orte, an denen alle diese Bilder gemalt wurden, zu suchen sein mögen. In einem Volkskundemuseum würde man auf eine solche Frage mit einer Karte der Herkunftsorte antworten. Gemäldegalerien können das offenbar nicht. Sie vermögen von anderen Museen durchaus nichts zu lernen. Vermutlich begnügen sie sich mit dem Bewußtsein, daß ja die Besucher an den Bildern selbst genug lernen könnten. Dieser unausgesprochenen Aufforderung sind wir nun allerdings nachgekommen, freilich auf unsere Weise. Und es hat sich selbst an diesen wenigen und sehr zufällig zusammengetragenen, zusammengehängten Beispielen einiges für uns lernen lassen. Unter anderem vielleicht, wie man es eigentlich nicht oder nicht mehr machen sollte, dann aber auch, und ganz besonders, daß wir den Bestand der Zeugnisse aller Art für unsere Stoffe, für unsere Probleme immer noch erweitern und auffüllen können, ja müssen. Es hat eine Zeitlang an einigen kleinstädtischen deutschen Universitäten ein gewisses Murren der Studenten über den „Volkskundlichen Kanon“ gegeben. Sie verstanden es nicht, daß man in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die gegebenen Stoffe noch immer in der Reihenfolge der eingebürgerten Handbücher vortrage und durchbespreche. Die Stoffe selbst waren für sie mehr oder minder fremd geworden, und ihre Anordnung womöglich noch mehr. Wenn man die an sich berechnete Stoffauswahl, die sich im akademischen Unterricht ergibt, mit solchen in unkonventioneller Methode erarbeiteten Beispielen angereichert hätte, also durch die Besprechungen von beliebigen, stofflich ergiebigen Bildern in einer der vielen Galerien, die es allenthalben in Universitätsnähe gibt, hätte man so manchen Protest abfangen können; die künstlerische Darstellung von traditionell gegebenen Erscheinungen spricht erfahrungsgemäß auch für den Anfänger in der Betrachtung, im Studium, sehr stark. Es ist ähnlich wie mit dem Stoff, den man aus literarischen Zeugnissen, aus Jugenderinnerungen gewinnt: Das Leben der Dinge ist solchen Zeugnissen stärker anzumerken als den „Aufzeichnungen“, den aneinandergereihten Literaturbelegen³²⁾. Forschung und Lehre, das ist und bleibt ein Problem auch in der Volkskunde. Es gibt viel gute Forschung, es gibt sehr wenig gute Lehre. Ein Blick über die durch die ältere Fachliteratur gezogenen Grenzen könnte gerade die Lehre immer wieder beleben. Man muß dafür allerdings ziemlich viel an Forschung, an Quellenkunde bereits investiert haben. Nur dann kann man auch weiterinterpretieren, weiterlehren.

³²⁾ Leopold Schmidt, Volkssagen in Lebenszeugnissen deutscher Literaten (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde Bd. X, Bonn 1960, S. 176 ff.).

III

Für jede Wissenschaft erhebt sich ab und zu die Frage, ob man an die nun einigermaßen anerkannten Stoffe eigentlich mit den richtigen Mitteln, mit verbindlichen Methoden herangehe. In der Volkskunde muß man ähnlich wie in den benachbarten geisteswissenschaftlichen Disziplinen zwischen den Methoden der Sammlung und Aufzeichnung einerseits und jenen der Interpretation und Darstellung unterscheiden³³⁾. Von den Methoden der Aufzeichnung sollte der Außenstehende gar nichts bemerken, die Möglichkeiten der Sammlung brauchen ihm nicht geläufig zu sein. Während man Sagen und Märchen früher mühsam mit Bleistift und Notizblock aufschreiben mußte, nimmt man sie heute mit dem Tonband auf; und während man ehemals vom Volkserzähler kaum mehr als allgemeine Angaben festhielt und doch auch nur festhalten konnte, klassische Ausnahmen zugegeben³⁴⁾, ist es heute möglich, den Erzähler beim Erzählen zu photographieren und zu filmen. Man macht dabei freilich aus dem schlichten, früher für anonym gehaltenen Überlieferungsträger so etwas ähnliches wie einen Rollensprecher, beinahe einen Schauspieler, aus dem Menschen einer Gemeinschaft eine Individualität, ob zu Recht oder zu Unrecht, läßt sich kaum schon entscheiden³⁵⁾.

Diese Überlegungen führen mit einigem Recht zu weiteren hin, die auch in Fachkreisen gar nicht so selten angestellt werden: inwieweit nämlich die Volkskunde ihr eigenes Objekt verändere oder gar „zerstöre“. Das Kennenlernen und Bewußtmachen der Gegenstände dieser Überlieferungswelt soll von Einfluß, von Rückwirkung darauf sein. Die „Folklorismus“-Kritiker haben befürchtet, daß die Trachtenvereine uns die letzte Kenntnis der eigentlich getragenen Trachten nehmen, und Johann Kruse hat bei der Anlegung seines „Archivs für

³³⁾ Arthur Haberlandt, Die deutsche Volkskunde. Eine Grundlegung nach Geschichte und Methode im Rahmen der Geisteswissenschaften (= Volk, Bd. I). Halle/Saale 1935.

³⁴⁾ Gottfried Henßen, Überlieferung und Persönlichkeit. Die Erzählungen und Lieder des Egbert Gerrits. Münster 1951.

³⁵⁾ Karl Haiding, Ländliche Erzählertypen (Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Bd. LIV, Graz 1963, S. 117 ff.).

Derselbe, Das Erzählen bei der Arbeit und die Arbeitsgruppe als Ort des Erzählens (in Arbeit und Volksleben. Deutscher Volkskundekongreß 1965 in Marburg, hg. Gerhard Heilfurth und Ingeborg Weber-Kellermann, = Veröffentlichung des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung. Reihe A, Bd. 4, Göttingen 1967, S. 292 ff.).

die Kunde des Hexenwahn³⁶⁾“ ziemlich grimmig gemeint, die Volkskundler hätten mit ihren Veröffentlichungen von Hexensagen die ganze Hexengeschichte erst wieder in Schwung gebracht³⁶⁾. Für eine beobachtende Wissenschaft sind solche Vorwürfe nicht sehr angenehm; ich glaube, jeder wirkliche Sammler, Aufzeichner und Veröffentlichender hat sich dabei manchmal schon wahre Gewissensqualen gemacht. Bei der Überprüfung der editorischen Hinweise von Herausgebern mehr oder minder „erotischer Volkslieder“ läßt sich das sehr gut feststellen³⁷⁾. Aber im Grunde sind alle diese Erscheinungen freilich bei weitem nicht so belangreich, wie man vielleicht meinen möchte. Nicht nur der Bestand, sondern auch der Wandel aller Erscheinungen innerhalb dieses Bereiches will beobachtet werden. Es kommt also hier wie überall auf den richtigen Griff an, ob der Bearbeiter und Darsteller „fündiges“ Material aufgegriffen hat oder aber taube Nüsse.

Da häufen sich also die Probleme, bevor man noch in den Innenhof auch nur der Stoffsammlung und Stoffaufbereitung eingetreten ist. Dazu wieder einige Hinweise. Selbstverständlich hat man auch früher schon festgehalten, was es in den einzelnen Ländern und Landschaften an Nationalspeisen, an Festtagsgerichten gegeben hat. Eine „Speisenvolkskunde“ ist da und dort ins Leben getreten, ob man sich nun dem Gebiet vom hypothetischen Bereich der „primitiven Speisenerbereitung“ oder von dem sehr realen Grenzbezirk der alten Kochbücher aus zu nähern mochte³⁸⁾. Heute ist man mit all dem nicht mehr zufrieden. Eine „Ethnologische Nahrungsforschung“³⁹⁾ will alles

³⁶⁾ Johann Kruse, Hexen unter uns? Magie und Zauberglauben in unserer Zeit. Hamburg 1951.

Hinrich Kruse, Renaissance des Aberglaubens. Ein Beitrag zur Mythologisierung der Heimat (Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Bd. 68, 1953, Nr. 6, S. 180 ff.).

³⁷⁾ Gustav Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwald. 2 Bde. Prag 1930/1937. Davon eine nur für Bibliotheken bestimmte Lieferung Erotische Volkslieder.

Rolf Wilh. Brednich, Erotische Lieder aus 500 Jahren. Texte mit Noten und Begleitakkorden (= Fischer-Taschenbuch, 2953) Frankfurt a. M. 1979.

³⁸⁾ Leopold Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich. Bd. I. Horn 1966. S. 338 ff.

³⁹⁾ Günter Wiegelmann, Alltags- und Festspeisen. Wandel und gegenwärtige Stellung (= Atlas der deutschen Volkskunde, N. F. Beiheft 1) Marburg 1967.

Hans J. Teuteberg und Günter Wiegelmann, Der Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung (= Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im neunzehnten Jahrhundert, Bd. III) Göttingen 1972.

genauer wissen. Eine kundige alte Frau muß den ganzen Vorgang, sagen wir das Backen eines speziellen Pfannkuchens, genau vor den Linsen der Kameras durchführen. Ein Film begleitet alle Handgriffe dabei, und Standphotos von allen Phasen entstehen⁴⁰⁾. Man spricht von „Dokumentation“ und glaubt, mit dem betreffenden Film ein völlig echtes Zeugnis dieser Art des Lebens und Arbeitens im Archiv zu haben. Nicht genug damit, veröffentlicht man die hundertfünfzig Standphotos auch noch; man kann auf diese Weise stattliche Bände füllen.

So werden aber doch vielleicht Methoden, die beim Volkstanz berechtigt sein mögen, auf Gebiete übertragen, die einer derartigen Dokumentation, zumal in der Form der Veröffentlichung, kaum bedürfen. Es stellen sich dementsprechend innerhalb des Faches Unmutsreaktionen ein: Kein Mensch hat vor der Ära des Fernsehens einen einzigen Antlaßtritt in Nordtirol jemals gefilmt oder in Phasenbildern veröffentlicht, obwohl das eine durchaus dankbare Aufgabe gewesen wäre. Das einzige künstlerische Bild, das es davon gab – und es hat wirklich eines davon gegeben⁴¹⁾ – ist von der betreffenden öffentlichen Kunstsammlung, die es besessen hat, wieder in den Antiquitätenhandel abgetauscht worden. Aber die Handgriffe der alten Köchin beim Krapfenbacken, die man immerhin in der eigenen mütterlichen Küche alljährlich hätte beobachten können, die werden nunmehr mit solchen Mitteln festgehalten und auch publiziert? Eine verhältnismäßig wohlhabende Zeit scheint hier gewisse Maße zu verlieren. Gleiches gilt offenbar auch für andere Gebiete, beispielsweise für das uferlose Variantensammeln auf dem Volkserzählbereich. Die gleichen Geschichten in den gleichen Landschaften zum hundertsten Mal aufschreiben zu lassen, um sie nicht nur in den Erzählarchiven katalogisiert ablagern zu lassen, sondern womöglich auch wieder in neuen Auswahlbänden zu veröffentlichen, das liegt ziemlich deutlich an der Grenze dessen, was man noch als „notwendig“ oder auch nur als „nützlich“ wird bezeichnen können. Man merkt all das besonders, wenn man Schwellformen der Erzählforschung, wie beispielsweise das

⁴⁰⁾ Suzanne Tardieu, *La vie domestique dans le Maconnais rural préindustriel* (= Travaux et mémoires de l'Institut d'Ethnologie Bd. LXIX) Paris 1964.

⁴¹⁾ Matthias Mayer, *Der Brixentaler Antlaßtritt. Brixen im Tal (Tirol) 1946*.

Das von der Österreichischen Galerie abgetauschte Bild von Blaas findet sich im brauchgeschichtlichen Zusammenhang schon abgebildet bei Michael und Arthur Haberlandt, *Europa und seine Randgebiete* (= Ill. Völkerkunde, hg. Georg Buschan, Bd. I/2). Stuttgart 1926. Abb. 100 auf S. 197.

probeweise Aufzeichnen des „alltäglichen Erzählens“ verfolgt⁴²⁾. Da geht es bereits ebenso um in Wahrheit Unnötiges wie bei gewissen Formen der Sprachwissenschaft, die sich mit der Syntax der Umgangssprache beschäftigen⁴³⁾. Aber die Sprachwissenschaft hat eben die Erarbeitung ungeheurer wichtiger Stoffmengen bereits hinter sich und kann sich daher vielleicht gelegentlich solche Ausflüge in die Bereiche des Tratsches leisten. In der Volkskunde ist dagegen doch noch sehr viel tatsächlich wichtiger Stoff zu bewältigen.

Man merkt vielleicht die Unterschiede von „wichtig“ und „unwichtig“ in der Freude des Aufzeichnens weniger, besonders wenn eine gewisse persönliche Affinität zum Stoff gegeben ist. Sobald man sich aber methodisch mit der Aufarbeitung, vor allem mit der Darstellung, zu beschäftigen hat, müßten die Unterschiede doch zur Auswirkung kommen. Man kann sich aber auch da vielleicht wieder mit Beispielen weiterhelfen:

In den Wallfahrten alten Stils hängen oft noch handgemalte Votivtafeln, jeweils Darstellungen eines bestimmten Unglücksfalles, mit der Angabe des bestimmten Heiligen, an den sich die Votanten vertrauensvoll wendeten, und mit dem oft ausführlichen Text⁴⁴⁾. In den Großstadtwallfahrten sind die barocken Tafeln meist schon in der Aufklärungszeit verschwunden. Mit dem Aufkommen gewisser französischer Frömmigkeitsformen sind dann im späten 19. Jahrhundert die Marmortafeln mit dem kurzen Text eingezogen, die vielfach in genauer Ordnung in die Wände der Gänge der Gnadenkapellen eingemauert wurden⁴⁵⁾. Nun wird man von einer volkskundlichen Sammlung mit

⁴²⁾ Hermann Bausinger, *Strukturen des alltäglichen Erzählens* (Fabula Bd. I, Berlin 1959, S. 239 ff.).

Derselbe, *Art. Alltägliches Erzählen* (Enzyklopädie des Märchens, hg. Kurt Ranke. Bd. I, Berlin 1972, Sp. 323 ff.).

⁴³⁾ Blanka Horacek, *Satzmorphologische Betrachtungen zur Alltags- und Dichtersprache* (Mundart und Geschichte. Festschrift für Eberhard Kranzmayer. Hg. Maria Hornung, Wien 1967, S. 25 ff.).

⁴⁴⁾ Leopold Schmidt, *Votivbilder aus Österreich. Neuerwerbung des Österr. Museums für Volkskunde 1946–1958. Katalog der gleichnamigen Ausstellung Wien 1959.*

Lenz Kriss-Rettenbeck, *Das Votivbild*. München 1958.

Klaus Beitzl, *Votivbilder. Zeugnisse einer alten Volkskunst*. Salzburg 1973.

Edgar Harvolk, *Votivtafeln. Bildzeugnisse von Hilfsbedürftigkeit und Gottvertrauen*. München 1979.

⁴⁵⁾ Leopold Schmidt, *Wiener Volkskunde. Ein Aufriß*. Wien und Leipzig 1940. S. 95 ff.

einem gewissen Recht verlangen können, daß sie sich der Erwerbung, Pflege und Darbietung möglichst vieler alter gemalter Votivtafeln annimmt; sie gehören vielleicht sogar zu ihrem aussagekräftigsten Besitz. Man wird aber kaum verlangen, daß sie nun auch eine gleich große Zahl von nüchternen Marmortafeln erwirbt, die wohl die gleiche Funktion besitzen, denen aber eben alle anderen Qualitäten dieser Votivtafeln abgehen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß man sich nicht rein akademisch vorstellen könnte, der eine oder anderen Dissertant könnte sich nicht auch mit den Marmorvotivtafeln, mit den sie herstellenden Steinmetzen usw. beschäftigen. Im Bereich der Großstadtvollskunde werden sich mitunter solche Notwendigkeiten ergeben. Aber man wird die Arbeit doch wohl gegenüber einer Aufnahmearbeit der alten gemalten Votivtafeln einer Landschaft⁴⁶⁾ oder einer barocken Großwallfahrt gegenüber vermutlich doch als „minder wichtig“ einstufen dürfen. Die Folgerungen für die Museen sind vermutlich ähnlich: Man wird dort gern viele alte gemalte Votivtafeln besitzen, sollte aber vielleicht doch danach trachten, wenigstens Proben der Marmortafeln auch zu erwerben, und ansonsten die Unterschiede dieser beiden Gruppen beispielsweise in Photomontagen zur Geltung bringen.

Ähnlich mag es sich verhalten, wenn man die Erforschung der alten mündlich überlieferten Volksrätsel jener der in Tausenden von Zeitungen dauernd abgedruckten Kreuzworträtsel vorzieht: Solche Unterschiede hinsichtlich der Wichtigkeit sind gegeben, ihr absichtliches Übersehen mutet snobistisch an⁴⁷⁾.

Es bedeutet vielleicht eine gewisse Erleichterung für die allgemeinere Kenntnisnahme der Stoffe der Volkskunde und der darangewendeten Methoden, wenn man überlegt, daß es ganz verschiedene Möglichkeiten der Aufbereitung und Darstellung gibt. Man kann eine geschlossene Gruppe von Votivtafeln oder von Hinterglasbildern, von Lebzeltenmodellen oder von Zunftkrügen zu erfassen versuchen. Man kann aber gelegentlich auch überlegen, daß alle diese Gegenstände auch in einem anderen Beziehungssystem gesehen werden können. Ein

⁴⁶⁾ Klaus Beitzl, Die Votivbilder der Montafoner Gnadenstätten (Jahrbuch 1963 des Vorarlberger Landesmuseumsvereines, Bregenz 1964. S. 70 ff.).

Klaus Anderegg, Durch der Heiligen Gnad und Hilf. Wallfahrt, Wallfahrtskapellen und Exvotos in den Oberwalliser Bezirken Goms und Östlich-Raron (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 64). Basel 1979.

⁴⁷⁾ Hermann Bausinger, Rätsel-Fragen (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 17/18, Bonn 1966/67. S. 48 ff.).

großer Teil der herkömmlichen Volkskunde ist als Herkunfts- und Verbreitungsforschung zu verstehen, das heißt, an den Stoff werden historische und geographische Fragen gestellt. Mit der Herkunftsfrage, mit der „Historisierung“ kann man auch Ernst machen, indem man ganz positivistisch fragt, wie alt nun das jeweilige Objekt wirklich sein kann: Das geht in Mitteleuropa zumindest für die Neuzeit gar nicht so schwer, da eine ganz ungewöhnlich große Zahl von Objekten datiert ist⁴⁸⁾. Ein Querschnitt durch eine beliebige Sammlung ergibt, daß ungefähr ein Zehntel aller größeren Objekte, von den Möbeln bis zu den Brautleintüchern, die Jahreszahlen ihrer Entstehung tragen. Von diesen datierten Stücken ausgehend, lassen sich die undatierten ganz gut zeitlich bestimmen, ein großer Gewinn einer sonst nur sehr oberflächlichen geschichtlichen Zuordnung gegenüber.

Für die Sammlungen, die auf eine Steigerung der fachinternen Erkenntnisse Wert legen, ergeben sich daraus besondere Möglichkeiten. Man kann Majolikakrüge von 1700 bis 1850 aneinanderreihen und hat dann für eine oder mehrere Landschaften eine gewisse Reihung gegeben⁴⁹⁾. Man kann aber den Majolikakrug von 1700 auch neben den Lebzeltenmodel aus dem gleichen Jahr und vor den Brautkasten mit derselben Jahreszahl stellen und gewinnt damit eine ganz andere, weiterführende Möglichkeit. Von einer Volkskunst in Vorarlberg war schon öfter die Rede, von einer Volkskunst des Jahres 1700 dagegen noch nie. Das Thema verlockt zu näherem Zusehen. Nimmt man etwa das Jahr 1968, so kann man sich Jahrhundertquerschnitte als möglich und aufschlußreich vorstellen: 1468 ergibt in den meisten Sammlungen freilich noch so gut wie nichts, die spärlichen Reste mittelalterlicher Gebrauchskunst, wenn sie im Museum überhaupt vorhanden sein sollten, sind wohl nicht datiert. 1568 kann dagegen sicher schon mit einem datierten Krug, vielleicht auch mit einer Truhe, aber auch mit einer Stickerei aufwarten, und man wird aus dem Archiv ein Flugblattlied, aus der Bibliothek vielleicht den Druck eines Schwankbuches dazulegen können. Für 1668 werden sich Votivbilder finden, Handwerkermeisterstücke, Türkenerinnerungen. Für 1768 ist dann alles vorhanden, was die alte Volkskunst in ihrer Blütezeit geleistet hat: Vom

⁴⁸⁾ Leopold Schmidt, Die Historisierung der Volkskunde als museologisches Problem (Forschung und Fortschritte, Bd. 37, Berlin 1963, H. 8, S. 249 ff.).

⁴⁹⁾ F. H. König, Alt-Gmundner Fayencen. Eine Handwerkskunst aus dem Salzkammergut (17.–19. Jahrhundert). Linz 1964.

Walter Dexel, Keramik. Stoff und Form. Braunschweig – Berlin 1958.

Derselbe, Das Hausgerät Mitteleuropas. Wesen und Wandel der Formen in zwei Jahrtausenden. Deutschland, Holland, Österreich, Schweiz. Braunschweig – Berlin 1962.

Möbel zum Geschirr, vom Gerät zum Gewebe, und dazu alles aus dem Bereich des unendlich breiten Beiwerkes vom Andachtsbild bis zum Flugblattdruck, alles also, was unsere Sammlungen im allgemeinen mehr verwahren als darbieten können. Für 1868 wird die Auswahl wieder schmaler, nicht zuletzt auch deshalb, weil man um 1886 oder 1896, als man die volkskundlichen Sammlungen gründete, so „junge“ Stücke kaum schon erwerben mochte. Aber es hat sich wohl seit achtzig Jahren da manches nacherwerben lassen⁵⁰⁾.

Das wären also Jahrhundertquerschnitte, die sich tatsächlich herstellen ließen, mit Originalbelegen, in manchen Fällen vielleicht auch mit dazupassenden Kopien oder Reproduktionen: Volkskundliche Sammlungen sind keine Kunstsammlungen, für uns bestehen keine Bedenken, Kopien, Photomontagen, Karten und andere Schauhilfen neben Originale zu stellen und zu hängen. Wesentlich ist ja nur, dann festzustellen und festzuhalten, was ein derartiger Querschnitt durch ein Jahr eines Jahrhunderts eigentlich ergeben hat. Man wird den Gehalt mit den geschichtlichen Ereignissen konfrontieren, vielleicht mit anderen, an das Jahr gebundenen markanten Ereignissen. Vielleicht lassen sich einige Leitlinien dann durchziehen, die auch für andere Gebiete und Anschauungen von Bedeutung sind. Es hat sich ja noch immer herausgestellt, daß derartige Arbeiten, wenn sie nur konsequent durchgeführt werden, die betreffende Richtung wohl nur bis zu einem gewissen Grad fördern konnten; dann aber für eine andere, unter Umständen gar nicht benachbarte, wichtig, weiterführend wurden. Wenn wir beispielsweise von den Jahren um 1860 sprechen: Wer hätte schließlich gedacht, daß die auf Erfassung der mythischen Fruchtbarkeitswesen hin angestellten Umfragen von Wilhelm Mannhardt, im Jahr 1865 ausgeschiedt und nie vollständig ausgewertet⁵¹⁾, ein volles Jahrhundert später zu einer ganz außerordentlich wertvollen Interpretationsgrundlage für die Probleme der volksgesellschaftlichen Gliederung im Arbeitsbrauch werden könnten⁵²⁾.

⁵⁰⁾ Lothar Pretzell, *Kostbares Volksgut aus dem Museum für deutsche Volkskunde zu Berlin. Katalog der gleichnamigen Ausstellung*. Berlin 1967.

Lebendiges Gestern. Erwerbungen von 1959 bis 1974. Museum für deutsche Volkskunde (= Festschrift für Lothar Pretzell zum 65. Geburtstag) Berlin 1975.

⁵¹⁾ Richard Beitzl, Wilhelm Mannhardt und der Atlas der deutschen Volkskunde (*Zeitschrift für Volkskunde*, Bd. 4, Berlin 1933, S. 70 ff.).

⁵²⁾ Ingeborg Weber-Kellermann, *Erntebrauch in der ländlichen Arbeitswelt des 19. Jahrhunderts* (= Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung, Bd. 2). Marburg 1965.

Auch von diesem Gesichtspunkt einer mehrseitigen Fruchtbarmachung aus könnte man hier nochmals auf das oben ausgeführte Beispiel der volkskundlichen Kunstinterpretation zurückgreifen. Vor allem zu den Jahresquerschnitten des 19. Jahrhunderts würde die bildende Kunst, würden die Zeichnungen und Gemälde von der Romantik bis zum Naturalismus ungemein viel an Anschauung vermitteln und gleichzeitig dartun, wie die betreffenden Künstler dieses Stoffgut bewältigt haben.

Für die Mitte des 19. Jahrhunderts käme da beispielsweise in Wien vor allem Georg Ferdinand Waldmüller in Betracht, dessen Werk sich als immer reicher an derartigen Zügen erweist⁵³). Aber auch sein, man könnte fast sagen, künstlerischer Gegenpol, der Sieveringer Schustermaler Michael Neder, wäre hier mit großem Gewinn heranzuziehen⁵⁴). Seine Blicke in Wirtshäuser und Weinkeller, Bauernstuben und Tanzplätze ergeben für das biedermeierliche Vorstadt-Wien ungewöhnlich viel an gestaltetem Anschauungsgut. Von hier kann der vergleichende Blick für viele Landschaften ähnliche Künstler und deren volkskundlich ertragreiche Arbeiten feststellen: für Bayern etwa Wilhelm von Kobell⁵⁵) und wohl nicht minder Johann Georg Dillis⁵⁶),

⁵³) Bruno Grimschitz, Ferdinand Georg Waldmüller. Leben und Werk. Wien 1943.

(Fritz Nowotny), Unvergängliches Österreich. Ferdinand Georg Waldmüller und seine Zeit. Katalog der gleichnamigen Ausstellung. Essen 1960.

Maria Buchsbaum. Ferdinand Georg Waldmüller. Leben und Werk. Salzburg 1978.

⁵⁴) Karl Hareiter, Michael Neder. Wien 1948.

⁵⁵) Waldemar Lessing, Wilhelm von Kobell. 2. Aufl., hg. und eingeleitet von Ludwig Grote. München 1966.

Siegfried Wichmann, Katalog der Gedächtnis-Ausstellung zum 200. Geburtstag des Malers Wilhelm von Kobell. 1766–1853. München 1966.

⁵⁶) Hans Karlinger, München und die Kunst des 19. Jahrhunderts. 2. Aufl. hg. Hans Thoma. München 1966.

Vgl. weiter den Katalog der Ausstellung: Von Dillis bis Piloty. Deutsche und österreichische Zeichnungen, Aquarelle, Ölskizzen 1790–1850. Aus eigenem Besitz. Staatliche Graphische Sammlung München 1979/80. Bearbeitet von Gisela Schaffler und Barbara Hardtwig. – Die Sach-Erläuterungen der Kunstwerke sind zum Teil etwas ergänzungsbedürftig, so bei Nr. 13 (Abb. 3) Dillis, Brücke bei Neuburg an der Donau. Dort handelt es sich nämlich nicht um ein „Floß mit Pferden“ (S. 21), sondern um einen Schiffszug, dessen Zugpferde gerade auf einer Platte stehen. Auch die beiden gekoppelten Zillen sind keine „Floße“. Darüber könnte man sich gut orientieren bei Ernst Neweklowsky, Die Schifffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau. Bd. I Linz 1952, Bd. II 1954, Bd. III 1964.

für Schwaben den lebenswürdigen Genremaler Johann Baptist Pflug⁵⁷⁾, für den Niederrhein die kaum schon beachteten Maler Adolf Schrödter und Peter Schwingen⁵⁸⁾, für Niedersachsen den bereits volkskundlich beachteten Carl Schröder⁵⁹⁾, für Schleswig-Holstein etwa Christian Carl Magnussen und so manchen seiner Zeitgenossen⁶⁰⁾. Wenn man über die deutschen Grenzen hinausblickt, wird man so manchen bedeutenden Maler noch finden, der hierhergehört, entweder schon beachtet wurde oder noch weiter beachtet, bearbeitet werden muß.

Es gibt sehr viele andere ähnliche Möglichkeiten. Die volkskundliche Sachforschung hat in den letzten Jahren viel an hierhergehörigen Bildzeugnissen erschlossen, und die von manchen Historikern angebahnte „Realienkunde“ beginnt zumindest für das Mittelalter nun auf ihren Spuren zu folgen⁶¹⁾. Wenn sich, wie dies in Österreich der Fall ist, ein ganzes Akademiejnstitut der „Realienkunde des Mittelalters“ anzunehmen beginnt, so müssen sich mit der Zeit bedeutsame Folgen einstellen⁶²⁾.

Wesentlich bleibt sicherlich auch der Gesichtspunkt, daß sich solche künstlerische Zeugnisse durchaus nicht nur für engräumig heimatlich landschaftliche Sammlungen oder Jahresquerschnitte auswerten lassen würden. Das weite Wander- und Interessengebiet der

⁵⁷⁾ Max Zengerle, Johann Baptist Pflug. Ein Maler schwäbischer Idylle. Stuttgart 1957.

⁵⁸⁾ Karl Koetschau, Rheinische Malerei in der Biedermeierzeit. Zugleich ein Rückblick auf die Jubiläums-Ausstellung 1925 der Jahrtausendfeier der Rheinlande. Düsseldorf 1926. S. 216, 217.

⁵⁹⁾ Gerd Spies, Braunschweiger Volksleben nach Bildern von Carl Schröder (1802–1867). Braunschweig 1967.

⁶⁰⁾ Ernst Schlee, Schleswig-Holsteinisches Volksleben in alten Bildern. Flensburg 1963.

Wichtige Bilder dieser Art aus Nordwestdeutschland, die seit Jahren im Museum von Altona gesammelt wurden, sind beim Brand dieses Museums 1980 leider zugrundegegangen.

⁶¹⁾ (Hans Aurenhammer, Leopold Schmidt, Harry Kühnel, Gert Adamek), Alltag und Festbrauch im Mittelalter. Gotische Kunstwerke als Bilddokumente. Ausstellung in der Orangerie des Unteren Belvedere. Wien 1969/1970.

⁶²⁾ Harry Kühnel, Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Versuch einer Darstellung – Erfordernis der Gegenwart (Festschrift zum 70. Geburtstag von Karl Lechner = Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Bd. XXXVII, Wien 1967, S. 215 ff.)

niederländischen und der deutschen Maler vor allem im 17. und 18. Jahrhundert würde es beispielsweise auch so manchen Vergleichssammlungen an großen Volkskundemuseen ermöglichen, ihre Bestände auf diese Weise zu erläutern und schaubarer zu machen. Die oft reichen Bestände sehr vieler Galerien gerade an solchen Bildern aus Italien beispielsweise würden volkskundlich außergewöhnlich gut zu nutzen sein, wogegen sie kunsthistorisch doch meist im Schatten der wenigen bekannten Meisterwerke stehen⁶³⁾.

Ähnliches gilt für das immer noch viel zuwenig erschlossene Gebiet der biographischen und literarischen Zeugnisse zur Volkskultur. Im gleichen Augenblick, in dem man so eine Mahnung hinschreibt, leuchtet das dankbare Gedenken an so manche Philologie auf, die sich der „Wörter und Sachen“ in einem Ausmaß angenommen hat, daß jede gegenwärtige und künftige Volkskunde ihr dankbar verpflichtet bleiben muß. Es bleibt also der dankbare Hinweis, daß beispielsweise die Schüler und Lehrer der großen Hamburger Schule der Sachromantik geradezu systematisch die Reisebeschreibungen älterer Zeit für spanische und italienische Volkskunde ausgewertet haben. Wer mit den Gegenständen zu tun hat, weiß, wieviel in Carl-Heinz Vogelers Auszügen aus älteren deutschen Reisebeschreibungen aus der Zeit zwischen 1760 und 1860 enthalten ist⁶⁴⁾. Aber es wäre undankbar, hier nur der Vergangenheit zu gedenken, oder nur der deutschen Sammlung und Forschung. Für den Leser vieler disparater Erscheinungen drängt sich doch gerade der Gedanke auf, wieviel an ähnlichen Erkenntnissen gerade für Spanien der amerikanischen Gesellschaft für spanische Forschungen zu verdanken ist, nicht zuletzt auch an Bekanntmachung von spanischen Trachtenmalern⁶⁵⁾. Und selbst einigermmaßen modische Reisebeschreibungen wie der wuchtige Band „Iberia“ von James A. Mitchener sollten nicht vergessen sein⁶⁶⁾.

Nur: Von einem sachgerechten Einbau solcher älterer und neuerer Zeugnisse kann bisher kaum die Rede sein; alle neueren Darstellungen, die an dem unvollendeten Gebäude einer „Vergleichenden

⁶³⁾ Friedrich Schnack, Die Welt der Arbeit in der Kunst. Stuttgart 1964.

⁶⁴⁾ Carl-Heinz Vogeler, Spanisches Volkstum nach älteren deutschen Reisebeschreibungen (1760–1880) (= Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen, Bd. 34). Hamburg 1941.

⁶⁵⁾ Ruth Matilda Anderson, Costumes painted by Sorolla in his Provinces of Spain. New York 1957.

⁶⁶⁾ James A. Mitchener, Iberia. Deutsche Übersetzung München 1969.

Volkskunde“ weiterzubauen versuchen⁶⁷⁾, haben davon bisher ebenso wenig wie von den Bildzeugnissen Gebrauch gemacht. Freilich läßt sich das verstreute Wort- und Bildzeugnismaterial von einzelnen Forschern kaum aufbereiten; es wären archivartige Sammlungen erforderlich, ähnlich wie ja auch die Arbeitsgeräteforschung erst eine gewisse Neubelebung gefunden hat, seitdem die verstreuten Musealbestände in Bildarchiven dokumentiert werden⁶⁸⁾. Aber auch hier stehen wir doch erst bei Anfängen, und die bisher bestehenden Institute haben es wohl noch kaum verstanden, sich solchen echten Problemen aufzuschließen, Bearbeiter heranzubilden, und was sonst an reiner Praxis in der Wissenschaft eben geleistet werden muß.

IV

Wenn man in den sechziger Jahren das Vorlesungsverzeichnis einer deutschen Universität aufschlug, so konnte man dort unter Umständen eine volkskundliche Vorlesung mit dem Titel „Das tägliche Leben“ vorfinden⁶⁹⁾. Das mutete damals wie eine Neuerung an, eine Neuerung jedenfalls gegenüber jenen vielen Vorträgen, Vorlesungen und Veröffentlichungen, die sich durchaus nicht mit dem „täglichen“, sondern im Gegenteil mit dem „festlichen“ Leben beschäftigt haben und noch beschäftigen. Ihr Gegenstand hat die längste Zeit als ein Hauptstück der volkskundlichen Forschung und Lehre gegolten.

Die Frühzeit, also die Vorläuferzeit der Volkskunde um 1800, hat diese Betonung des festlichen Elementes kaum schon gekannt. In den katholischen Ländern war das kirchliche Brauchtum trotz der Aufklärung im wesentlichen noch intakt, und in den protestantischen wußte man davon nichts, hielt eher so etwas wie Brauchtum für papistisch und

⁶⁷⁾ IRO-Volkskunde. Europäische Länder, Beharrung und Wandel der europäischen Volkskultur in der Gegenwart. Hg. Torsten Gebhard und Josef Hanika. München 1963.

⁶⁸⁾ Wolfgang Jacobeit, Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Volkskunde (= Veröffentlichung des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 37). Berlin 1965.

Torsten Gebhard und Helmut Sperber, Alte bäuerliche Geräte aus Süddeutschland. 2. Aufl. München 1978.

⁶⁹⁾ Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Marburg 1967.

abergläubisch⁷⁰). Reste davon scheinen sich übrigens bis in die Gegenwart erhalten zu haben, und so manche neuaufklärerische Richtungen denken offenbar immer noch so wie die Vorgänger, die uns mitunter doch nur wie raunzerische Banausen vorkommen.

Erst mit der Romantik tritt hier eine gewisse Änderung ein, zum Teil wohl auch durch das nähere Kennenlernen des farbenfrohen Festbrauches innerhalb und außerhalb des kirchlichen Bereiches, wie er vor allem in Italien den Reisenden so überaus stark entgegentrat. Und nach Italien reiste man nun eben auf den Spuren Winckelmanns und Goethes in Klassizismus und Biedermeier mit immer wieder erstaunlicher Intensität. Um 1840 erfolgte sichtlich ein gewisser Umschwung, und nach 1850 wird die Anteilnahme dann schon recht groß: Von der Reisenotiz zur Aufzeichnung, von der einfachen Skizze im Taschenbuch zur Illustration in den nunmehr aufkommenden großen deutschen Zeitungen.

Gerade zeitgerecht übernimmt Otto Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld seine wissenschaftsgeschichtliche Mission, zunächst für kleinere Landschaften, dann aber für ganz Europa so etwas wie Festkalender zu schaffen. Sein „Festliches Jahr“ wird geradezu zu einem Schlagwort⁷¹). Was er vor allem für die germanischen Völker zusammengetragen hat, an „Sitten und Gebräuchen, Aberglauben und Festen“ regt zumindest die volkstümliche Sammlung und Darstellung in den verschiedensten Landschaften mehr als alles andere an, mehr sogar als Jacob Grimms „Deutsche Mythologie“, die an sich als schöpferisch anregende Hauptkraft im 19. Jahrhundert angesprochen werden kann⁷²). Aber Grimms aus tausend Quellen zusammengetragener Stoff bietet andere Anregungen als Reinsberg-Düringsfelds stoffreiches, aber doch allenthalben ergänzungsfähiges Buch. Schon 1860 hat er selbst einen „Festkalender aus Böhmen“ geliefert, eine überaus wichtige Zusammenfassung vieler verstreuter, sonst kaum gekannter

⁷⁰) Heinz Lohoff, Ursprung und Entwicklung der religiösen Volkskunde (= Deutsches Werden, H. 6). Greifswald 1934.

Felix Hensel, Frömmigkeit in Beharrung und Wandel. Überlegungen zum Verständnis religiös-volkskundlicher Forschung als theologischer Disziplin (in: Heilige in Geschichte, Legende, Kult. Beiträge zur Erforschung volkstümlicher Heiligenverehrung und zur Hagiographie. Hg. Klaus Welker. Karlsruhe 1979. S 1 ff.).

⁷¹) Otto Frh. von Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr. In Sitten, Gebräuchen, Aberglauben und Festen der Germanischen Völker. 2. Aufl. Leipzig 1898.

⁷²) Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, 3 Bde. 4. Ausgabe hg. Elard Hugo Meyer. Gütersloh o. J. Neudruck mit Einleitung von Leopold Kretzenbacher, Graz 1968.

Vorveröffentlichungen, und noch ohne Trennung nach Sprachnationen⁷³). Und dieses „Festliche“, das den nun einmal erfaßten und geschilderten Bräuchen im Jahreslauf innewohnen soll, wird, auch fern von der katholischen Kirche, auf die doch in Wirklichkeit so viel davon zurückgeht, immer erneut betont. Das „Festliche Jahr“ von Reinsberg-Düringsfeld erlebt 1898 eine Neuauflage, die für die nunmehr einsetzende kleinlandschaftliche Neusammlung gerade zurechtkam. Paul Sartori, der das Gesamtgebiet von „Sitte und Brauch“ im deutschen Sprachbereich zu überblicken sich anschickte, konnte den dritten Teil seines Werkes, der späterhin bei weitem am meisten gelesen und benützt werden sollte, 1914 mit „Zeiten und Feste des Jahres“ betiteln⁷⁴). Im gleichen Jahr erteilte der Schwede Martin P. Nilsson mit seinem Büchlein „Die volkstümlichen Feste des Jahres“ noch seinen religionsgeschichtlichen Segen dazu⁷⁵). Da standen freilich schon Wilhelm Mannhardt mit seinen „Wald- und Feldkulten“ und James George Frazer mit seinem „Golden bough“ dahinter⁷⁶). Handfester, stoffreicher und deshalb auch langlebiger wurde die von den Niedersachsen Eduard Kück und Heinrich Sohnrey geschaffene Zusammenstellung „Feste und Spiele des deutschen Landvolkes“, 1925 erschienen und mehrmals wieder aufgelegt⁷⁷). Von den zahlreichen landschaftlichen Ablegern braucht hier gar nicht gesprochen zu werden. Aber es bleibt doch betonenswert, daß Eduard Hoffmann-Krayer 1913 seine „Feste und Bräuche des Schweizervolkes“ herausgebracht hat, für die festfreudige Schweiz übrigens keine eigentliche Novität, da dort

⁷³) Otto Frhr. von Reinsberg-Düringsfeld, Festkalender aus Böhmen. Prag 1864.

⁷⁴) Paul Sartori, Sitte und Brauch, Bd. 3 (= Handbücher zur Volkskunde, Bd. VII/VIII). Leipzig 1914.

⁷⁵) Martin P. Nilsson, Die volkstümlichen Feste des Jahres (= Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart, 3. Reihe, 18. Heft). Tübingen 1914.

⁷⁶) Wilhelm Mannhardt, Wald- und Feldkulte. 2 Bde. Berlin 1875/1877.

Derselbe, Mythologische Forschungen. Aus dem Nachlaß hg. von Hermann Patzig (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker, Bd. LI) Straßburg 1884.

James George Frazer, The Golden Bough. A Study in Magic and Religion. Third Edition. 7 Teile in 12 Bänden. London, 1911–1914.

Dasselbe, Abridged Edition. London 1974.

⁷⁷) Eduard Kück und Heinrich Sohnrey, Feste und Spiele des deutschen Landvolkes. Berlin 1925.

schon so manches Buch über die bodenständigen Feste erschienen war, so beispielsweise 1884 der Band „Schweizerische Volksfeste, Sitten und Gebräuche“ von Heinrich Herzog, den man auch heute noch mit Gewinn heranzieht⁷⁸⁾. Aber Hoffmann-Krayers solid fundiertes Buch ist bekannter als seine Vorläufer geworden, es hat zudem auch 1940 noch eine Neuauflage, durch einen sehr dazu Berufenen, nämlich durch Paul Geiger, gefunden⁷⁹⁾. Zwanzig Jahre später ist die Besinnung auf den schweizerischen Festbrauch auch ins Museum eingezogen, Theodor Gantner hat sich in Basel mit viel Erfolg gerade der Darstellung des volkstümlichen Festbrauches in der Schweiz annehmen können, mit Heranziehung von Schrift- und Bildzeugnissen, die bisher dafür kaum verwertet worden waren⁸⁰⁾.

In die gleichen Jahre wie Paul Geigers Neuauflage von Hoffmann-Krayers Brauchtumsbuch fallen auch die Bemühungen von Gustav Gugitz in Wien, einen österreichischen Festkalender zu schaffen. 1949/50 ist, verzögert durch den Zweiten Weltkrieg, das zweibändige Werk „Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs“ erschienen⁸¹⁾, ein Werk, das freilich infolge der vielschichtigen Vorarbeiten seines Verfassers über die ähnlich betitelten Bücher hinausgeht. Es schließt auch in Österreich nicht an die Linie der Brauchschilderer an, die von Rosegger in Steiermark und von Ludwig von Hörmann in Tirol etwa zu Viktor von Geramb führt, der diese Erscheinungen unter dem Titel „Deutsches Brauchtum in Österreich“ zusammenzufassen versuchte⁸²⁾, zuerst 1924. Auch das Gerambs Werk ergänzende Buch seines Schülers und Nachfolgers Hanns Koren, „Volksbrauch im Kirchenjahr“, 1934, gab für Gugitz nur einige Hinweise⁸³⁾. Er hatte sich viel mehr in weit engerem Anschluß an die Traditionen der Historiker und Literarhistoriker ein bedeutendes Material an älteren Brauchzeugnissen erlesen, literarische und archivalische Belege, die

⁷⁸⁾ Heinrich Herzog, Schweizerische Volksfeste, Sitten und Gebräuche. Aarau 1884.

⁷⁹⁾ Eduard Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes. Neubearbeitung durch Paul Geiger. Zürich 1940.

⁸⁰⁾ Theodor Gantner, Der Festumzug. Ein volkskundlicher Beitrag zum Festwesen des 19. Jahrhunderts in der Schweiz. Basel 1970.

⁸¹⁾ Gustav Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs. Studien zur Volkskunde. 2 Bde. Wien 1949/50.

⁸²⁾ Viktor von Geramb, Sitte und Brauch in Österreich. 3. Auflage des Buches: Deutsches Brauchtum in Österreich. Graz 1948.

⁸³⁾ Hanns Koren, Volksbrauch im Kirchenjahr. Salzburg 1934.

zunehmend die Geschichte der Festbräuche in Österreich, vor allem in Wien, in den Vordergrund treten ließen. Die „Historisierung der Volkskunde“, um daran wieder anzuknüpfen, war auf diesem Wege ohne besondere theoretische Vorarbeit sehr weitgehend gefördert worden. Daß Gugitz andererseits zur mythologischen und dämonologischen Ausdeutung des Brauchtums die ganze ihm zugängliche ältere Volksglaubensliteratur heranzog, hat vielleicht die Erkenntnis und Anerkennung seiner Historisierung der Brauchtumsforschung einermaßen verdunkelt. In dieser Hinsicht fußte Gugitz sicherlich noch ganz auf dem 19. Jahrhundert, er versuchte von Grimm bis Frazer alles heranzuziehen, was ihm für seine Zwecke nützlich erschien. Das mag man also heute kritisch bewerten. Das Quellenmaterial dagegen, das er fast erstmalig erschlossen und eingeordnet hatte, sollte diese Deutungsversuche eigentlich in den Schatten treten lassen⁸⁴⁾.

Das haben im allgemeinen auch die Wortführer der „historischen Volkskunde“ neuerer Prägung erkannt, vor allem Hans Moser in München, der so viel eigenes auf diesem Gebiet zu geben hatte⁸⁵⁾. Diese Wortführer können ihre in bayerischen und fränkischen Archiven gewonnenen Brauchbelege⁸⁶⁾ doch zu beträchtlichen Teilen an den von Gugitz beigebrachten österreichischen Zeugnissen orientieren. Das „Festliche“, das Gugitz noch so stark im Sinn von Reinsberg-Düringsfeld gesucht hat, tritt aber sicherlich in dieser Schau allmählich dem „Täglichen“ gegenüber in den Hintergrund.

Das um ein Jahrzehnt verspätet erschienene Werk von Gugitz hat die Brauchtumsforschung ungefähr ein Vierteljahrhundert davor zurückgehalten, an ähnliche Konzeptionen heranzugehen. Es sind selbstverständlich landschaftliche Weiterführungen versucht worden, zum Teil im Zusammenhang mit Atlas-Befragungen, aber größere

⁸⁴⁾ Gustav Gugitz, Die Linzer Gnadenbilder und ihre Verbreitung durch das kleine Andachtsbild. Mit Anhang: Leopold Schmidt, Gustav-Gugitz-Bibliographie (Kunstjahrbuch der Stadt Linz, 1965, Sonderdruck 42 Seiten, mit 44 Abb.).

⁸⁵⁾ Hermann Bausinger, Karl-S. Kramer, Wolfgang Brückner, Hans Moser 75 Jahre alt. Mit Schriftenverzeichnis von Elfriede Moser-Rath (Bayerische Blätter für Volkskunde, Bd. 5, Würzburg 1978, H. 1, S. 3 ff.)

⁸⁶⁾ Hans Moser, Archivalische Belege zur Geschichte altbayerischer Festbräuche im 16. Jahrhundert (Staat und Volkstum. Festgabe für Karl Alexander von Müller. München 1933. S. 167 ff.).

Karl-Sigismund Kramer, Volksleben im Hochstift Bamberg und im Fürstentum Coburg (1500 bis 1800). Eine Volkskunde auf Grund archivalischer Quellen (= Beiträge zur Volkskulturforschung Bd. XV). Würzburg 1967.

Übersichten wurden nicht gewagt. Erst eine neue Generation, die sich unversehens mit einem beträchtlichen Material konfrontiert sah, versuchte sich wieder auf diesem Felde. Zwischen 1950 und 1970 hatten sich ja grundlegende Wandlungen abgespielt. Die volkskundlichen Institute waren im allgemeinen weder zahlreicher, noch größer, noch auch reicher geworden, ihre Aufzeichnungsaktionen mußten sich meist auf kleinere Seminar-Unternehmungen beschränken, und die wurden durch eine ansteigende Tendenz zur Kritik und Selbstkritik nicht gerade gefördert. Ganz anders die Sendeanstalten von Rundfunk und Fernsehen, die in diesem Vierteljahrhundert zu einer Macht wurden. Sie leisteten sich immer öfter Spezialisten, die sich mit „Volkskultur“ zu beschäftigen hatten, und die mit Tonband und Fernsehfilm mehr oder minder auf eigene Faust aufzuzeichnen begannen. Sie schufen eine neue Form der Dokumentation des Geschehens in der Gegenwart, und es ist noch durchaus nicht abzusehen, wie die Entwicklung in dieser Hinsicht weitergehen soll. Einige Vertreter dieser „beobachtenden Volkskunde“ haben zweifellos viel geleistet. Der wichtigste Vertreter in diesen Jahrzehnten war wohl Wilhelm Kutter in Stuttgart, der gewisse Gruppen des Jahresbrauchtums, vor allem das Fastnachtswesen, in immer steigendem Ausmaß zu beobachten und festzuhalten verstand⁸⁷⁾. Keine Frage, daß sich bei ihm ein Material angehäuft hat, das jenes eines Volkskundeinstitutes bei weitem übertrifft.

Wenn sich ein derartiger Rundfunk-Beobachter mit einem Spezialgebiet einließ, konnte das gute Folgen haben. Wenn andere dagegen allmählich ein Gesamtgebiet, beispielsweise das gesamte Jahresbrauchtum eines Landes, zu überschauen versuchten, mußten die Folgen unter Umständen zweifelhaft werden. Der eine oder andere davon hat tatsächlich schon versucht, das von ihm aufgezeichnete Material mit dem aus älteren Darstellungen gewonnene zusammenzusehen, und eine eigene neue Gesamtschau zu veröffentlichen. Das war beispielsweise bei Friedrich Haider in Tirol so, der 1970 ein sehr umfangreiches Buch über das Brauchtum in Tirol vorlegte⁸⁸⁾. Da haben sich selbstverständlich bald kritische Stimmen vernehmen lassen, welche dieses Zusammensehen von alt und neu, von abgestorben und neugewachsen nicht als besonders erfreulich ansahen. Andere Referenten des Rundfunks haben sich radikal vom alten Bestand gelöst und versuchen nunmehr, die von ihnen festgestellten Bräuche, ob alt oder neu, ob von der Fachwissenschaft schon registriert oder nicht, als ein

⁸⁷⁾ Wilhelm Kutter, Schwäbisch-alemannische Fastnacht. Unter Mitarbeit von Frieder Knauss. Künzelsau 1976.

⁸⁸⁾ Friedrich Haider, Tiroler Volksbrauch im Jahreslauf. Innsbruck 1968.

neues „Festliches Jahr“ vorzustellen. Das hat vor allem Gustav Fochler für Oberösterreich getan⁸⁹⁾, und man wird ihm bescheinigen müssen, daß er zumindest vielen Stoff zum Nacharbeiten in volkskundlichen Seminaren zusammengetragen und veröffentlicht hat. Seine wie ähnliche andere Darstellungen sind, wie kaum anders möglich, von den älteren Vorarbeiten beeinflusst, übernehmen die eine oder andere Interpretation, die zum geflügelten Wort geworden ist, und mindern so die Qualität ihrer Aufzeichnungen. Aber die Tatsache, daß mit diesen Veröffentlichungen, die zum Teil auf ganz systematischen Befragungen beruhen, sozusagen ein neuer Boden gelegt wurde, bleibt doch bestehen. Tanzen werden auf diesem Boden aber nicht die Verfasser, sondern erst ihre Nachfolger, die vermutlich durch die kritische Schule von volkskundlichen Seminaren werden gehen müssen.

Volkskunde hat es weiß Gott nicht nur mit dem Brauchtum im Jahreslauf und im Lebensring zu tun. Aber das Herausstellen des „Festlichen“ daran, und der seit einiger Zeit zu beobachtende Kampf des „Alltäglichen“ dagegen hebt dieses Zentralgebiet doch deutlich heraus, schafft die Bühne für die Erörterung von Musterfällen. Dazu gehört also diese ab und zu auftretende Ablehnung des „Festlichen“, die beispielsweise dazu geführt hat, daß Ende der sechziger Jahre an deutschen Universitäten Vorlesungen über das „Tägliche Leben“ gehalten wurden. Aber freilich, sie sind gar nicht von Erwägungen wie den unseren angeregt worden. Sie lassen sich vielmehr, wie fast selbstverständlich, ganz deutlich auf ausländische Einflüsse zurückführen. Der Vorlesungstitel ist sogar eine wörtliche Entlehnung von dem Titel eines dänischen Werkes „Dagligliv i Danmark i det nittende og tyvende arhundrede“, 1963/64 von Axel Steensberg herausgegeben⁹⁰⁾. Das sehr verdienstvolle Sammelwerk, das die ganze dänische Volkskundemannschaft jener Jahre aufgeboten hat, ist eigentlich nichts als eine einigermaßen kulturhistorisch angereicherte Volkskunde. Aber schon der Ausdruck „Volkskunde“ ist eben in Skandinavien nicht beliebt, im Gegensatz etwa zu den Niederlanden, wo er in den wissenschaftlichen Sprachschatz aufgenommen wurde. In Schweden hat Sigurd Erixon die englische „Folklore“ wie die deutsche „Volkskunde“ durch eine eigene Wortprägung, nämlich „Folklivsforskning“ zu ersetzen versucht. Von 1935 an hat er ein Institut geleitet, das dieser „Volkslebensforschung“ gewidmet war, und eine eigene Zeitschrift

⁸⁹⁾ Rudolf Fochler, Von Neujahr bis Silvester. Volkstümliche Termine in Oberösterreich. Linz 1971.

⁹⁰⁾ Axel Steensberg, Dagligliv i Danmark i det nittende og tyvende arhundrede. 2 Bde. Kopenhagen 1963/64.

„Folkliv“ herausgegeben⁹¹⁾). Hier wie dort wurde nichts als Volkskunde betrieben, aber sie sollte nicht so heißen. Der Hinweis soll nichts, kein Wort, gegen Erixon bedeuten, dessen hohe Verdienste um die schwedische und darüber hinaus um die ganze europäische Volkskunde völlig unbestritten sind⁹²⁾). Aber man muß sich doch im klaren darüber sein, daß in der geistig recht labilen Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg Anregungen wie die seine, den Namen „Volkskunde“ durch „Volkslebensforschung“ zu ersetzen, bei schwachen Naturen stimulierend wirken mußte, was für das Fach an sich nur von Schaden sein konnte.

Aus diesem schwedischen „Volksleben“, einem eher wenig besagenden Terminus, ist in Dänemark das „Tägliche Leben“ geworden, und damit wurde nun wieder von deutschen Kathedern herunter Eindruck gemacht. „Volksleben“ aber haben die gleichen deutschen Fachvertreter auch übernommen, haben sogar eine ganze Schriftenreihe mit diesem Titel gegründet, haben von 1963 bis 1970 nicht weniger als sechsundzwanzig Bände herausgebracht, die allerdings von recht unterschiedlichem Wert waren⁹³⁾). Der erste Band hieß „Der triviale Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert“, und das war ja nun ein Titel, der kein Vertrauen zu dem Unternehmen einflößen konnte. Aber mancher spätere Band war doch für das Fach nützlich. Jedenfalls kamen die Herausgeber, nachdem man sie auf die Abstammung des Titels „Volksleben“ gestoßen hatte, zu dem Schluß, daß er ihnen selber auch nicht mehr passe. Und 1970 nahmen sie dann mit dem 27. Band der Reihe „Abschied vom Volksleben“⁹⁴⁾). Er war auch danach. Wenn als letzter Aufsatz in diesem Band kritische „Anmerkungen zur ‚Volkskunde der Schweiz‘ von Richard Weiß“ geboten wurden, mochte man sich des ganzen Unternehmens nur mehr schämen. Richard Weiß ist eine der bedeutendsten Gestalten der Volkskunde in den zwei Nachkriegsjahrzehnten gewesen⁹⁵⁾). Seine Werke

⁹¹⁾ Festschrift für Sigurd Erixon zum 70. Geburtstag (= Folk-Liv Bd. 21 und 22, 1957/58). Stockholm 1958.

⁹²⁾ Gösta Berg, Erforschung der schwedischen Volkskultur, in: Schwedische Volkskunde. Quellen, Forschung, Ergebnisse. Festschrift für Sigfrid Svensson. Stockholm 1961. S. 30 ff.

⁹³⁾ Volksleben. Im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde hg. von Hermann Bausinger. Ab Bd. 27: Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes der Universität Tübingen. Hg. von Hermann Bausinger, Gottfried Korff, Martin Scharfe und Rudolf Schenda.

⁹⁴⁾ Abschied vom Volksleben (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institutes der Universität Tübingen, Bd. 27). Tübingen 1970.

⁹⁵⁾ Thomas Metzen, Anmerkungen zur „Volkskunde der Schweiz“ von Richard Weiß (in: Abschied vom Volksleben, wie oben, S. 173 ff.).

sind zweifellos sterblich wie alle wissenschaftlichen Bücher. Aber was er an Anregungen gebracht, was er zu formulieren gewußt hatte, das war sehr viel, für sein leider zu kurzes Leben übergroß, und da ziemt sich, nach seinem jähen Bergtod, doch nur ehrfürchtiges Verstehen. Billige Kritik im schnoddrigen Seminarstil dagegen, wie sie in jenem „Abschied vom Volksleben“ geboten wurde, hat die ganze Richtung demaskiert.

Also nicht mehr „Volksleben“, vielleicht auch nicht mehr „Tägliches Leben“. Nein, der seltsame Lauf geht noch immer weiter. Jetzt definiert Hermann Bausinger seine „neue Volkskunde“ als eine Wissenschaft von „der Kultur nicht der klingenden Namen und des elitären Publikums, sondern der Kultur der vielen in ihrer oft banalen Alltäglichkeit“⁹⁶). Der Kenner der Fachgeschichte wird sich, gern oder ungern, an Hans Naumann erinnern, dessen beispielhafte Schilderung einer „Primitiven Gemeinschaftskultur“ auch etwas von der „elitären“, snobistischen Verachtung jener „banalen Alltäglichkeit“ verspüren ließen⁹⁷). Naumann ist darüber sehr hinaus gewachsen. Wie sich das bei seinem Nachfolger ein halbes Jahrhundert später verhält, wird sich wohl erst herausstellen.

„Banale Alltäglichkeit“: Christbaum und Krippe, Sternsinger und Fastnachtsumzug, Sommer- und Winter-Spiel und Maibaum, Passionsspiel und Sonnwendfeuer, und wie das alles heißt, – spürt man nicht, in welchem Ausmaß es sich da immer gerade um das Herauswollen aus der „banalen Alltäglichkeit“ gehandelt hat? Und nun, in der Zeit der Arbeit am Fließband und des Wohnens in den Reihenhäusern: Rauchfangkehrer beim Bundespräsidenten, Valentinstag, Kölner oder Mainzer Karneval und seine Ausläufer bis Villach, Fasching auf Skiern, Maiaufmarsch der linken, Sonnwendfeuer der rechten politischen Gruppen, – gehört das nicht auch und gerade zum Ausbrechen aus der „banalen Alltäglichkeit“?

Es war vielleicht doch nicht so falsch, daß sich die Volkskunde ein Jahrhundert lang unter anderem mit dem „Festlichen Jahr“ beschäftigt hat. Gerade wenn man sich selbst vielleicht davon fernhält, wenn man die wissenschaftlich erforderliche Distanz dazu gewinnen will, ist die Beobachtung der Feste notwendig, in denen sich wie eh und je wichtige Züge volkskultureller Tradition konzentrieren. Und daß in unseren

⁹⁶) Hermann Bausinger, *Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse*. Berlin und Darmstadt o. J. S. 11.

⁹⁷) Hans Naumann, *Grundzüge der deutschen Volkskunde* (= *Wissenschaft und Bildung*, Bd. 181). Leipzig 1922.

Jahrzehnten der Zug zum Feiern von Gemeinschaftsfesten neu auflebt, daß in manchen Landschaften eine erstaunliche Lust am Weitergestalten hergebracht, aber doch sicher nicht „uralter“ Feste, das müßte doch auch an den Hohen Schulen vermerkt werden. Wenn man von Tübingen aus beispielsweise nur ein wenig in die schwäbische Runde schauen würde, dann könnte man den ganzen Sommer lang solche Feste in Dörfern, Märkten und Kleinstädten beobachten: Den „Schäferlauf“ in Urach etwa, das „Kinderfest“ in Leipheim „auf dem Festplatz über der Donau“, das Schäferfest in Markgröningen⁹⁸), aber auch das Biberacher „Schützenfest“, und ganz besonders das „Tänzelfest“ in Kaufbeuren⁹⁹), zu dem andere ähnliche ihre Abordnungen schicken, wie heute so üblich. Weiter in Schwaben den „Fischertag“ in Memmingen¹⁰⁰), oder hinüber an die Lechgrenze, nach Landsberg am Lech zu seinem „Ruetenfest“, man käme mit dem Besuch gar nicht nach, geschweige denn, daß man sich über alle diese Feste und ihre historischen oder pseudohistorischen Grundlagen so schnell orientieren könnte. Es gibt Belegmaterial genug darüber, nur in unserer volkskundlichen Literatur wird man sie nicht leicht finden. Daß das Landsberger „Ruetenfest“, ein Kinderfest wie das „Tänzelfest“ von Kaufbeuren, sich durch die lokalen Zeitungen belegen läßt, daß es dafür erstaunlich viele alte Photographien gibt, das weiß man außerhalb des Lech-Städtchens wohl kaum. Freilich, wenn sich ein Lokalhistoriker bemüht, die Geschichte eines solchen Festes zu schreiben, und für das Kaufbeurer „Tänzelfest“ ist dies ja auch geschehen, dann müßte man beinahe mit der Belegsammlung und ansonsten mit dem guten Willen vorliebnehmen. Die Freude an der aitiologischen Sage, die sonst ja auch tausendfach zu beobachten ist, wirkt hier selbst in einer solchen Darstellung noch nach. Und wenn ein Meister der historischen Volkskunde wie Hans Moser sein Veto dagegen einlegt¹⁰¹), dann hört und liest man das am Festort gar nicht gern.

Gewiß, vielleicht denkt man bei der Kritikabwehr auch ein bißchen daran, daß so eine Meinungsäußerung dem Fest-Betrieb

⁹⁸) Theodor Hornberger, Der Schäfer. Landes- und volkskundliche Bedeutung eines Berufsstandes in Süddeutschland (= Schwäbische Volkskunde, N. F. Bd. 11/12). Stuttgart 1955.

⁹⁹) Richard Ledermann, Das Kaufbeurer Tänzelfest im Wandel der Jahrhunderte. Forschungen und Erinnerungen eines alten Tänzelfestfreundes. Augsburg 1964.

¹⁰⁰) Walter Braun, Eine Stunde Zeit für Memmingen, vom Umland ganz zu schweigen. Memmingen 1970. S. 27 ff.

¹⁰¹) Hans Moser, Kinderfeste. Zu: Richard Ledermann, Das Kaufbeurer Tänzelfest, 1964 (Schönere Heimat, Bd. 54, München 1964, Nr. 1, S. 295 ff.).

schaden könnte. Denn Feste wie das Kaufbeurener „Tänzelfest“ sind selbstverständlich auch ein Geschäft. Aber durch diesen vereinsmäßigen und geschäftlichen Betrieb entstehen ja umgekehrt wieder gute Zeugnisse für das festliche Leben, was einfach wichtig bleibt, in Ermangelung anderer Bezeugungsmöglichkeiten. Gisela Jaacks hat ganz vorzüglich für das Lübecker Schützenfest gezeigt, was man aus diesen an sich unscheinbaren, vergänglichen Zeugnissen, den alten Photos und Einladungen und Zeitungsberichten doch alles herauslesen kann¹⁰²). Das gehört zum Wesen einer intensiv geführten Gegenwartsvolkskunde. Wenn einem dann auch das noch als „banal“ erscheint, dann müßte man sich wohl ein anderes Fach suchen, dann versteht man eben dieses „Volksleben“ nicht.

V

Hier könnte man vielleicht abbrechen, und die Entwicklungen im letzten Jahrzehnt später einmal zu überblicken versuchen, wenn wieder einiger Abstand dazu entstanden sein mag. Daher nur einige Zeilen noch dazu. Wenn man nicht nur sein Fach betreibt, sondern wenigstens ab und zu doch den sonstigen Lauf der Welt zur Kenntnis nimmt, dann konnte man doch zu Ende der Sechzigerjahre und in ihrer Folge so manche Erschütterungen in unseren Landen in Mitteleuropa und darüber hinaus feststellen. Eine Welle von anarchistischen Bewegungen machte sich einige Jahre hindurch bemerkbar, zum Teil doch auch im Bereich der Hochschulen beheimatet. Nun, das Jahr 1968 und seine Folgen gingen allmählich vorüber. Ein sentimentaler Romantitel stellte 1978 resigniert fest „Der Mai ist vorbei“. Von dem einen wie von dem anderen ist auch in der Volkskunde einiges zu spüren gewesen. Man könnte etwas abschätzig meinen, es seien fehlgeleitete Gemütsbewegungen so mancher deutscher Kleinstädter gewesen, die sich vom „Abschied vom Volksleben“ bis zu allen noch möglichen Zersetzungs- und Zertrümmerungserscheinungen des Faches bemerkbar machen wollten.

Vielleicht wird sich eine spätere Wissenschaftsgeschichte mit all dem eingehender befassen. Für hier und heute genügt der Hinweis, daß in dem gleichen Jahrzehnt an vielen Stellen einfach und gut volkskundlich weitergearbeitet wurde, an manchen anderen, nicht zuletzt durch äußere Veranlassungen wie große Ausstellungen oder beachtliche Verlagsangebote mehr als sonst erarbeitet und veröffentlicht werden konnte. Die von Hermann Bausinger beispielsweise gelegentlich so

¹⁰²) Gisela Jaacks, Das Lübecker Volks- und Erinnerungsfest (= Volkskundliche Studien, Bd. V) Hamburg 1971.

besonders grimmig befandete „Volkskunst“¹⁰³⁾ hat gerade in diesem letzten Jahrzehnt eine Reihe von sehr bemerkenswerten Monographien entstehen lassen, dazu eine sehr hochstehende Serie „Populäre Druckgraphik Europas“, deren Bände für alle wirklich im Fach Tätigen doch unentbehrlich geworden sind¹⁰⁴⁾. Daß daneben, wieder durch Verlagsinitiative, eine ganz neue Zeitschrift „Volkskunst“ aufgelegt werden konnte¹⁰⁵⁾, die vermutlich heute stärker als unsere einzelnen Fachzeitschriften verbreitet sein dürfte, gehört sicherlich auch hierher. Und gerade in diesen Jahren, da also die Volkskunst von seiten der reinen Theoretiker so weitgehend abgelehnt werden konnte, ist sogar eine bedeutende Zusammenschau des Gebietes, nämlich „Die Volkskunst in Deutschland“ von Ernst Schlee erschienen: Wieder ist es ein Vertreter der Museumsrichtung des Faches gewesen, der sich hier einsetzen konnte¹⁰⁶⁾. Und auch der soeben erschienene mächtige Band „Europäische Volkskunst“ ist selbstverständlich von Bernward Deneke vom Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg herausgebracht worden¹⁰⁷⁾. Theoretiker scheinen mir keine Propheten zu sein. Die Museumsfachleute dagegen haben wieder einmal das vielleicht etwas unsicher gewordene Schifflein Volkskunde auf Kurs gebracht und gehalten. Es soll dies übrigens nicht heißen, daß die genannten Werke von Ernst Schlee wie von Bernward Deneke eine Art von Krönung der gegenwärtigen Volkskunsthforschung darstellen würden. Keine Frage, daß die tatsächlich geleistete Forschung auf diesem Gebiet viel mehr und viel intensiveres bieten könnte: Aber es scheint sich doch kaum jemand zu finden, sagen wir eine schöpferische Persönlichkeit aus den jeweils dafür berufenen Seminaren des Faches, der sowohl den Ansprüchen des Faches wie jenen der Verleger entsprechen würde. Die in den letzten Jahren hintereinander erschienenen, meist von mehreren Autoren verantworteten Darstellungen des Gebietes Volkskunde selbst haben doch einigermaßen enttäuscht. So

¹⁰³⁾ Hermann Bausinger. Volkskunde. Berlin und Darmstadt o. J. S. 8, 51 u. ö.

¹⁰⁴⁾ Beispielsweise Wolfgang Brückner, Populäre Druckgraphik Europas: Deutschland. Vom 15. bis zum 20. Jahrhundert (= Populäre Druckgraphik, Bd. 3). München 1969.

¹⁰⁵⁾ Volkskunst. Zeitschrift für volkstümliche Sachkultur. Geleitet von Gertrud Benker. München, Callwey Verlag.

¹⁰⁶⁾ Ernst Schlee, Die Volkskunst in Deutschland. Ausstrahlung, Vorlagen, Quellen. München 1978.

¹⁰⁷⁾ Bernward Deneke (Hg.), Europäische Volkskunst (= Propyläen-Kunstgeschichte, Supplementbd. V). Frankfurt am Main 1980.

wäre es also für große Volkskunst-Zusammenfassungen auch nicht gegangen. Vielleicht geht es eben derzeit nicht so, und keiner der schließlich hauptberuflich Verantwortlichen scheint zu wissen, wie es tatsächlich besser ginge.

Daneben sind immerhin im gleichen Zeitraum beharrlich durchgeführte Nach- und Weiterforschungen auf bekannten Gebieten wie etwa dem der Wallfahrtsvolkskunde¹⁰⁸⁾ erfolgt, ebenso wie die überaus wertvollen Forschungen zum Sprichwort und zur Redensart¹⁰⁹⁾, aber auch die Fortsetzung der örtlichen und landwirtschaftlichen Weiterforschungen zum Volksfest, die durch die beharrlichen Bemühungen von Helge Gerndt und seinen Schülern offenbar stark anregend wirken¹¹⁰⁾, nicht nur durch Vorträge und Veröffentlichungen, sondern auch durch Ausstellungen, die vielfach eine Erneuerung und Bereicherung des Faches bedeuten dürften.

Auch die Fastnachtforschung, wie sie in Fortsetzung der schon früher geleisteten Maskenforschung betrieben wird, ist hier positiv zu nennen. Ausgesprochen schwierige, weil komplexe Themen wie etwa die Mainzer Fastnacht sind doch durch die Bemühungen von Herbert Schwedt und seinen Mitarbeitern sehr gut aufgearbeitet worden. Auch das sind Versuche, die Gegenwart unmittelbar in die heuristische Erfassung miteinzubeziehen.

Sicherlich könnte bei Überwindung jener Richtungen, die sich durch Hyperkritik und fachliche Selbstzerfleischung sehr negativ ausgezeichnet haben, über die erwähnten derzeitigen Anstrengungen

¹⁰⁸⁾ Vgl. beispielsweise die Wallfahrtsbände der Serie „Land und Leute. Veröffentlichungen zur Volkskunde“, Hg. Wolfgang Brückner. Würzburg 1978 ff.

¹⁰⁹⁾ Mathilde Hain, Sprichwort und Volkssprache. Eine volkskundlich-soziologische Dorfuntersuchung (= Giessener Beiträge zur deutschen Philologie, Bd. 95). Giessen 1951.

Lutz Röhrich, Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. 2 Bde. Redaktion Gertraud Meinel. Freiburg im Breisgau 1973.

Leopold Schmidt, Sprichwörtliche deutsche Redensarten. Lesefrüchte und Randbemerkungen zu Lutz Röhrichs „Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten“ (Österr. Zeitschrift für Volkskunde Bd. XXVIII/76, 1974, S. 81 ff.).

¹¹⁰⁾ (Helge Gerndt), So feiern die Bayern. Bilder, Texte und Untersuchungen zum öffentlichen Festwesen der Gegenwart. Ausstellungsbegleitheft. München 1978.

Gerda Möhler, Das Münchner Oktoberfest. Brauchformen des Volksfestes zwischen Aufklärung und Gegenwart (= Miscellanea Bavarica Monacensia, Bd. 100). München 1980.

hinaus noch manches andere geleistet werden. Die großen Atlaswerke, die einige Zeit hindurch eher in der Stille weitergewachsen waren, befinden sich nunmehr fast unvermittelt vor der Fertigstellung. Manche Probleme, manche Sondergebiete waren durch sie erst erneuert worden, zum Teil auch in internationaler Zusammenarbeit. Die Speisenvolkskunde etwa stellt ein beachtliches Beispiel dafür dar¹¹¹⁾. Je mehr sich manche Schulen und Gruppen abkapselten, im Sinn des schon erwähnten Kleinstadtdenkens, desto deutlicher schufen hier neue Handbuchpläne und dahinzielende Kongresse größere Zusammenhänge. Die wirklichen Ergebnisse solcher Bestrebungen für das Fach lassen sich vermutlich noch nicht abschätzen.

Auch für diese Arbeiten genügten die bisherigen Institutionen kaum mehr ganz. Es waren die Akademien der Wissenschaften, zumal in Wien und in München, die sich deutlich dem Fache öffneten, wobei ihre wohlfundierten Publikationen eine willkommene Unterstützung der zunächst doch etwas ärmer ausgestatteten Institute des Faches darstellen. In Wien ließ sich zudem ein eigenes, wenn auch zunächst noch kleines Institut für Gegenwartsvolkskunde gründen, das in eigenen Veröffentlichungen zeigen kann, was sich aus dem großenteils neugesammelten und noch weiter neu zu sammelnden Material der Gegenwartsbeobachtung vor allem auf dem Gebiet der Medien gewinnen läßt¹¹²⁾. Das sind sicherlich zunächst erst Ansätze. Aber sie gehen bekanntlich auf die Bestrebungen der Großstadtvolkskunde aus der Zeit von Adolf Spamer und Richard Beitzl zurück, also auf eine gediegene, in sich kritisch gehaltene Grundlage, mit der sich im Fach doch lange Zeit kaum etwas hat vergleichen lassen. Vielleicht wird ein späterer Rückblick zeigen, was hier in den Siebzigerjahren doch zumindest vorbereitet werden konnte.

¹¹¹⁾ Gertrud Herrig, *Ländliche Nahrung im Strukturwandel des 20. Jahrhunderts. Untersuchungen im Westeifeler Reliktgebiet am Beispiel der Gemeinde Wolfsfeld* (= Kultureller Wandel, Bd. 1). Meisenheim an der Glan 1974.

Ulrich Tolksdorf, *Essen und Trinken in Ost- und Westpreußen. 2 Teile* (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 13). Marburg 1975.

¹¹²⁾ Leopold Schmidt, *Gegenwartsvolkskunde. Eine bibliographische Einführung* (= Veröffentlichungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Sonderbd. 1). Wien 1976.

Funde beim Neubau des Hotels Tiefenbrunner in Kitzbühel, Tirol

(Mit 3 Abbildungen)

Von Richard Pittioni

Im Jahre 1976 wurden in Kitzbühel die auf den Bp.-Nr. 95 (Haus Vorderstadt 3) und 97 (Haus Vorderstadt 1) stehenden Gebäude des Hotels Tiefenbrunner abgebrochen, um Platz für einen Neubau zu gewinnen. Herr Manfred Rupert hatte Gelegenheit, im Oktober d. J. die Baustelle zu besuchen und den noch erhalten gebliebenen Rest des alten Stadtrains abzugehen. Hierbei konnte er noch das letzte Überbleibsel an keramischem Material sammeln, nachdem man es vorher versäumt hatte, den Aushub, bzw. die unmittelbare Umgebung der Gebäudefundamente nach archäologisch aufschlußreichem Fundgut abzusuchen. Die von Herrn M. Rupert gesammelten Stücke, die er mir in liebenswürdiger Weise für eine Bestimmung übergeben hat, lassen einen einmal vorhanden gewesenen umfangreichen Bestand vermuten. Er setzt mit Resten der Schwarzhafnerei ein, führt über die innen glasierte Topfware mit Kragenrand zur Kröninger Ware und endet, soweit man dies an dem kleinen Fundbestand erkennen kann, mit der grün glasierten bodenständig erzeugten Ware. Kleine Reste von Ofenkacheln ergänzen diesen Bestand. Für die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Funde danke ich Herrn M. Rupert ebenso wie Herrn L. Leitner für die Anfertigung der Vorlagen zu den Abb. 1–3 sehr herzlich.

Der Schwarzhafnerei Passauer Herkunft gehören die beiden Randstücke an:

Randstück eines kleineren Topfes. Schwarzgrauer, mit aufbereitetem Graphit gemagerter Ton, Oberfläche nicht geschlickert. Rand wulstig verdickt und nach außen nur gering umgebogen. Auf der Randoberfläche Teil eines runden (?) Stempels mit

gleichschenkeliger Kreuzfüllung. Daneben auf dem Rand anscheinend Rest einer gleichartigen Marke. Mdm. ca. 12 cm (Abb. 1).

Randstück eines kleineren Topfes. Schwarzgrauer, mit viel aufbereitetem Graphit gemagerter Ton, Oberfläche nicht geschlickert. Rand wulstig verdickt, mit deutlicher Bugkante nach außen abgebogen. Mdm. ca. 15 cm (Abb. 2).

Aus dem Kröninger Töpferei-Bereich stammt:

Randstück einer Reine (Pfanne). Grauschwarzer, sehr feiner, kompakter Ton, Innenfläche einschließlich Rand graugrün glasiert, Glasur durch Hitze-Einwirkung krakeliert. Senkrechte Wand mit verdicktem Rand, oben waagrecht abgeschnitten, Außenfläche kragenrandähnlich profiliert. Wand alt gebrochen und mit dickem Eisendraht geflickt, davon das rechts der Bruchkante befindliche Flickloch mit durchgestecktem Draht noch erhalten, äußeres Drahtende niedergeklöpft (Abb. 3).

Die beiden Randstücke Abb. 1 und 2 erweisen sich durch Form und Material als Erzeugnisse der Passauer Schwarzhafnerei, wobei die Marke auf dem Stück Abb. 1 nur teilweise zu erkennen ist. Man wird aber in Entsprechung zu den vielfach bekannten Vorkommen an die für Passau kennzeichnende Kombination von gleichschenkeligem Kreuz mit darunter gestelltem Querbalken denken dürfen. Aus Kitzbühel gibt es bereits mehrere gute Belege für diese Markenform¹⁾, die in gleicher Ausfertigung auch aus Jochberg bei Kitzbühel bekannt ist²⁾. Randstücke etwa gleichgroßer Töpfe mit nahezu identer Marke gibt es aus Lofer-Faistau und St. Martin bei Lofer³⁾. In dem reichen Bestand von der Taverne Oberrain in Unken (Salzburg)⁴⁾ befindet sich gleichfalls ein fast gleich großes Stück, das aber einen etwas mehr profilierten Rand aufweist. Man wird die beiden neuen Randstücke in die Zeit der ersten Erwähnung eines Hausbesitzes von Vorderstadt 1 und 2 eines Jacob Pabler (1521) einreihen dürfen⁵⁾.

¹⁾ R. Pittioni, Passauer Schwarzhafnerei in Österreich, ein Beitrag zum Keramikhandel des 15. bis 17. Jhdts., Mitteilungen d. Komm. f. Burgenforsch. u. Mittelalter-Archäologie, Öst. Akademie d. Wiss., phil.-hist. Kl., Anzeiger 114 1977 Abb. 2/3 von Kitzbühel-Lebenberg, Haus Laucher. Zwei weitere Randstücke mit Stempel von Kitzbühel-Vorderstadt 23 (Ders., Keramisches Fundgut aus der Stadt Kitzbühel, Öst. Zeitschr. f. Volkskunde n. S. XXXI (80) 1977 213 ff., Abb. 2/1–2).

²⁾ Anm. 1, 1977, Abb. 2/4.

³⁾ A. a. O., Abb. 3/3, 4.

⁴⁾ Ders., Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Keramik von der Taverne Oberrain, K. G. Unken, p. B. Zell am See, Land Salzburg, Archaeologia Austriaca 63 1979 83 ff., Abb. 4/4.

⁵⁾ J. Felmayer, Die profane Baugeschichte der Stadt Kitzbühel, in Stadtbuch Kitzbühel III 1970 10 ff., bes. 26 ff.

Das Randstück Abb. 3 ist der zweite Nachweis einer Reine (Pfanne) im Nordtiroler Bereich, den ersten gibt es aus dem Küchenabfallhaufen vom Gasthaus Jodlbichl in Jochberg⁶⁾. Hier konnte auch an Hand größerer Bruchstücke die Form eindeutig festgestellt werden, wofür das kleine Bruchstück vom Tiefenbrunner Grund nicht ausgereicht hat. Es dürfte sich bei ihm um den Rest einer hohen Reine (Pfanne) handeln, die für das Backen von Rohrnudeln gedient hat. Für einen Gasthausbetrieb wäre dies auch verständlich⁷⁾. Ob diese Pfannen auch als Geschirr in der Küche von Großbauern verwendet wurden, ist an Hand von Funden bis jetzt noch nicht festgestellt worden. Es dürfte aber kaum einen hinreichenden Grund geben, der gegen eine solche Verwendung für die Verköstigung von bauerlichen Hausgemeinschaften spräche.

⁶⁾ R. Pittioni, Der Küchenabfallhaufen beim Gasthof Jodlbichl in Jochberg, p. b. Kitzbühl, Tirol, ein weiteres Beispiel Tiroler Gasthausarchäologie, Öst. Zeitschr. f. Volkskunde, XXXIV/83, 1980, S. 141 f.

⁷⁾ Nach J. Felmayer (Anm. 5) wird ein Brauereigasthof Tiefenbrunner 1693 das erste Mal erwähnt, bis 1810 bleibt er im Besitz dieser Familie.

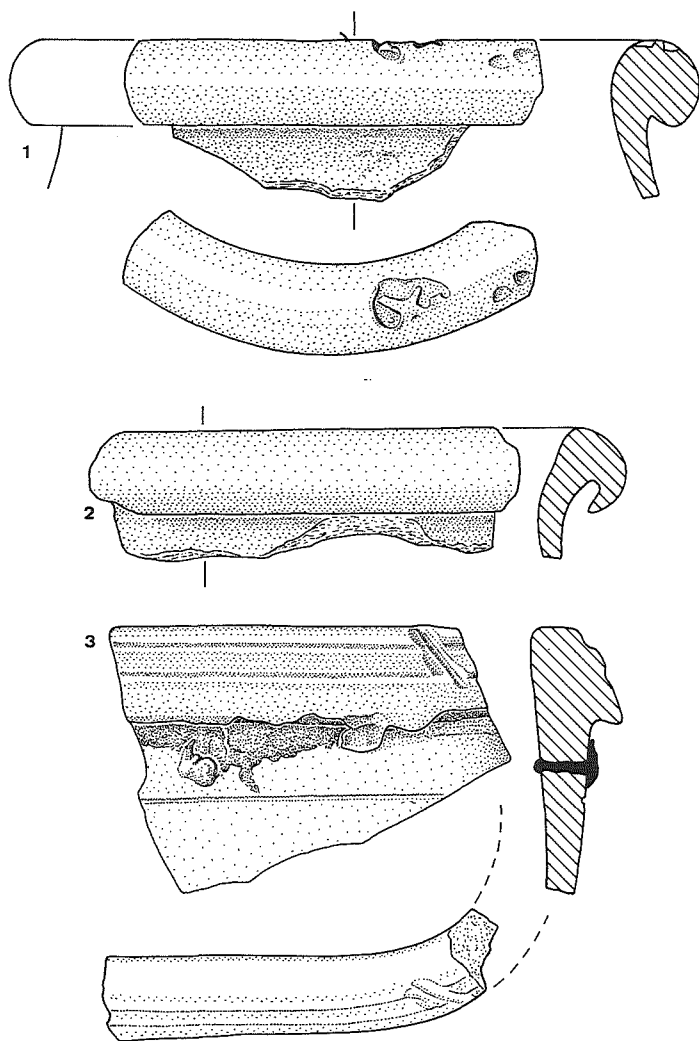


Abb. 1–3. Kitzbühel, Tirol. Hotel Tiefenbrunner.

1 und 2: Randstücke von Passauer Schwarzhafnerei.

3: Kleines Randstück einer Pfanne (Reine) Kröninger Erzeugung. $\frac{2}{3}$ n. Gr.

Chronik der Volkskunde

Institutsausstellung „Vereine“ in Mattersburg

Das Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften eröffnete in seiner Arbeitsstätte in der alten Mühle in Mattersburg im Burgenland am 13. November 1980 seine neue Ausstellung „Vereine als Träger von Volkskultur in der Gegenwart am Beispiel Mattersburg“. In der alten Mühle waren zu diesem Zweck die Ausstellungsräume im Erdgeschoß erweitert und erneuert worden, und boten Raum für eine sozusagen historische Einleitung in das volksmäßige Gemeinschaftsleben, angereichert durch Stücke aus dem Österreichischen Museum für Volkskunde. Den Großteil der Ausstellung konnte das Institut aus den in Mattersburg selbst zusammengetragenen Beständen von älteren und neueren Vereinen aller Art bereitstellen. Die Ausstellung wurde nach der Eröffnungsansprache des Direktors des Institutes Dir. Dr. Klaus Beitz vom Präsidenten der Österreichischen Akademie der Wissenschaften Univ.-Prof. Dr. Herbert Hunger eröffnet, an den anschließend der Obmann des Kuratoriums des Instituts w. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt zur Ausstellung sprach. Im Namen der Burgenländischen Landesregierung sprach schließlich Frau Abgeordnete zum Burgenländischen Landtag Dr. Zipser. Das finanzielle Entgegenkommen des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, der Burgenländischen Landesregierung und ganz besonders auch der Österreichischen Akademie der Wissenschaften konnte entsprechend hervorgehoben werden. Anschließend führten die Herren Dr. Franz Grieshofer durch den historischen Teil der Ausstellung und Ing. Michael Martischinig durch die neuere Abteilung, die im wesentlichen ganz auf seine Bemühungen zurückgeht. Für das Institut ein Zeichen seiner lebendigen Arbeit, für Mattersburg ein deutlicher Hinweis auf sein volkskulturelles Eigenleben. Mit Recht wurde allen einheimischen Leihgebern noch der besondere Dank der Institutsleitung ausgesprochen.

Edit Fél – 70 Jahre

Edit Fél, stellvertretende Direktorin und Abteilungsleiterin des Budapester Ethnographischen Museums i. R., frühere Redakteurin der Zeitschrift *Ethnographia*, Privatdozentin an der Universität Budapest und korrespondierendes Mitglied des Vereins für Volkskunde in Wien feierte ihren siebzigsten Geburtstag. In den letzten fast

fünf Jahrzehnten war ihre Tätigkeit ein bestimmender Faktor der ungarischen Volkskunde und auch in mehr als einem Belange ist sie richtungsgebend für die ganze europäische Ethnographie unserer Tage.

Schon als junge Forscherin zeigte Edit Fél ihre frische, neuartige Betrachtungsweise, wobei sie sich anstelle der oft schematischen früheren regionalen Übersichten bemühte, die Wirklichkeit, die Vielschichtigkeit des bäuerlichen Lebens so konkret als möglich zu erfassen; so zum Beispiel schon in ihrer 1935 geschriebenen Monographie über das deutsche Streudorf Harta in der südlichen Großen Ungarischen Tiefebene. Den jeweils in andere Erscheinungsgruppen sich vertiefenden weiteren Monographien folgte dann eines der imposantesten Unternehmen der ungarischen ethnographischen Wissenschaft: die mit Tamás Hofer zusammen geschaffene Monographie von Átány. In drei mächtigen Bänden weist diese bis zu den kleinsten Umständen des Lebens hinab die großen Zusammenhänge, das Wesentliche.

Von den Teilgebieten der Volkskunde wäre Edit Fél's bahnbrechende Tätigkeit in der Untersuchung des Institutionssystems der bäuerlichen Gesellschaft, hauptsächlich der Familienorganisation hervorzuheben; es war zum Beispiel sie, die die ungarische Großfamilie in ihrem Wesen entdeckte. In neuer Auffassung behandelte sie auch die Volkstracht, indem sie über die formellen Zeichen hinaus, auch auf die kommunikative Rolle hinwies. Ebenfalls auf ihre Initiative nimmt in den neueren Zusammenfassungen über die ungarische Volkskunst das Ausdrucksvermögen der Objekte einen zentralen Platz ein. Wie Edit Fél immer neue Arten sucht, sich dem Gegenstand zu nähern, spiegelt sich in ihrem zuletzt geschriebenen Bande über die ungarischen Leinenstickereien wider, besonders in der Analyse der Kompositionen von Mustern der volkstümlichen Schaffenden.

Unzertrennlich von ihrer publizistischen Tätigkeit ist das Wirken Edit Fél's als Museologin. 36 Jahre lang diente sie nach bestem Wissen und Gewissen dem Ethnographischen Museum in Budapest. Hier hat sie eine ganze Schule modern aufgefaßter Terrainarbeit geschaffen. Sie betrieb in der Forschungsarbeit an Ort und Stelle eine zielbewußte Auswahl von Gegenständen und vor allem den Erwerb von Gegenstandsensembles ins Museum, inbegriffen die monographische Sammelweise von Objekten, für welche das Ensemble des Ethnographischen Museums in Budapest aus der Gemeinde Átány mit glänzendem Beispiel vorangeht. Unvergessen bleiben auch die von Edit Fél arrangierten Ausstellungen, in denen die Musealgegenstände in neuartig komponierten Einstellungen ihre früher unbekannten Züge hervorhoben, um den Besucher auf grundlegende Gesetzlichkeiten aufmerksam zu machen.

Aus dem reichen Gesamtwerk von Edit Fél seien hier als Abschluß wenigstens die in Buchform und auf deutsch erschienenen Abhandlungen genannt:

Harta néprajza. Budapest 1935 (= Néprajzi füzetek 2), 135 Seiten; vorheriger Bericht: Siedlungswesen, Hausbau und Hauseinrichtung in der Gemeinde Harta-Hartau (Deutsch-Ungarische Heimatblätter VI, 1934, 296–308).

Kocs 1936-ban. Néprajzi monográfia. Budapest 1941, 228 Seiten.

Egy kisalföldi nagycsalád társadalom-gazdasági vázlata. A marcelházi Rancsó-Czibor család élete. Wirtschaftlich-gesellschaftliche Skizze einer Großfamilie im Kisalföld. Das Leben der Familie Rancsó-Czibor in Marcelháza. Érsekújvár 1944, 24 Seiten.

A nagycsalád és jogszokásai a komárommegyei Martoson. Die Großfamilie und deren Rechtsbräuche in Martos. (Kom. Komárom). Budapest 1944, 96 Seiten.

A magyar népi társadalom életének kutatása. Die Erforschung der ungarischen Bauern-Gesellschaft. Budapest 1948 (= Magyar Népkutatás Kézikönyve II.13), 39 Seiten.

Alte Kreuzstich-Stickereien aus dem Komitat Borsod in Ungarn (mit Vilma Dajaszászné Dietz). Budapest 1952 (= Ungarische Volkskunst 14), 8 Seiten, 14 Tafeln.

Tájékoztató a népviselet gyűjtéséhez. Wegweiser zum Sammeln der Volkstracht. Budapest 1952. 30 Seiten.

Tájékoztató a népi himzések gyűjtéséhez. Wegweiser zum Sammeln von Volksstickereien. Budapest 1953. 29 Seiten.

Magyar népviseletek története. Geschichte der ungarischen Volkstrachten. Führer in der Ausstellung des Ethnographischen Museums. Budapest 1955. 32 Seiten.

Die Behandlung der Objekte im Ethnographischen Museum in Budapest (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs V, 1956, 98–104).

Ungarische Bauernkunst (mit Tamás Hofer und Klára K. Csilléry). Budapest 1958. 2. Aufl. 1969. 85 Seiten, 31 Abb., 241 Tafeln.

Ungarische Volksstickerei. Budapest 1961. 68 Seiten, 12 Abb., 72 Tafeln.

Der Átányer Scheffel. Ein Beitrag zu den Beziehungen Mensch und Gerät (mit Tamás Hofer). (Schweizerisches Archiv für Volkskunde LVIII, 1962, 102–124).

Népviselet (Volkstracht, mit Bilderverzeichnis auf deutsch). Budapest 1962, 36 Seiten, 44 Tafeln.

Über monographisches Sammeln volkskundlicher Objekte (mit Tamás Hofer) (in Festschrift Alfred Bühler. Hgg. von Carl A. Schmitz, Robert Wildhaber), Basel 1965, 77–92.

Husaren, Hirten, Heilige. Menschendarstellungen in der ungarischen Volkskunst (mit Tamás Hofer). Budapest 1966, 69 Seiten, 17 Abb., 40 Tafeln.

Das Ordnungsgefüge bäuerlicher Gegenstände am Beispiel der Aussteuer in Kalotaszentkirály (Siebenbürgen). (In Kontakte und Grenzen. Probleme der Volks-, Kultur- und Sozialforschung. Festschrift für Gerhard Heilfurth zum 60. Geburtstag. Göttingen 1969, 367–384).

Proper Peasants. Traditional Life in a Hungarian Village. (Átány). (Mit Tamás Hofer). New York – Budapest 1969, 440 Seiten, 36 Abb., 65 Tafeln.

Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt. Eine ethnographische Untersuchung über das ungarische Dorf Átány. (Mit Tamás Hofer). Göttingen 1972, 542 Seiten, 64 Tafeln.

Geräte des Átányer Bauern. (Mit Tamás Hofer, Vorrede von Axel Steensberg). Kopenhagen und Budapest 1974. 544 Seiten, 64 Tafeln.

Die ungarische Volkskunst. (Mit Tamás Hofer). Budapest 1976. 111 Seiten, 520 Tafeln.

Leinenstickereien. Budapest 1976. 90 Seiten, 30 Abb., 50 Tafeln.

Klára K. Csilléry

Österreichische Volkskundetagung in Feldkirch (27. 9.–1. 10. 1980)

Nach mehreren Jahren Unterbrechung führte der Österreichische Fachverband für Volkskunde unter dem Vorsitzenden Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg (Vorstand des Institutes für Volkskunde an der Universität Innsbruck) in der Zeit vom 27. 9. bis 1. 10. 1980 in Feldkirch, Vorarlberg, die Österreichische Volkskundetagung durch. Das Generalthema der Tagung wurde bereits bei der letztjährigen Generalversammlung des Fachverbandes am 19. 10. 1979 in St. Pölten beschlossen und lautete: „Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich.“ Der Vorstand des Fachverbandes verfolgte mit dieser Tagung mehrere Ziele: Einerseits sollte nach vielen Jahren eine Bestandaufnahme der gegenwärtigen Situation und der Probleme der wissenschaftlichen Hausforschung in Österreich und den angrenzenden Nachbarländern Bayern und Schweiz durchgeführt werden, andererseits sollten anlässlich dieser Tagung Volkskundler und Architekten zu gemeinsamer Zusammenarbeit und Standortbestimmung zusammengeführt werden. Und so wurden erstmals auch Architekten und Baufachleute bzw. -sachverständige zur Volkskundetagung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde geladen. Bei den gegenwärtigen Problemen der Hausforschung ging es also in erster Linie darum, eine Verbindung zu jenen Aufgaben zu finden, mit denen sich die Architekten befassen. Umgekehrt sollte den Architekten der Standpunkt der Volkskunde vor Augen geführt und die Möglichkeiten der tradierten Bauweise für die Verwirklichung in der Zukunft erörtert werden. In sachlich-konstruktiven Diskussionen und Meinungsäußerungen zwischen den Vertretern des Faches Volkskunde und den Architekten wurden die Schwierigkeiten und Probleme behandelt, die die Ursache bilden, daß die volkstümliche Hauslandschaft in der Gegenwart vielfach so starke Einbußen erleidet. Volkskundler und Architekten waren sich in ihren grundlegenden Argumenten und Gegenargumenten einig.

Als maßgebliche Gründe für die heutigen Bausünden wurden u. a. der übereilte technische Fortschritt und in dessen Folge der Druck der Bauindustrie, der Fertigteil- und Fließbandkonstruktionen, die mangelnde bzw. in der Regel fehlende Einflußnahme der späteren Bewohner bzw. Besitzer auf die Baugestaltung der Wohnblocks bzw. der Siedlungsbauten ganz allgemein, der weitverbreitete alpenländische Einheitsbaustil beim Einfamilienhaus über die Hotels, von den Bankgebäuden bis zu den Großgaragen usf., genannt. Diese alpenländische Stil-Diktatur wurde vor allem von Architektenkreisen, im besonderen von Arch. Mag. Roland Gnaiger, Bregenz, kritisch beurteilt. Die Möglichkeiten der gewünschten und erforderlichen Zusammenarbeit zwischen Volkskndlern und Architekten wurden erwogen. Die Volkskundler sollten so wie bisher die Merkmale der überlieferten und bewährten volkstümlichen Bauformen aufzeigen, künftig aber noch viel stärker auch die Gründe herausarbeiten, die zur großartigen Vielfalt der österreichischen Haus- und Hoflandschaft geführt haben. Fragen der

Siedlungsweise, des Erbrechtes, des Bodengeländes, des zur Verfügung stehenden Baumaterials usw. müssen dabei verstärkt berücksichtigt werden. Die Architekten könnten dann versuchen, auf Grund dieser gewonnenen Erkenntnisse und Aussagen, grundlegende tradierte Elemente den heute stark geänderten Wohn- und Wirtschaftsbedürfnissen entsprechend anzupassen, so daß bei der neuen Baugestaltung das „bewährte Alte mit dem zweckmäßig Neuen“ harmonisch verbunden werden kann. Ein bloßes formales Übernehmen von überlieferten Bauelementen ohne Beibehaltung der ihnen zugemessenen Funktionen – diese bauliche Vorgangsweise und Scheinarchitektur kann heute vielfach beobachtet werden – wurde von den Volkskundlern wie von den Architekten in schärfster Form abgelehnt.

Die Tagungsreferate zum Generalthema bestritten die jeweiligen volkskundlichen Fachexperten aus den einzelnen Bundesländern: Dr. Gunter Ditt, Linz, zeigte die gegenwärtigen Probleme der Hausforschung am Beispiel der Donauländer auf, Dr. Franz Grieshofer, Wien, am Beispiel des Burgenlandes, Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, Graz, am Beispiel der östlichen Alpenländer Steiermark und Kärnten, Hon.-Prof. Hofrat Dr. Kurt Conrad, Salzburg, am Beispiel des Landes Salzburg und Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg, Innsbruck, am Beispiel der westlichen Alpenländer Tirol und Vorarlberg. Zwei namhafte Gastreferenten aus dem Ausland gaben der Österreichischen Volkskundetagung internationalen Charakter: Dr. Dawid Meili, Zürich, berichtete über die gegenwärtigen Probleme der Hausforschung in der Ostschweiz, Prof. Dr. Torsten Gebhard, München, über die Hausforschung in Oberbayern und ihre Beziehung zu Baupflege und Bauberatung. Beim öffentlichen und gut besuchten Vortragsabend im großen Saal der Schattenburg in Feldkirch sprach der Vorsitzende des Fachverbandes, Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg, mit besonderer Berücksichtigung des Tagungslandes Vorarlberg an Hand von Lichtbildern über die Ergebnisse der volkskundlichen Hausforschung in Vorarlberg. Architekt Mag. Roland Gnaiger, Bregenz, als Vertreter der Zentralvereinigung der Architekten Vorarlbergs zeigte an Hand von Lichtbildern viele gute und schlechte Beispiele bzw. Lösungen und „Möglichkeiten zur Fortsetzung der Bautradition“ sowie die damit verbundenen Probleme und Schwierigkeiten auf.

Die Ergebnisse der Österreichischen Volkskundetagung bzw. der im Anschluß an die Referate durchgeführten sachlich-konstruktiven Plenumsdiskussion wurden von Univ.-Prof. Dr. Oskar Moser, Graz, und Mus.-Dir. Dr. Klaus Beitzl, Wien, in einer Resolution folgenden Wortlautes formuliert:

„Die Österreichische Volkskundetagung 1980 in Feldkirch, Vorarlberg, hat sich mit dem Generalthema ‚Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich‘ mit Einschluß auch der Nachbarländer (Ostschweiz, Bayern) beschäftigt. Eine Reihe von Referaten des In- und Auslandes sowie die daran anschließenden Diskussionen haben mit Nachdruck gezeigt, daß in einer Zeit tiefgreifender kultureller Umbrüche und für jeden immer spürbarer werdender Umweltprobleme die Fragen der volkskundlichen Haus- und Wohnforschung immer unabdingbarer in den Vordergrund treten. Bestätigt wurde dies nicht zuletzt durch die Teilnahme einer beträchtlichen Zahl von Architekten, Baufachleuten sowie den Vertretern hierfür zuständiger Behörden aus Vorarlberg, Salzburg und Tirol. Hierbei mußte als dringendstes Erfordernis und in großer Einhelligkeit folgendes festgestellt werden:

1. Für ganz Österreich besteht die dringende Notwendigkeit einer möglichst wirksamen und bleibenden Zusammenarbeit der genannten Fachkreise, nicht zuletzt im Interesse der betroffenen Menschen, in allen Ländern.

2. Die Schaffung einer ganz Österreich erfassenden, sachkompetenten Stelle für volkskundliche Hausforschung erscheint, ähnlich wie in anderen Ländern (Schweiz, Bayern, Deutsche Bundesrepublik), dringend geboten. Deren wichtigste Aufgaben wären im Sinne der obgenannten wissenschaftlichen Disziplin die umgehend einsetzende Dokumentation und Erforschung der Baubestände sowie deren Publikation bzw. Koordinierung, ferner die Durchführung entsprechender Aussprachemöglichkeiten, regelmäßiger Hearings und Kontaktnahmen (auch mit diesbezüglichen internationalen Gremien) sowie die Vorbereitung von Projektgruppen und Arbeitsprojekten. Schließlich die Sammlung und Erfassung aller einschlägigen Materialien und Unterlagen. Dieses sowohl im Interesse der bleibenden Dokumentation eines immer mehr versinkenden Bestandes an Hausdenkmälern verschiedenster Art (Bauernhäuser, Arbeiterquartiere, Bergmannshäuser, Keuschen, Arbeitseinrichtungen usw.) wie auch im Interesse von fundierten Vorschlägen zur Sanierung, Erhaltung und Verbesserung solcher bzw. als Grundlagen für eine künftige Siedlungsplanung.

Die Behandlung aller dieser Fragen sowie die Möglichkeiten ihrer Realisierung wurden von der Tagung vorerst dem Österreichischen Fachverband für Volkskunde übertragen, dessen Vorstand mit der Ausarbeitung entsprechender Vorschläge beauftragt wurde.“

Diese Resolution wurde von der anschließenden Generalversammlung des Österreichischen Fachverbandes für Volkskunde (bei der u. a. zehn Fachkolleginnen und -kollegen als ordentliche Mitglieder in den Fachverband aufgenommen wurden) einstimmig begrüßt und befürwortet. In einer ersten Aussendung wurde die Resolution vom Vorsitzenden des Fachverbandes bereits an die zuständigen Ministerien und an sämtliche Landeshauptleute Österreichs mit der Bitte um Kenntnisnahme, Stellungnahme und Nennung zuständiger Sachbearbeiter bzw. Sachverständiger in ihren Ämtern zugeleitet.

Zwei Exkursionen unter der bewährten Führung des gebürtigen Vorarlbergers Prof. Ilg sollten neben dem Kennenlernen des Tagungslandes selbst in erster Linie die bei der Tagung theoretisch erörterten hauskundlichen Probleme an Ort und Stelle praktisch veranschaulichen. Die ganztägige Exkursion führte in das Laternsertal, über das Furkajoch in die Walsersiedlung Damüls, weiter in den Hinteren und Vorderen Bregenzerwald bis nach Dornbirn. Die halbtägige Exkursion hatte das Montafon zum Ziel. Nach dem Empfang durch die Gemeinde St. Gallenkirch – zur Begrüßung war die Musikkapelle ausgerückt – wurden typische Montafoner Höfe sowie ein charakteristisches Maisäßdorf (Montiel) besichtigt.

Die Österreichische Volkskundetagung 1980 wurde mit einem öffentlichen Heimatabend in St. Gallenkirch beschlossen. Der Vorarlberger Heimatabend wurde von der Musikkapelle St. Gallenkirch, mit Liederdarbietungen einer Kindergruppe aus Mitterberg im Kleinen Walsertal und des Gesangsvereins „Frohsinn“ aus Feldkirch-Nofels, Volkstanzdarbietungen von der „Trachtengruppe Stadt Bregenz“ und der „Trachten-tanzgruppe St. Gallenkirch“ sowie Musikdarbietungen vom „Musikverein Großdorf“ bei Egg im Bregenzerwald gestaltet. Zwischendurch berichteten in Kurzreferaten HSL Oswald Hämmerle, Dornbirn, zum Thema „Volksliedpflege“, Frau Dipl.-Ing. Rosi Forster, Bregenz, zum Thema „Trachtenpflege“ und HSD Herbert Lins, Gantschier-Montafon, zum Thema „Musikpflege“ in Vorarlberg.

Die Österreichische Volkskundetagung 1980 in Feldkirch wurde von rund 90 Teilnehmern besucht. Darunter befanden sich außer den zahlreichen Mitgliedern des Fachverbandes Architekten, Bausachverständige und Studenten aus den Instituten für Volkskunde in Wien, Graz, und Innsbruck mit ihren Vorständen und Assistenten. Mehrere Tagungsteilnehmer kamen aus der Bundesrepublik Deutschland und aus der Schweiz.

Es ist geplant, die Tagungsreferate sowie die im Anschluß an die Plenumsdiskussion erbetenen schriftlichen Stellungnahmen bzw. Vorschläge in einem Sammelband zu veröffentlichen.

Univ.-Ass. Dr. Peter Stürz, Innsbruck.

Erzherzog-Johann-Forschungspreis für Leopold Kretzenbacher

Die Steiermärkische Landesregierung hat in ihrer Sitzung vom 24. November 1980 dem Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher den neugestifteten Erzherzog-Johann-Forschungspreis des Landes Steiermark für 1980 zuerkannt. Prof. Kretzenbacher, langjähriges korrr. Mitglied auch unseres Vereines, hat sich diese hohe Ehrung durch seine engere Heimat wahrlich verdient, weshalb ihm auch an dieser Stelle ein herzlicher Glückwunsch dargeboten werden soll.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Franz Carl Lipp, Goldhaube und Kopftuch. Zur Geschichte und Volkskunde der österreichischen, vornehmlich Linzer Goldhauben und oberösterreichischen Kopftücher. Graphische Gestaltung: Herbert Friedl. 196 Seiten (Großformat), mit 42 Farb- und 138 Schwarzweißbildern, 1 Farb- und 3 Schwarzweißtafeln, 42 Zeichnungen. Linz 1980, Oberösterreichischer Landesverlag. S 548,.-

Ein Hauptwerk der Trachtenforschung ist hier anzuzeigen: Lipp hat das lange von ihm erwartete Goldhaubenbuch herausgebracht, mit einer Fülle von wohlgeordnetem Material, aber auch mit sehr vielen instruktiven, offenbar seit langem gesammelten Bildern. Es ist ein Zufall, daß fast zur gleichen Zeit auch ein bayerischer Beitrag zum Thema erschienen ist, nämlich der Aufsatz von Gisliind M. Ritz, Riegelhaube und Kropfkette. Zum Erscheinungsbild der Münchner Bürgertracht um 1800 (in: Wittelsbach und Bayern, Bd. III/1: Krone und Verfassung. König Max I. Joseph und der neue Staat. München 1980. S. 326–333). Was dort für die Münchner Riegelhaube erarbeitet wurde, das ist also jetzt noch bei weitem umfänglicher für die Linzer Goldhaube geleistet worden.

Die Haubenforschung gehört in der ganzen sowieso sehr vertrackten Trachtenforschung wohl zum vertracktesten überhaupt. Das 19. Jahrhundert kannte nur die Aufzeichnung und den künstlerischen Bildbeleg. Zu Ende des Jahrhunderts, als nicht zuletzt die Sammlung Lipperheide einen gediegenen Grundstock bot, konnte dann Rose Julien eine erste abschließende Haubenübersicht vorlegen (Julien, Die deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts. München 1912, S. 172 ff.), die sich freilich nur auf das damalige deutsche Reichsgebiet bezog und daher wohl die Radhauben des Bodenseegebietes, nicht mehr aber die Goldhauben der Donaustraße berücksichtigte. Fortschritte wurden eigentlich erst zu Ende des ersten Drittels unseres Jahrhunderts gemacht, als Viktor von Geramb die kartographische Darstellung der Hauben und Kopftücher vorlegte (Mautner und Geramb, Steirisches Trachtenbuch. Bd. II, Abb. 258 und 281), und als Josef Hanika seinen Versuch der Gliederung der Hauben nach S- und N-Nähten verständlich zu machen trachtete (Hanika, Sudetendeutsche Volkstrachten, Bd. I, Reichenberg 1937, S. 149 ff. u.ö.). Von beiden Versuchen sind starke Anregungen auch in Lipps Werk eingeflossen.

Die Grundlage für derartige Forschungen bildeten allenthalben die Haubensammlungen, zunächst private, dann museale. Die große, etwa 100 Stück umfassende

Haubensammlung des Baurates Heinrich Schemfil ist schon 1897 in das Wiener Museum gelangt; aufgearbeitet ist sie eigentlich nie worden. Selbst die in ihrer Art bahnbrechende Arbeit von Arthur Haberlandt, *Der Hornputz. Eine altertümliche Kopftracht der Frauen in Osteuropa* (Slavia Bd. II, 1924, S. 680 ff.) hat sich mehr auf andere Bestände gestützt (bei Lipp wird irrtümlich S. 28 Michael statt Arthur Haberlandt als Verfasser dieser Studie angesprochen).

Auch für das Buch Lipp's bedeutet die Sammlung des Oberösterreichischen Landesmuseums die breite Grundlage. Basierend auf diesen Beständen und mit Heranziehung der verschiedensten Literatur, nicht zuletzt des sonst eher vergessenen Büchleins von Gustav Gugitz, *Die schöne Linzerin* (Linz 1929) hat Lipp nunmehr eine reich gegliederte Darstellung geboten. Er beginnt mit Geschichte, Grundtypen und Sonderformen der Goldhaube selbst, zeigt dann die spezielle Linzer Goldhaube mit ihren Varianten auf, überblickt die Verbreitung der Linzer Goldhauben, wobei er sich gleichzeitig mit dem „Kostüm zur Linzer Goldhaube“ beschäftigt, weil es sich ja doch um eine bürgerliche Trachtenform handelt, deren starke Einbindung in das Empire nicht zu übersehen ist. Dann kommt ein Gegenwartsabschnitt über die Herstellung der Linzer Goldhauben und Exkurse zu den goldbestickten Tüchern und Schürzen, zum Schmuck zur Goldhaubentracht, wozu also auch die vorhin erwähnte „Kropfkette“ gehört, und schließlich ein Blick auf das Goldhaubentragen und den Goldhaubenbrauch.

Der zweite Teil des Buches ist dem Kopftuch gewidmet, das herkunfts- und erscheinungsmäßig ja mit der Goldhaube nichts zu tun hat. Es werden Bezeugungszeiten unterschieden, für das bunte Kopftuch zunächst, dann für das große schwarze Seidentaft-Kopftuch, welches das letzte Jahrhundert beherrscht hat. Die Vielfalt der Erscheinungen bringt das Kapitel „Einige Beschreibungen und Anleitungen, Kopftücher zu binden“ mit sich. Auch hier wieder gute Exkurse, nämlich zum Kopftuch im Brauchtum, zur Frage nach der zum großen schwarzen Kopftuch passenden Kleidung, und schließlich die Frage nach der „Wiederkehr des Kopftuches“, die Lipp einmal mehr als Trachtenpfleger erweist. Das wird alles sehr genau und bildlich angereichert dargelegt, mit genau gezeichneten Typentafeln, welche die extrem genaue landschaftliche, ja örtliche Kenntnis erweisen.

Das große und schwierige Gebiet läßt sich auch mit Hilfe dieses Buches nicht leicht überblicken. Die durchaus gesicherte Feststellung, daß die Goldhaube in der Linzer Form sich zwischen 1790 und 1810 verfestigt habe, löst doch die Frage nach der Begründung einer solchen auffälligen Art von Kopfbedeckung aus, die zwar manchmal schon zu lösen versucht wurde, etwa von Marianne Taub, die einstmals auf die zur gleichen Zeit zur Uniformmode gewordenen Dragonerhelme hingewiesen hat (Taub, *Zeitkostüm und Volkstracht in Linz*. In: *Jahrbuch der Stadt Linz*, 1937). Aber selbst bei Anerkennung einer ähnlichen Formtendenz scheint von einem tatsächlichen Zusammenhang doch kaum die Rede sein zu können. Manchmal möchte man auf Grund der zeitgenössischen Stimmen aus der Napoleonischen Zeit meinen, die „Phrygische Mütze“ der Jakobiner habe etwas damit zu tun. Arthur Haberlandt (wie oben, *Slavia* II, 1924, S. 709 ff.) hat sich dem Problem genähert, aber für eine klare Antwort war und ist offenbar doch keine rechte Grundlage gegeben. Vielleicht können die Historiker einmal Belege aus der Zeit der Jakobinerfurcht in Österreich irgendwelche Anhaltspunkte dafür finden. Es wäre sicherlich auch im Sinn von Lipp, wenn sein großes Werk nach dieser Richtung gelegentlich noch ergänzt werden könnte.

Johann Kräfftner/Peter Rosei, Innenhof. 96 Seiten mit 65 Abb. St. Pölten 1979, Verlag Niederösterreichisches Pressehaus. S 198,.-

Seit einiger Zeit vermehren sich die Photo-Bild-Bücher, die mit unserem Fach irgend etwas zu tun haben, meist ohne daß die Verfasser sich mit Volkskunde beschäftigt hätten. Photographen, die gleichzeitig Architekten sind, liefern unter Umständen Photo-Bände, die Aufnahmen von altbodenständigen Häusern oder deren Elemente enthalten, ohne daß sie es der Mühe wert fänden, ihr Material irgendwie zu kommentieren.

Das gilt auch für diesen kleinen Band, der in der Reihe „Elemente der Architektur“ als Bd. III erschienen ist. Schon der Titel besagt wenig: Innenhof – was mag im Gegensatz dazu ein Außenhof sein? Aber Kräfftner hat vor allem das Weinviertel kennengelernt, und dort die vielen, zum Teil noch sehr gut erhaltenen Höfe mit den „Tretten“, worüber in der Bauernhausforschung ja schon so manches zu sagen war. Kräfftner bietet gute Aufnahmen aus Großmeisdorf, Radlbrunn, Ziersdorf usw., wirklich bedeutende Stücke dieser weinviertelischen Landarchitektur und vermerkt im Abbildungsverzeichnis nur ganz knapp, wo das betreffende Haus steht. Dann findet er zu den Treppenlaubenhäusern von Mörbisch, weiter zu Schloß- und Klosterhöfen mit Arkaden, schweift nach Oberitalien ab, sieht aber auch Höfe mit gestaltlich verwandten Säulengängen in Wien, nicht nur in alten Innenstadthäusern, sondern auch in Bauten der Gründerzeit, bis zum Justizpalast. Daneben noch einige Bilder von Häusern mit Pawlatschenhöfen und ähnliches, da ist keine Richtung mehr zu erkennen. Und dazu wird ein sentimentaler Feuilletontext von Peter Rosei abgedruckt, der fachlich gar nichts bietet, stimmungsmäßig ganz subjektiv und daher an einer solchen Stelle sicherlich unnötig ist.

So kann man wohl auch „Bücher“ machen, aber es sind dann eben keine wirklichen Gebilde dieser Gattung. Schade um Kräfftners gute Weinviertler Aufnahmen.

Leopold Schmidt

Karl Haiding – Sophie Gaß, Kinder- und Jugendspiele aus Niederösterreich. (Raabser Märchenreihe, Bd. 5) Wien 1980. Brosch. 70 Seiten Musiknoten, Spielplanskizzen. S 60,-.

Dieses 5. Bändchen der reizvollen RMR ist einer Überlieferungsgattung im Rahmen der sogenannten „Volkskultur“ gewidmet, den Kinder- und Jugendspielen, denen immer nachgesagt wird, sie wären schon ausgestorben oder – zumal in der Großstadt – nahe daran. Wem es vergönnt ist, eigenen und fremden Kindern, kleinen und kleinsten schon, zuzuschauen, zuzuhören, der wird nur Wandel, starke „einheitliche“ Prägung, zumal durch Kindergärten, aber kaum ein Absterben dessen, was aus eigener Kindheit nachklingt, feststellen. Das Bändchen ist zusammengestellt von Karl Haiding, der sich seit den späten dreißiger Jahren ganz besonders mit dem (nicht nur deutschen, sondern vergleichend europäisch gesehenen) Kinderspiel befaßt hatte, in den Nachkriegswirren freilich einen Teil seiner Aufzeichnungen und Pläne verlieren hatte müssen, und von seiner einstigen Mitschülerin Sophie Gaß. Beide hatten es bereits seit 1950 vorbereitet, nicht primär als wissenschaftliches Quellen- oder Dokumentationszeugnis, wiewohl ein knapper, aber gut weiterführender Anmerkungs- (60–68) zusamt

einem Schrifttumsverzeichnis (69 f.) diesen Ansprüchen entgegenkommt. Nachzutragen wäre allenfalls A. Cammann, Die Welt der niederdeutschen Kinderspiele. Bleckede (Elbe) 1973; U. Baader, Kinderspiele und Spiellieder. I, Untersuchungen in württembergischen Gemeinden, II, Materialien: Kinderspiellieder und Abzählreime. Tübingen 1979. Haiding – Gaß sehen das Büchlein „als Grundlage einer bodenständigen Spielpflege“ mit der Absicht auf Anleiten und Weiterführen aus der durch den Wander-(Wohn- und)Spielanlagen (Plätze, Zeiten, Gruppen) sich ergebenden Veränderungen aus der „heimatlichen Überlieferung“ als die „beste Grundlage“ für Jugendspiele (Vorwort). Drei „Wiegenlieder“ bilden den Anfang. Scherz- und Kosespiele (Fingersprüche in Fülle) führen weiter über die einfachen Spielzeuge aus der Natur (Käfer, Blumen) zu den vielfältigen Gemeinschaftsspielen, zu Schnellsprechübungen, Auszählreimen, zu Tanz-, Lauf- und Kampfspielen, zu denen mit Bällen mannigfachster Anordnung und Regeln, zu ihrer besonderen Verbreitung. Ratespiele u.ä. beschließen die Auswahl.

Aus den Anmerkungen über Verbreitung und frühe Quellen, Zeitstufen der Entwicklung und Beliebtheit nicht nur für „Kinder“, sondern sehr oft dokumentiert als „Erwachsenen“-Spiele ergibt sich doch der Wunsch, es möge sich eine sprachenkundige Forscherpersönlichkeit oder -gruppe finden, dieses für Niederösterreich freundlich zusammengestellte Material zu vergleichen mit dem Großstädtischen von Wien, Graz usw. und mit dem noch reichlich Verhandelnen im „Ländlichen“ unserer Heimat.

Leopold Kretzenbacher

Olaf Bockhorn, Wagen und Schlitten im Mühlviertel. 2 Bde., Linz, Selbstverlag des Oberösterreichischen Musealvereins, Landstraße 31, 1973 und 1978. Bd. I: Darstellung. V, 234 S.; Bd. II: Dokumentation. 81 S., 47 Fig., 32 Taf. (Beiträge zur Landeskunde von Oberösterreich, Historische Reihe I/2 und I/3), S 280,–.

Das vom Autor sorgfältig erstellte Literaturverzeichnis zeigt mit aller Deutlichkeit, daß volkskundliche Untersuchungen über Transportgeräte in Österreich sehr selten sind. Neben einigen generellen Arbeiten über den bäuerlichen Gerätebestand sind hier eigentlich nur die Publikationen von Hanns Koren und Karl Haiding zu nennen. Während Koren mit den altertümlichen Schlitten bzw. den Jochformen einzelne Objekte in ihrer Verbreitung innerhalb einer größeren Landschaft untersucht, gibt Haiding einen Überblick über die verschiedenen gebräuchlichen Fahrzeuge des Ennstales.

Die vorliegende Arbeit, die als Dissertation bei Károly Gaál eingereicht und vom Oberösterreichischen Musealverein dankenswerterweise in seine Schriftenreihe aufgenommen wurde, knüpft hier exemplarisch an. Olaf Bockhorn, der bereits in einer dorfmonographischen Untersuchung über Wolfau, Burgenland, Zugang zu diesem Thema fand, entscheidet sich aus methodischen und ökonomischen Überlegungen ebenfalls für ein überschaubares Gebiet, das Mühlviertel. Für die Erfassung sämtlicher landschaftsgebundener Fahrzeuge scheint ihm nämlich die Feldforschung als unerlässlich. In den Museen findet sich zwar das eine oder andere Fahrzeug, doch sucht man vergeblich nach Spezialsammlungen, die die gesamte Variationsbreite der Transportgeräte von der einfachen Trage bis zum komplizierten Wagen vorweisen könnten. Außerdem entziehen sich die Geräte in den Sammlungen weitgehend einer funktionellen

Betrachtungsweise. Für eine volkskundliche Untersuchung genügt Bockhorn nicht die Beschreibung der Konstruktion, was allein schon eine grundlegende Leistung darstellt, sondern er erfaßt in dieser Arbeit auch die jeweiligen Einsatzmöglichkeiten der Fahrzeuge und schenkt dem Erzeuger wie dem Besitzer gleichermaßen sein besonderes Augenmerk. Bockhorn hat sich daher in den Werkstätten der Wagner und Schmiede gründlich umgesehen und in sämtlichen 122 Gemeinden des Mühlviertels die Bauern der verschiedenen Altersstufen eingehend befragt. Solcherart kann er deutlich machen, daß das einzelne Objekt nicht isoliert, sondern innerhalb eines Beziehungsgefüges steht, dessen Rahmen von den geographischen, sozialen, politischen und vor allem wirtschaftlichen Faktoren vorgegeben wird. Unter dem Gesichtspunkt der Abhängigkeit des Gerätes von der Wirtschaftsform lassen sich die Änderungen im Fahrzeugbestand erklären. Darüber hinaus versucht Bockhorn an Hand der landesüblichen Wagen und Schlitten eine kulturräumliche Gliederung des Mühlviertels vorzunehmen.

Eingeleitet wird die Arbeit mit einem ausführlichen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Wagen- und Schlittenforschung, in dem auch die verschiedenen Ursprungstheorien zum Wagen dargelegt werden. Entsprechend seiner funktionellen Betrachtungsweise werden im folgenden die natürlichen Voraussetzungen des Menschen in der Landschaft, die morphologischen Gegebenheiten, das Klima und die Vegetation des Mühlviertels dargelegt. Es werden weiters die Besiedlung und die Geschichte des Raumes behandelt und an Hand kultureller Phänomene eine kulturräumliche Gliederung vorgenommen. Eine Übersicht über die Verkehrsentwicklung und den Handel, der durch die Leinenweberei, die Glaserzeugung und Hammerwerke zwischen 1780 und 1820 größere Bedeutung hatte, verdeutlicht die engen Beziehungen zwischen Wirtschaftsform und Fahrzeugbestand. Der Rückgang des Handels und der fehlende Anschluß des Mühlviertler Verkehrsnetzes an die internationalen Verbindungen bilden die Ursache, daß die wirtschaftliche Entwicklung im folgenden stagnierte. Man benötigte die Transportgeräte daher fast ausschließlich zur Bewältigung der autarken Landwirtschaft. Die Kenntnis der Entwicklung und des gegenwärtigen Standes der Land- und Forstwirtschaft liefert daher die Grundlage zum Verständnis des Fahrzeugbestandes.

Der Hauptteil bringt schließlich eine vollständige Bestandsaufnahme sämtlicher Typen mit ihren Dialekt- und schriftdeutschen Bezeichnungen, mit ihrer Verwendung im Arbeitsprozeß, ihrem Vorkommen und ihrer Verbreitung. Um den Fahrzeugbestand der älteren Zeit mit dem gegenwärtigen vergleichen zu können, zieht Bockhorn die wenigen alten auffindbaren Inventare heran. Das Inventar des inzwischen zum Freilichtmuseum gewordenen Mittermayergutes in Pelmburg von 1842 zeigt mit vier Wagen, einem Pferdewagen, einem Holz- und einem Schleppschlitten, Pferdezeug und drei Jochen ein Bild, das noch heute bei Höfen mittlerer Größe anzutreffen ist. Handwerker und Auszügler besaßen hingegen kaum größere Geräte. So gesehen ist es interessant, an der Anzahl der Fahrzeuge auf die Größe und Struktur der bäuerlichen Wirtschaft schließen zu können. In diesem Zusammenhang wird auch über die Frage der Unterbringung der Fahrzeuge berichtet. Besonderes Augenmerk wird dem Einfluß der Technisierung auf die Formenvielfalt der Transportgeräte geschenkt, wobei dem Wandel der Fahrzeuge durch die modernen Fabrikserzeugnisse ein eigenes Kapitel gewidmet ist. Die ausführliche Darstellung gibt einen Überblick über sämtliche Fahrnisse von den Schleifen über die Schlitten zu den Karren und Wagen. Die Vorrichtungen zum Transport kleiner Lasten wie Misttrage, Sausteige, Scheibtruhe, Radbock, Leiterwagen, der auch als Kinderwagen Verwendung findet, werden nicht vergessen. Ein interessantes und bisher kaum

beachtetes Kapitel nimmt der Einsatz von Hunden sowohl in der Land- als auch in der Waldwirtschaft ein. Man erfährt über die spezielle Bespannung und die entsprechenden Hundewagerl. Nach der Darlegung der Grundkonstruktion des vierrädrigen Wagens werden die verschiedenen Wagentypen und darunter auch die zur Ausfahrt benützten Luxusfahrzeuge (Zeiserlwagen, Landauer etc.) behandelt. Sehr bemerkenswert ist der Gesichtspunkt, der die Wagengröße in Relation zu den Zugtieren setzt. Ein statistischer Vergleich zwischen 1930 und 1966 zeigt bei einem annähernd gleichbleibenden Pferdebestand einen starken Rückgang der Zugochsen und die enorme Zunahme von Traktoren. Es ist selbstverständlich, daß diese Entwicklung Einfluß auf den Fahrzeugbestand und auf die Anspannung nimmt, die ebenfalls in einem eigenen Kapitel behandelt wird. Selbst die Tierrufe werden nicht vergessen. Bei den Nutzgeräten sind künstlerische Gestaltungen und Verzierungen selten. Diese Gestaltungselemente bilden die Überleitung zum Wagner- und Schmiedehandwerk, die durch das Vordringen des Traktors einem besonders starken Strukturwandel unterworfen sind. Die fabrikmäßige Erzeugung führt auch zu einer starken Vereinheitlichung des Gerätebestandes.

Der zweite Band ist der Dokumentation vorbehalten. Es handelt sich dabei um einen alphabetischen Katalog sämtlicher besprochenen Geräte mit allen technischen Details. Bockhorn hat sich hierfür ein Grundmuster zurechtgelegt: 1. Name, 2. regionale Bezeichnung, 3. Hersteller, 4. Form, 5. Verwendung, 6. Verbreitung, 7. Art des Zuges, 8. bis wann in Gebrauch und wodurch ersetzt, 9. Hinweis auf Zeichnungen bzw. auf Fotos. An den Katalog schließen nämlich in einem eigenen Abschnitt die technischen Zeichnungen mit vielen Detailaufmessungen und Maßangaben an und dazu noch 148 Fotos, so daß fast alle Geräte auch bildlich dargestellt werden. Mit dieser Dokumentation wird dem Geräteforscher ein Lexikon in die Hand gegeben, das über das Mühlviertel hinaus für jede weitere Untersuchung der Transportmittel ein unentbehrliches Handbuch darstellt. Bockhorn liefert mit seiner Arbeit nämlich nicht nur die Voraussetzung, welche die einzelnen Geräte nun als Indikator der jeweiligen Struktur erkennen läßt – womit er die Geräte in den Sammlungen erst zum „Sprechen bringt“ –, sondern er legt mit seiner Studie ein Modell vor, nach dem entsprechende Arbeiten für weitere überschaubare Regionen durchgeführt werden sollten, um auf diese Weise einen Gesamtüberblick über die Transportgeräte Österreichs zu erhalten. Eine vorbildliche volkskundliche Arbeit, der man eine weite Verbreitung wünscht.

Franz Grieshofer

Viktor von Geramb, Kinder- und Hausmärchen aus der Steiermark. 5. Aufl. Bearbeitet von Karl Haiding. 300 Seiten, mit Bilderschmuck von Emmy Singer-Hiebleitner. Graz 1980, Leykam-Verlag.

Karl Haiding, Österreichs Märchenschatz. Mit Illustrationen von Hedwig Zum Tobel und einem Anhang. 448 Seiten. Wien 1980, Verlag Kremayr & Scheriau.

Die Neuauflagen von zwei guten, sehr geschätzten Sammlungen, über deren erste und weitere Auflagen hier schon mehrfach berichtet wurde. Beide Bücher sind von Karl Haiding für diese neuesten Auflagen durchgesehen, erweitert, in den Anmerkungen verbessert worden, so daß jeweils der letzte Stand der Forschung den schönen Textausgaben mitgegeben wurde.

Die steirische Sammlung, vor 40 Jahren zum ersten Mal von Geramb vorgelegt, erschien 1946 in unveränderter Neuauflage und wurde damals von mir als erstes Buch in der Neuen Folge unserer Zeitschrift (ÖZV I/50, S. 128 f.) besprochen. Der Verfasser hat mir daraufhin schriftlich erklärt, daß ich das Buch nicht verstanden habe. Nun, die Öffentlichkeit, soweit sie steirische Märchen liest, hat das Buch jedenfalls gut aufgenommen. Nach Gerambs Tod betreut Karl Haiding seit der 4. Auflage das Werk, das nunmehr in dieser 5. Auflage vielleicht seine endgültige Gestalt angenommen haben dürfte. Es ist um einige weitere Aufzeichnungen Haidings vergrößert, in vielen Fällen verbessert worden, und vor allem durch einen ausführlich gehaltenen Anmerkungsteil bereichert worden. Der Anteil Romuald Prambergers mit seinen vielfach überarbeiteten Aufzeichnungen, worauf ich schon damals 1947 aufmerksam gemacht hatte, ist von Haiding durchaus im gleichen Sinn gewürdigt worden. Man könnte an dieser Stelle den Wunsch einflechten, daß eine Grazer Dissertation, die dem Sammler Pramberger gewidmet wurde, eigentlich doch veröffentlicht werden sollte. Ein zweiter Wunsch wäre wohl, daß der nun auch schon dahingegangenen Zeichnerin Emmy Singer-Hießleitner, die das Buch so eindrucksvoll mit ihren Haus- und Siedlungsbildern ausstattete, ein fundiertes Gedenkwort hätte gewidmet werden sollen.

Haidings eigenes Werk, der „Märchenschatz“, ist einstmals auf meinen Hinweis hin vom Pro-Domo-Verlag sehr ordentlich herausgebracht worden. Der Verlag existiert nicht mehr, das Buch ist längst vergriffen, eine Neuauflage war daher erwünscht und berechtigt. Haiding hat das Buch ganz überarbeitet, viel an eigenen Aufzeichnungen aus den letzten Jahrzehnten eingefügt, und vor allem den Anmerkungsteil wesentlich bereichert. Der sorgfältige Benützer wird infolge der verschiedenen Textauswechslungen künftighin beide Ausgaben benützen müssen. Albert Wesselski hat sich in solchen Fällen Gleichheiten und Verschiedenheiten der verschiedenen Auflagen mit kleinen, aber noch leserlichen Bleistiftanmerkungen jeweils zum Text dazugeschrieben, wie seine erfreulicherweise erhaltenen Handexemplare in unserer Bibliothek beweisen. Hoffentlich gibt es auch heute wieder den einen oder anderen Gelehrten, der für sich das gleiche tut. In Haidings Anmerkungen leuchtet meiner Ansicht nach noch einmal das Feuer des einzelnen, um nicht zu sagen einsamen Märchenforschers auf, wie diesen geradezu als Typus unsere Forschung anderthalb Jahrhunderte hindurch gekannt hat. Heute reichen Institute kaum mehr aus, um solche Arbeiten nachzuvollziehen.

Um so schöner, wenn man sieht, daß sich die Werke eines solchen nahezu letzten einsamen Sammlers und Forschers doch heute auch noch verlegerisch gestalten und betreuen lassen. Der „Märchenschatz“ ist nämlich in der Neuausgabe ein durchaus stattliches Buch geworden, an dem man seine Freude haben kann.

Leopold Schmidt

Helmut Prasch, Spittal an der Drau in alten Ansichten. Querformat, 76 Abb. mit Text. Zaltbommel, Niederlande 1980, Europäische Bibliothek. S 195,-.

Die Lust an der Zusammenstellung alter Ansichtskarten hat auch Österreich erreicht, und der Verlag Europäische Bibliothek in Zaltbommel in den Niederlanden, der schon etwa 300 derartige Einzelbände herausgebracht hat, konnte nunmehr auch diesen Band über Spittal an der Drau veröffentlichen. Der Gründer und Leiter des dortigen Bezirks-Heimatomuseums hat das Material zusammengestellt und die lebensvollen,

mitunter anekdotisch gewürzten Texte dazu verfaßt. Bei der Betrachtung der Bilder denkt man sich so wie öfter, wieviel doch an guten Bauten niedergerissen wurde, die gut und gern hätten stehenbleiben können, und wieviele unerfreuliche Bauten im vorigen, aber auch noch in diesem Jahrhundert an die Stelle alter Tortürme und Kapellen gesetzt wurden. Die alten Bilder machen aber nicht nur dies deutlich, sondern zeigen auch bäuerliches Haus, gesellschaftliches Leben, nicht zuletzt die Wandlungen des Liesertales durch die verschiedenen Straßenbauten auf. Namentlich für die Geschichte der örtlichen Feste und Vereine liefert das Bändchen so manches gute alte Bild.

Leopold Schmidt

Harry Kühnel (Hg.), *Klösterliche Sachkultur des Spätmittelalters*. Internationaler Kongreß Krems an der Donau 18. bis 21. September 1978 (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs, Br. 3) 380 Seiten, 57 Abb. auf Tafeln. Wien 1980. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. öS 588,-

Vor zehn Jahren wurde das „Institut für mittelalterliche Realienkunde“ von der Philosophisch-Historischen Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften gegründet. Mit seinem Sitz in Krems, unter der Direktion des dortigen Stadtarchivars Prof. Dr. Harry Kühnel, hat es sich vorzüglich entwickelt, die „Realienkunde“ ist zu einem Ergänzungsfach der verschiedensten Disziplinen geworden, die man sich aus dem Gesamt unserer kulturhistorischen Forschungen kaum mehr wegdenken mag.

Das Institut hält alle zwei Jahre Kongresse ab, die ihrer ganzen Art nach über Österreich hinauszielen. Die Zahl der ausländischen Vortragenden ist meist größer als die der einheimischen. Die Vorträge dieser Kongresse werden allmählich auch in Sammelbänden veröffentlicht, was für ihre Auswirkung sehr wichtig erscheint. Als erster derartiger Band erschien 1976 „Die Funktion der schriftlichen Quelle in der Sachkultur-forschung“, als zweiter 1978 „Das Leben in der Stadt des Spätmittelalters“, und nunmehr 1980 der Band über die „Klösterliche Sachkultur des Spätmittelalters“. Die Bände ergänzen einander wechselseitig, und man kann sich vorstellen, daß künftige Kongresse weitere derartige Generalthemen durchbesprechen werden, vom Bergbau bis zum Bauern- und Hirtenwesen, von den Sachgütern der Jagd zu jenen des Fischfanges, und was alles hierhergehören mag.

Der vorliegende Band enthält 18 Beiträge, größtenteils von vorzüglichen Kennern, unter denen Harry Kühnel, Gerhard Jaritz (Zur Sachkultur österreichischer Klöster im Spätmittelalter), Floridus Röhrig (Die materielle Kultur des Chorherrenstiftes Klosterneuburg unter besonderer Berücksichtigung der Aussage von Rechnungsbüchern), Kurt Holter (Der Einfluß der Melker Reform auf das klösterliche Buchwesen in Österreich) und Richard Pittioni (Zisterziensische Sachkultur am Beispiel archäologischer Funde aus der Abtei Heiligenkreuz bei Baden, NÖ.) besonders hervorgehoben werden sollen. Die Sachkultur der Benediktiner- und besonders der Zisterzienserklöster wird auch in vielen anderen Beiträgen behandelt (Reinhard Schneider, Ivan Hlaváček, Géza Erszegi), aber auch Frauenklöster werden eingehend behandelt (Ernest Persoons, Horst Appuhn). Der an sich wichtige Beitrag von Appuhn über die „Möbel des hohen und späten Mittelalters in den ehemaligen Frauenklöstern um Lüneburg“ kommt sehr spät, mehr als zwanzig Jahre nach der Auffindung dieser vielen

schönen Truhen. Ein köstlicher Sonderbeitrag ist der Vortrag „Zum Badewesen in byzantinischen Klöstern“ von Herbert Hunger mit seinen überraschenden Einblicken in die Klosterkultur des Ostens.

Der Band ist also auch für die vielfach angesprochene Volkskunde sehr wertvoll. Man wird leider die Bilder nicht sehr gut reproduziert finden, und vermißt vor allem ein Register. So etwas sollte gerade bei einer Institutsveröffentlichung doch eigentlich zu erstellen sein.

Leopold Schmidt

Landschaftliche Volkskunde-Darstellungen im Neudruck:

Als „Mohnkopf Reprints“ sind im Verlag Wolfgang Weidlich in Frankfurt am Main Neudrucke von folgenden deutschen landschaftlichen Volkskunde-Darstellungen erschienen:

Will-Erich Peuckert, *Schlesische Volkskunde*. 272 Seiten, mit zahlreichen Abb. im Text und auf 16 Tafeln. Originalausgabe Heidelberg 1928. DM 45,-

Emil Lehmann, *Sudetendeutsche Volkskunde*. 229 Seiten mit 38 Abb. auf 24 Tafeln. Originalausgabe Heidelberg 1926. DM 45,-

Karl Brunner, *Ostdeutsche Volkskunde*. 279 Seiten mit 69 Abb. auf 32 Tafeln. Originalausgabe Heidelberg 1925. DM 45,-

Zu Ende der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts gründete Friedrich von der Leyen beim Verlag Quelle und Meyer eine Schriftenreihe mit dem Obertitel „Deutsche Stämme – Deutsche Landschaften“. Ein Teil der sonst in verschiedenen Verlagen erscheinenden landschaftlichen Volkskunde, die in jenen Jahren in rascher Folge erschienen, konnte in diese Reihe aufgenommen werden. Sie sind wohl alle längst vergriffen, die besseren wie die weniger guten, die zeitgemäß gebundenen wie die überzeitlich wertvoll gebliebenen. Das Bonner Bundesministerium des Innern hat nun dafür gesorgt, daß einige der guten ostdeutschen Volkskundedarstellungen, die sich jahrzehntelang bewährt haben, in vollständigen Neudrucken hübsch und zweckmäßig neu aufgelegt wurden. Die immer wieder heranzuziehenden Bände von Karl Brunner und von Will-Erich Peuckert sind ohne Kommentar erschienen. Dem Band von Emil Lehmann hat sein Sohn Ernst Lehmann ein kurzes Nachwort beigefügt, das auf die Bedeutung des Verfassers und seines Werkes eingeht.

Fachbibliotheken, die nicht im Besitz der Originalausgaben sein sollten, werden die geglückten Neudrucke mit Gewinn einstellen, bei ihrer Benutzung aber sicherlich zu bedenken geben, daß es sich um Bücher handelt, die eben mehr als ein halbes Jahrhundert alt sind.

Leopold Schmidt

Gislinde M. Ritz, Alte bemalte Bauernmöbel, Europa. Aufnahmen Helga Schmidt-Glassner, Großformat 235 Seiten, mit 313, zum Teil farbigen Abb. 3. Aufl. München 1980, Verlag Callwey.

Franz Colleselli, Tiroler Bauernmöbel. Großformat, 23 Seiten, unpag. Abb., zum Teil farbig, auf Tafeln, unpag. Anhang mit Werkzeichnungen. 5. Aufl. Innsbruck 1980, Tyrolia-Verlag. S 480,–

Die bemalten „Bauernmöbel“ haben der Volkskunde in Sammler- und Kennerkreisen mehr Beachtung eingetragen als die meisten anderen Gebiete der Volkskunst. Die Museen haben nunmehr die meisten Gebiete wenigstens in Proben erfaßt, die landschaftliche Forschung hat so manchen Möbelbemaler, ja auch ganze Schulen und Gruppen davon, feststellen können. Es ist also begreiflich, daß die Verlage ihre guten Möbelbücher in Neuauflagen herausbringen, die zum Teil erweitert und meist durch gute Farbbilder bereichert erscheinen.

Das gute Buch der „Bemalten Bauernmöbel – Europa“ ist schon in 3. Auflage jetzt greifbar. Sammlerische Vorarbeiten dafür hat Margarete Baur-Heinhold geliefert, so manche Gebiete wurden dank der Vorarbeit so mancher Museen neu erfaßt und zum Teil auch in neuen Textabschnitten neu gewürdigt. Kleine zusammenfassende Kapitel, etwa über die „Alpenländer“, erläutern den Bestand nach dem gegenwärtigen Forschungsstand in sehr erwünschter Weise. Der erläuternde Eifer geht dabei so weit, daß manches Stück, so das steirische Wandkästchen mit der „Schneckenpost“ zweimal abgebildet erscheint, nämlich S. 132 und S. 170/237.

Der Bildband über die Tiroler Möbel ist dagegen bei weitem wortloser. Es sind im wesentlichen die schönen Stücke des Tiroler Volkskunstmuseums, die sich größtenteils schon Jahrzehnte dort befinden und deren Gruppen hauptsächlich von Josef Ringle bearbeitet wurden. Darauf beruht der Text des nun auch schon dahingegangenen Franz Colleselli, den der neue Direktor des Museums, Hans Gschnitzer, im wesentlichen unverändert herausgibt. Die reiche Bilddokumentation einschließlich der gezeichneten Detailskizzen ist sehr begrüßenswert.

Leopold Schmidt

Kurt Muthspiel, Alpenländische Volkslieder. 184 alpenländische Lieder aus Österreich, Bayern und Südtirol. Für gemischten Chor oder andere Besetzungen. 169 Seiten. Graz 1980, Verlag Styria. S 148,–

Eine liebenswürdige Sammlung von auf vielen steirischen Singwochen erprobten alpenländischen Liedern. Keine wissenschaftliche Sammlung: „Weil es ein Buch für die praktische Volksliedarbeit werden sollte, wurde bewußt von wissenschaftlichen Details und Quellenangaben abgesehen.“ (S. 5). Das ist natürlich schade, denn die Mitteilung von Ergebnissen der Volksliedforschung hat wohl auch Singwochenteilnehmern noch nie geschadet, und die Herkunftsangaben sollten eigentlich nie fehlen. Mancher Interessent oder auch künftige Sammler würde sich leichter tun.

Leopold Schmidt

Wilfried Feldhütter, Bauerntheater. Geschichte und Geschichten. 192 Seiten, mit zahlr. Abb. Rosenheim 1979, Rosenheimer Verlagshaus.

Ein hübscher, gut ausgestatteter Band, der Geschichten vom alten Bauerntheater verspricht. Geboten werden freilich vor allem Geschichten vom alten Volksschauspiel, nämlich: Ludwig Steub über das Volksschauspiel von Kiefersfelden, Max Mell einmal über das Paradeisspiel, dann über das Passionsspiel in Steiermark. Aus der Steiermark stammt auch Leopold Kretzenbachers Bericht über „St. Nikolaus und die Rauhen“, also über das Mitterndorfer Nikolausspiel. Ludwig Steub wieder ist ein Bericht über das Passionsspiel zu Erl entnommen. Dazwischen sind Gedichte von Franz von Kobell, Hirtenlieder aus Krippenspielen, aber auch der „Schwarzbraune Michal“, wie ihn einst Konrad Mautner aufzeichnete, eingestreut. Über Oberammergau berichtet einmal Eduard Stemplinger, dann eine Zusammenfassung „Pater Ferdinand Rosner und Oberammergau: Gottes Noth“. Warum „Der billige Jakob“ von Lena Christ aufgenommen wurde, versteht man nicht ganz. Da fügen sich die autobiographischen Skizzen von Alois Johannes Lippl noch eher ein.

Eine etwas bunte Textsammlung also, vielleicht zur populären Einführung für ganz Unkundige geeignet, sicherlich nicht schlecht zu lesen, besonders wenn man hie und da ein Auge zudrückt, und etwa S. 95 bei einem „Würztaler Paradeisspiel“ sich das doch eigentlich gemeinte „Mürztal“ dazudenkt. Von dem figurenreichen Bild einer Spielpause in einem Bauerntheater von Eduard Grützner, das farbenfroh den Umschlag zierte, erfahren wir leider nicht, um welche Bühne es sich gehandelt haben mag. Doch wohl um Kiefersfelden? Die Hauptdarsteller dort haben offenbar vor mehr als hundert Jahren nicht wesentlich anders ausgesehen wie heute auch. Das schöne Bild gehörte wohl noch einmal, und zwar mit entsprechender Kommentierung veröffentlicht.

Leopold Schmidt

Die Süddeutsch-Österreichische Orgelmusik im 17. und 18. Jahrhundert. Tagungsbericht herausgegeben von Walter Salmen. 240 Seiten, mit 11 Abb. und Noten im Text. Innsbruck 1980, Musikverlag Helbling.

Dieser Bd. VI der Innsbrucker Beiträge zur Musikwissenschaft würde uns verhältnismäßig weit abliegend erscheinen. Es ist zwar sehr zu begrüßen, daß über das volkstümliche Orgelspiel soviel zusammengetragen werden konnte, beispielsweise auch Artikel wie der von Jiří Sehnal über „Das Orgelspiel in Mähren im 17. Jahrhundert“ oder jener von Richard Rybářic über „Orgel und Orgelspiel in der Slowakei bis 1800“, wobei der deutsche Anteil an Orgelbauern, Orgelspielern und Komponisten unübersehbar stark herauskommt. Aber zu einer Anzeige hier berechtigt doch nur der kurze, aber originelle Beitrag von Karl Horak „Dorforgeant und Dorfmusikant“, mit seinen Aufzeichnungen vor allem aus Südtirol. Da ergeben sich vorzügliche Einblicke in den wirklich volksnahen Kirchengesang, der womöglich von gar keiner Orgel begleitet wurde, weil nicht einmal ein Harmonium vorhanden war, oder auch von der Bevölkerung nicht geschätzt wurde. Die Sänger stützten sich auf handschriftliche Liederbücher, und für die Singweisen mußten mitunter nach alter Kontrafaktur-Manier weltliche Lieder herangezogen werden. In einem Fall, nämlich in Oberolanz soll das Marienlied „Maria blick von Himmelshöhn“ sogar nach „Zillertal, du bist mei Freud“ gesungen worden sein. Auch aus einigen Liedhandschriften geht hervor, daß die Weisen von „Deutschen Tänzchen“

oder von Schwegelweisen herübergeworfen wurden. Eine kurze, aber äußerst aufschlußreiche Arbeit also über ein praktisch bisher nie behandeltes Gebiet.

Leopold Schmidt

Das Rätische Museum, ein Spiegel von Bündens Kultur und Geschichte. 24 Abhandlungen mit 469 Abbildungen, 158 Phototafeln und 2 Karten. Zusammenfassungen in Romanisch, Italienisch, Französisch, Englisch. Text und Bildredaktion Hans Erb. Herausgegeben von der Stiftung Rätisches Museum Chur 1979. 491 Seiten.

Es wird wenig Darstellungen des überlieferten gegenständlichen Kulturgutes einer verhältnismäßig eng begrenzten Landschaft geben, die sich an wissenschaftlicher Gediegenheit der Texte wie an Qualität der Abbildungen mit diesem Generalbericht zum hundertjährigen Jubiläum des Rätischen Museums im Jahre 1972 vergleichen können. Nach einem geschichtlichen Überblick von Christian Padrutt zeichnet Hans Erb, Redaktor des Sammelbandes und früherer Leiter des Museums, die Entstehung und gegenwärtige Aufgabe der berühmten Sammlung, deren Schriftenreihe (seit 1965) bereits 22 Hefte umfaßt. Unter den im 19. Jahrhundert in der Schweiz eröffneten historischen Museen steht das Rätische Museum in Chur mit dem Gründungsjahr 1872 an elfter Stelle. Erst 1898 folgte ihm das Schweizerische Landesmuseum in Zürich. Einen besonderen Rang sichert dem Rätischen Museum schon die Tatsache, daß „kein Kanton geographisch so reich gekammert sowie sprachlich und kulturell so vielfältig gegliedert ist wie das über seine Pässe zwischen süd- und nordalpinen Kulturräumen vermittelnde Bündner Gebirgsland“ (Erb). Diese Vielfalt spiegelt sich in dem ungewöhnlichen Aufwand des fünfsprachigen Textes, wenn auch dem ausführlichen deutschen Teil knappere Zusammenfassungen gegenüberstehen. Aber auch in diesen Kurzfassungen wird jedes Objekt genannt und erklärt. Nur für die zahlreichen kleinen Abbildungen im Text müssen deutsche „Abbildungslegenden“ genügen.

Wie die Sammlung den Charakter eines kulturgeschichtlichen Museums hat, so gehen auch die einzelnen Beiträge von „zumeist an Museen und Universitäten wirkenden Fachleuten“ verständlicherweise einerseits weit über eine „Volkskunde“ des Gebietes hinaus, während sie andererseits im engen Rahmen der Sachgüter verweilen. Urgeschichtliche Funde werden von Margarita Primas, römische von Elisabeth Ettlinger, frühmittelalterliche von Hans Rudolf Sennhauser behandelt. Münz-, Siegel-, Wappen- und Waffenkundliches erörtern Gerhard Rolf Hochuli, Hans Erb und Hugo Schneider. Kunst und Kunsthandwerk gewidmet sind Beiträge von Alfred Wyss (Kultgerät), Brigitta Schmedding (Kirchliche Textilien), Hans Erb (Glasgemälde), Leonarda von Planta (Porträts, Historie; Tafelsilber, Schmuck und Uhren), Duri Vital (Zinnfuß), Lea Carl (Eisenwerk).

Von den 21 Sachbeiträgen stellen sich die letzten sieben in den Kreis einer im engeren Sinn volkskundlichen Betrachtung. In den Bündner Möbeln (Walter Trachler), im Schragentisch, in Truhe, Schrank, Wiege und Stuhl, Spinn- und Webgerät zeigt sich deutlicher als in den Gütern der „hohen Kultur“ eine Beziehung zur Überlieferung in den benachbarten Talschaften von Tirol und Vorarlberg (Montafon). Gleiches gilt vom „Vorindustriellen Gerät der Land- und Hauswirtschaft“ (Robert Wildhaber). Wetzsteinbehälter, Zählhölzer, Reff und Kreeza, Schiebkarre und Wagen, Arbeitsgeräte für Stall, Haus und Küche werden fast durchwegs in der Arbeit des nördlich angrenzenden

alemannischen, in früheren Jahrhunderten noch romanischen Gebietes wiedergefunden. Während durch die geographische, politische, religiöse und sprachliche Abgrenzung von kulturellem Austausch kaum gesprochen werden kann, fand eine Begegnung im Arbeitsleben wohl statt. Heuerleute z. B. aus dem bis in unser Jahrhundert ärmeren Montafon gingen häufig über die Grenze, die sonst vor allem den Schmugglern von Kaffee und Tabak vertraut waren. Auch das volkstümliche Erzählgut läßt Beziehungen erkennen. Stärker tritt Bündner Eigenart hervor, in anspruchsvollerem „Handwerksgerät und primitiv-mechanischen Anlagen“ (Alfons Maissen), wie sie Nagelschmiede, Tretschenmacher (Flechter von Lederseilen) oder Lavezdreher benötigten. Dem südlichen Vorkommen des Specksteins folgend gingen die Schüsseln, Teller, Töpfe und Tassen der Lavezdreher vor allem in das italienische Nachbarland. (Rudolf Schnyder, Bündner Keramik-, Glas- und Lavezsteingewerbe). Im ganzen gilt, was W. Trachsler besonders von der Möbelkunst sagt: „Dank der positiven Einstellung weiter Bevölkerungskreise zum Althergebrachten und gezielter Bestrebungen von Heimatschutz und Denkmalpflege seit den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts gelang es, diesen fremden Einflüssen doch so weit zu begegnen, daß Graubünden bis heute zu jenen Regionen der Schweiz gehört, in denen sich angestammte Art den Umständen gemäß gut erhalten hat“ (S. 298).

Während die Oberschicht in der Kunst der farbigen Glasscheiben einen gewissen Luxus entfaltet, weist das (weit seltener als im Montafon gefundene) Hinterglasbild auf die bekannten nördlichen Landschaften (Bayerischer Wald, Oberbayern, Südböhmen). Gleichfalls im Konfessionellen begründet ist es, wenn das „Kleine Andachtsbild“ eine geringe Rolle spielt, während im benachbarten Tirol und Vorarlberg die Kupferstecher besonders aus Augsburg reichen Absatz fanden (Theo Gantner, Volkstümliche Graphik und Malerei Graubündens). – Auffallend bleibt auch, daß sich die Frauentracht des Montafon, abgesehen etwa von einer Zierhaube, dem Kappadüsle, eher nach der Westschweiz (Basel) und Süddeutschland (Augsburg) geöffnet zeigt (Anne Wanner, Bündner Trachten, Textilien und Textilgeräte). – Ein Kapitel über die „Bündner Landschaft in Ansichten des 16.–18. Jahrhunderts“ (Bruno Weber) beschließt den Rundgang durch Museum und lebendige Landschaft. Die ältesten Blätter stammen aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Das Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum bewahrt eine Zeichnung des berühmten, neben Altdorfer stehenden, aus Feldkirch in Vorarlberg gebürtigen Malers der Donaueschule, Wolf Huber (Burg Tarasp). Auf seiner Rückreise aus Italien skizzierte Goethe die Via Mala (1. 6. 1788). Von einer Bündner Landschaftskunst jedoch kann erst seit Segantini gesprochen werden. Ihm folgten u. a. Hodler, Giacometti, Kirchner, Dix und Kokoschka, die nun nicht mehr „Ansichten“, sondern „Anschauung“ der Landschaft vermitteln.

Ein Orts- und Personenregister und 27 Spalten „Literatur in Auswahl“ bieten jede gewünschte Wegweisung für den Forscher wie für den interessierten Leser. Die genaue Angabe der Quellen wie die geschickte Technik der Verweise lassen keinen Wunsch offen. Kaum angemerkt zu werden braucht, daß Druckfehler- und ähnliche technische Teufel auf Bündner Boden kein Jagdgefilde finden. Den in letzter Zeit sich mehrenden Freunden der „rätomanischen“ Vorzeit (vor alemannischer und walserischer Einwanderung und Landnahme) im südlichen Vorarlberg, besonders im Montafon, seien die ausführlichen Textteile und Bildbesprechungen in romanischer Sprache (Rumauntsch) als treffliches Lesebuch empfohlen.

Richard Beitzl

BRADS. Bollettino del Repertorio e dell'Atlante Demologico Sardo. Herausgegeben von Enrica Delitala, Redaktion Cattedra di Storia delle Tradizioni popolari. Cagliari, Universität, Facoltà di Lettere.

Die großformatige Zeitschrift des ungemein bemühten Institutes von Cagliari auf Sardinien muß hier wenigstens einmal, und das auch nur andeutungsweise, vorgestellt werden. Alberto M. Cirese, Enrica Delitala und ihre Mitarbeiter bemühen sich hier um eine auf hohem Niveau befindliche Forschung, die von den Fragen des Atlas der Volkskunde Sardiniens ausgeht und die einzelnen Gebiete jeweils auch in Spezialartikeln kommentiert. Gebiete wie etwa die Speisenvolkskunde, das Brotbacken, im neuesten Heft die Fleischkonservierung, werden ausführlich behandelt, wobei nicht nur Vertreter der Schule von Cagliari, sondern auch andere Beiträger aus ganz Italien zu Wort kommen. So ist etwa auf die Beiträge von Umberto Raffaeli für das Trentino oder von Giovanni Tassoni für Mantua hinzuweisen. Man kennt die heute in Italien betriebene Volkskunde nicht, wenn man diese großformatige, gut gedruckte Zeitschrift nicht kennt, an der übrigens angenehm auffällt, daß sie sogar kurze Auszüge aus den Artikeln in englischer und in deutscher Sprache bringt. Für eine alte große Weltsprache wäre dies für uns wenigstens wohl nicht unbedingt notwendig, erleichtert aber selbstverständlich doch die Benützung.

Leopold Schmidt

Elisabeth Walther, Modernes Wallfahrtswesen in Westirland. Am Beispiel von sechs Dörfern der Grafschaften Galway und Mayo. Dissertation Köln. 350 Seiten (vervielf.) mit 13 Abb. und 2 Kartenskizzen. Köln, Dr. Elisabeth Walther, Hebbelstraße 87, 1980.

Vorliegende Dissertation ist im Fach Völkerkunde an der Universität Köln gearbeitet, gehört aber fachlich durchaus der Wallfahrtsvolkskunde an.

Das irische Wallfahrtswesen ist vor allem durch die eindrucksvolle Schilderung von Lough Derg, dem alten Purgatorium des hl. Patrick bekannt, die Rudolf Kriss einstmals geschrieben hat (Rudolf Kriss und Lenz Rettenbeck, Wallfahrtsorte Europas. München 1950. S. 164 ff.) Lough Derg findet sich auch hier behandelt, aber eingebunden in eine moderne Gesamterarbeitung, die auf der eingehenden Befragung von Gewährspersonen in 6 westirischen Dörfern beruht. Die Methode dieser Befragung wird zunächst geschildert, dann folgt die Erörterung des Verhältnisses von Kirche und Wallfahrtswesen, weiters das II. Hauptstück über die Wallfahrt in heutiger Zeit, mit Eingehen auf die Kirchen, aber auch auf die besuchten Quellen, Bäume, Steine usw., ferner auf Patrone und Daten der Wallfahrten. Das Verhältnis von Gruppen- und Einzelwallfahrten wird behandelt, das Wallfahrtsritual mit Gebet, Umschreiten des Ortes, Verweilen bei den Heiligtümern, rituelle Verwendung des Quellwassers. Besonders eingehend ist die Behandlung der „cursing stones“, man denkt unwillkürlich an die Bräuche auf dem Falkenstein bei St. Wolfgang. Aber die Verfasserin ist weniger auf vergleichende Betrachtung eingestellt als auf die mehr oder minder statistische Erfassung der Wallfahrer und die ausführliche Behandlung der Angaben der Informanten. Es ergibt sich daraus sicherlich manches über die Motivierung der Wallfahrtsteilnahme. Man kann mit einem auf diese Weise erfragten Material gewiß die Gründe für die Durchführung der Wallfahrten bis ins Persönliche festhalten, wird auch die Gruppenwallfahrt als „soziale

Veranstaltung“ erfassen können, und was von diesem Gesichtspunkt aus sonst noch möglich erscheint. Manches ergibt sich dabei vielleicht ungewollt, so Nachrichten zur „Kritik am Wallfahrtswesen“, wobei wohl auch abgesunkene Meinungen aus Zeitungen usw. eine Rolle spielen mögen. Ein wohlgeordnetes Mosaik aus Gegenwartsmitteilungen, die jede für sich eher belanglos erscheinen, in der hier vorgelegten Reihung aber doch einen gewissen Eindruck der Beziehungen der Menschen, der Familien, der Gemeinden zu den besuchten Heiligtümern vermitteln.

Der als Anhang mitgeteilte Katalog der Wallfahrtsorte (S. 261 ff.) erscheint als nützliche Nachschlagquelle. Da hier jedesmal auch die bibliographischen Angaben gegeben werden, läßt sich gegebenenfalls darauf weiterbauen. So manche persönliche und überpersönliche Beziehungen, beispielsweise die von Iro-Amerikanern zu ihrer alten Heimat, erlauben einen weiteren Ausblick, ohne daß die Verfasserin selbst diesen benützen würde. Sie hält sich methodisch streng an ihre Aufgabe, was für eine Dissertation sicherlich auch richtig ist.

Leopold Schmidt

Die gesellschaftlich-kulturellen Konsequenzen der Migration der Tiroler nach Niederschlesien

Ein historisch-ethnographischer Umriß am Beispiel des Dorfes
Mysłakowice, ehem. Zillerthaler-Erdmannsdorf¹⁾

Von Hanna Nasz, Breslau
(Mit 26 Abbildungen)

Die Kapitel 1 und 2 stützen sich auf deutsche Veröffentlichungen, deren Gegenstand die Tiroler Emigration nach Niederschlesien war. Zu den wichtigsten von ihnen zählen: 1. Ch. Donat, Erdmannsdorf. Seine Sehenswürdigkeiten, Geschichte. Hirschberg 1887; 2. G. Gasteiger, Die Zillerthaler Protestanten und ihre Ausweisung aus Tirol, Meran 1892; sowie F. Arens, Das Tiroler Volk in seinen Weistümern. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. (Geschichtliche Untersuchungen, H. III) Gotha 1904.

Der Inhalt der zwei Kapitel geht nicht über die in den erwähnten Quellen enthaltenen Informationen hinaus. Die Verfasserin konnte heute keine neueren Informationen in Niederschlesien bekommen.

Das Kapitel 3 enthält 12 Textseiten sowie 15 Seiten mit Illustrationen und Karten. Der Schluß umfaßt drei Seiten Text. Man findet hier eine kurze, jedoch recht genaue Charakteristik der von den ehemaligen Tirolern gebauten Häuser sowie einen Vergleich zwischen diesen und anderen niederschlesischen Bauten. Der Anhang enthält

¹⁾ Eine Magisterarbeit, geschrieben am Lehrstuhl für Ethnographie der B. Bierut-Universität in Wrocław-Breslau im Jahre 1979, S. 1–55 und I–XXX (Anhang), 10 Fotos im Text, Zeichnungen, eine Karte.

Materialien aus einer Bestandsaufnahme in dem Dorf, d. h. kurzgefaßt Beschreibungen von 22 Wohn- bzw. Wohnwirtschaftshäusern des ehemaligen Dorfes Zillerthaler-Erdmannsdorf in der Wojewodschaft Jelenia Góra (dt. Hirschberg). Die Übersetzung umfaßt Fragmente der Einführung, des Kapitels 3 (mit Ausnahme von wenigen wichtigen Elementen) und des Schlusses.

Einführung

Das Bauwesen in Niederschlesien ist gegenwärtig im bedeutenden Grade unifiziert. Das wichtigste Material für die Wände sind Ziegel, manchmal auch Fachwerk; meistens treten Giebelhäuser mit Ziegeln auf. Das ganze Gehöft besteht aus mehreren Gebäuden. Man kann zwar einige regionalbedingte Besonderheiten den Innenplan oder die Art und Weise der Verbindung des Wohn- und Wirtschaftsteils betreffend feststellen, doch sind diese auf den ersten Blick nicht erkennbar. Es gibt wohl nur eine Ortschaft in Niederschlesien, die sich von den übrigen entscheidend abhebt. Es ist das Dorf Mysłakowice (dt. Zillerthaler-Erdmannsdorf) und ein Teil des Nachbardorfes Sosnowka.

Das hiesige Bauwesen unterscheidet sich so sehr von dem der Nachbardörfer, daß man sich die Frage nach den Gründen der Besonderheit stellen muß. Nach dem Volksmund stammen die ehemaligen Bewohner dieses Dorfes aus Tirol. Im Zusammenhang damit muß man die Genese der Ankunft der Tiroler in Niederschlesien und die der Übertragung mancher Elemente der Sachkultur erläutern. Ebenfalls ist eine Analyse des Prozesses der Adaptierung der Tiroler in der neuen Umgebung notwendig.

Bei der Untersuchung dieses Problems stößt man auf eine ungenügende Zahl von Quellen. Das vorliegende Thema ist noch durch keine Arbeit in der polnischen Fachliteratur gewürdigt worden und in der deutschsprachigen Fachliteratur wird zu diesem Thema das Bauwesen dieser Migranten nur am Rande vermerkt. Die deutschsprachige Literatur geht genau auf die Gründe der Migration der Tiroler Bevölkerung und den Adaptierungsprozeß ein. Ob diese Arbeiten auch maßgebend sind, ist fraglich. Manche Daten, die dieselben Fakten betreffen, unterscheiden sich in den verschiedenen Quellen. Diese Differenzen zeugen davon, daß diese Informationen ungenau und vielleicht nicht objektiv gestaltet worden sind. Da es sich um nur wenige Arbeiten handelt, kann man diese Informationen nicht vergleichen und so die ungenauen bzw. nicht objektiven ausschalten. Es ist auch anzunehmen, daß die Verfasser manche Ereignisse in der damaligen Zeit partiell betrachteten. Von den benutzten Veröffentlichungen sind nennenswert: Ch. Donat, Erdmannsdorf. Seine Sehenswürdigkeiten, Geschichte, sowie G. Gasteiger, Die Ziller-

thaler Protestanten und ihre Ausweisung aus Tirol. Die erste Arbeit schildert die Geschichte der Siedlung Mysłakowice unter Berücksichtigung der Ansiedlung der Tiroler Migranten. Die Arbeit von Gasteiger dagegen berichtet von den Tiroler Protestanten und ihrer Ausweisung aus Tirol. Die übrigen Arbeiten werden in den Anmerkungen angeführt. Zu vergleichenden Zwecken werden hier auch Veröffentlichungen aus dem Gebiet des niederschlesischen Bauwesens und die Arbeit über das Bauwesen in Mitteleuropa, nämlich: Tadeusz Wróblewski, Gemeinsame Elemente in den Volkskulturen Mitteleuropas, berücksichtigt. Es wurden auch teilweise die Bestandsverzeichnisse berücksichtigt, die sich in der Konservationsabteilung des Wojewodschaftsamtes in Jelenia Góra (Hirschberg) befinden.

Die vorliegende Arbeit eröffnet das Kapitel über die Gründe der Emigration der Tiroler aus Zillerthal. Im zweiten Kapitel wird der Adaptierungsprozeß dieser Bevölkerung in Niederschlesien besprochen. Das ganze dritte Kapitel ist der Analyse des Tiroler Bauwesens in Mysłakowice gewidmet, denn es sind gerade die Tiroler Bauten, die sich so sehr von der Dorflandschaft des Vorsudetenlandes abheben und die als das einzige Element der Tiroler Kultur auf diesem Gebiet bis heute überdauert haben. Im Gegenteil zu den zwei ersten Kapiteln, die auf deutschsprachiger Literatur basieren, stützt sich das dritte Kapitel auf Materialien, die während der Feldforschung gesammelt worden sind. Die Bestandsaufnahme umfaßte eine Beschreibung der Häuser in Bezug auf das Material, Konstruktion der Wände und des Dachs, Einteilung der Innenräume und charakteristische Verzierungsdetails.

1922 ist der letzte Tiroler Migrant gestorben; die Nachfahren dagegen wurden 1946 aus Niederschlesien ausgesiedelt. Es war also nicht möglich, sich genauere Informationen auf Grund einer direkten Umfrage zu verschaffen.

Einen Bestandteil dieser Arbeit bilden auch Fotos, Pläne sowie Zeichnungen von Verzierungs-elementen der besprochenen Häuser.

I. Die Einwanderung der Tiroler Bevölkerung nach Niederschlesien

Mysłakowice (Zillerthaler-Erdmannsdorf) ist eine Siedlung, die in der Flußgabelung von der Łomnica und Jedlica, auf einer Höhe von 385 m ü. M., liegt. Der Ort ist touristisch gesehen wichtig. Auch verlaufen hier zwei Eisenbahnlinien. Einmal nach Karpacz und zum anderen über Kowary entlang der Rudawy Janowickie, nach Kamienna Góra.

Im südlichen Teil der Siedlung sind interessante Häuser mit Galerien um den Wohnteil herum bemerkenswert. Diese Häuser vertreten einen dem hiesigen volkstümlichen Bauwesen fremden Typus

eines Tiroler Hauses und bilden gleichzeitig die Überbleibsel der letzten Phase der deutschen Kolonisation im XIX. Jahrhundert. Im Jahre 1837 siedelte die Tiroler Landesregierung ca. 400 Protestanten aus. Die vertriebenen Tiroler kamen nach Niederschlesien und gründeten bei Mysłakowice eine im Tiroler Stil gehaltene Siedlung¹⁾. Diese Erwähnung in einem Reiseführer signalisiert nur die in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts stattgefundene Einwanderung der Tiroler Bevölkerung nach Niederschlesien. Um jedoch genau die Geschichte dieser Einwanderung verfolgen zu können, muß man sich mit der diese Geschichte umgebenden Atmosphäre und mit dem Klima der damaligen Epoche vertraut machen.

III. Das Bauwesen als eine beständige Spur der Einwanderung der Tiroler Bevölkerung

Der Komplex von Tiroler Häusern, die bis heute überdauert haben, bildet eine beständige Spur des Aufenthaltes der Tiroler in Niederschlesien. Durch ihr originelles Aussehen lenken sie die Aufmerksamkeit nicht nur von Ethnographen und Kunsthistorikern, sondern auch die von den Touristen und Neuansiedlern auf sich. Diese Bauten unterscheiden sich sehr von den niederschlesischen, sowohl was das äußere Aussehen anbetrifft als auch durch die Planung der Innenräume und durch den Dachtypus. Um jedoch die grundlegenden Unterschiede deutlich zeigen zu können, ist eine kurze Charakteristik des Alpenbauwesens, dessen Abart das Tiroler Bauwesen ist, notwendig.

Die in Mysłakowice verwendeten traditionellen Lösungen in den Holzbauten verursachten landschaftliche Veränderungen, und zwar nicht nur durch die Konstruktion allein, sondern auch durch den Stil überhaupt, für den ein langer Dachfuß, der sich auch auf das Wirtschaftsgebäude erstreckt, und die Galerien charakteristisch sind²⁾.

In der Dachkonstruktion treffen wir meistens das Sparren-Pfettendach und Sparren-Stuhldach mit mehr oder weniger steilem Dachgefälle an. Der Dachfuß steht weit über die Mauer hinaus und stützt sich oft auf profilierte Dachbalken. Die Dachdeckung ist sehr differenziert und reicht von den auf Schindeln liegenden Schiefern über keramische Ziegel und Blech bis hin zur Dachpappe.

¹⁾ Tadeusz Steć, *Sudety Zachodnie. Przewodnik turystyczny*. Warszawa 1954, S. 74.

²⁾ Krzysztof R. Mazurski, *Budownictwo drewniane w rejonie jeleniogórskim*. In: *Rocznik Jeleniogórski*, Bd. XI, Wrocław 1973, S. 50.

Bei der Konstruktion der Wände wurde Blockbau verwendet und die Balken auf Hackenblattüberkämmung verbunden.

Auf Grund der großen Anzahl der erhalten gebliebenen Objekte ist es unmöglich, an dieser Stelle alle zu besprechen. Deswegen begrenzt sich die genauere Beschreibung auf das Haus bei der Cmentarnastraße 1, wegen seines großen historischen Wertes – es wurde nämlich für den Führer der Tiroler gebaut – und auf das Haus in der Daszyńskistraße 12 wegen einer recht großen Vielfalt der Verzierelemente an diesem Haus. In dieser Straße befinden sich auch noch viele dieser Häuser.

Das Haus in der Cmentarnastraße wurde 1838 für den ersten Dorfschulzen und den Begründer der Siedlung, den Führer der Tiroler Johann Fleidel, errichtet (s. Fotos 1, 3, 4). Bis auf den heutigen Tag wird das Haus als Wohnhaus mit Wirtschaftsteil benutzt (s. Foto 2). Es ist ein Haus von zwei Stockwerken mit Dachboden und einem Keller unter dem Wohnhaus. Das Wohnhaus ist aus Holz in Blockbaukonstruktion gebaut. Das erste Stockwerk ist mit Brettern beschlagen. Die beiden Stockwerke des Wirtschaftsteils sind aus Ziegelsteinen gemauert und verputzt. Das ganze Haus ist mit einem Giebeldach in der Art einer Sparren-Pfettenkonstruktion überdacht. Die Dachflächen fallen sehr steil ab, der Dachfuß ist weit vor die Wände hinausgeschoben. Das Wohnhaus ist in Höhe des zweiten Stockwerkes von einer Galerie umgeben. Die Balken, auf denen die Galerie ruht, sind kunstvoll geschnitten und bilden eine Verlängerung der Dachbalken. Die Fenster in dem Wohnhaus sind in Holzrahmen eingefast und besitzen keine Fensterbretter.

Der gemauerte Teil dient als Getreidemagazin. Auf der nördlichen Seite besitzt es einen kleinen, eigens überdachten Vorbau. Dieser Vorbau ist direkt mit dem Wirtschaftsteil verbunden. Das auf einem gemauerten Fundament (ursprünglich war das bestimmt eine kleine Steinmauer) stehende Wohnhaus besitzt zwei Stuben, Küche und Flur. Die Küche kann man auch direkt vom Hof her betreten. Die Verbindung zwischen beiden Stockwerken bildet eine im Flur befindliche Treppe.

Den nördlichen Teil des zweiten Stockwerkes nimmt ein auf der ganzen Breite des Hauses laufender Flur ein. Vom Flur aus kann man zwei südlich gelegene Stuben betreten, die durch eine Tür miteinander verbunden sind. Die beiden Stuben im zweiten Stockwerk haben dieselbe Größe wie die im ersten Stockwerk. Die Galerien befanden sich in der Regel an den beiden Seitenwänden. Manchmal, so z. B. bei dem besprochenen Haus, auch an der Giebelseite des Hauses. Die Zierelemente zwischen dem Geländer und dem Fußboden der Galerien

waren an allen Seiten des Hauses gleich im Muster. Eine Ausnahme bildet gerade das Haus in der Cmentarnastraße 1, wo sich die Ornamente bei der Galerie an den Seitenwänden von denen an der Giebelseite sich befindenden unterscheiden (s. Foto 5 und 6). Man gewann diese Ornamente, indem man mehrere entsprechend ausgeschnittene Bretter nebeneinander stellte. Die symmetrische Widerspiegelung eines Ausschnittes ergab das gewünschte Ornament. Die Aneinanderreihung von zwei Brettern in hölzernen Geländern brachte gute Effekte³⁾. Die Muster der Ausschnitte bei den Galerien der Tiroler Häuser wiederholten sich nur selten. Sicher wollte jeder Besitzer, wenn auch nur durch ein noch so geringes Detail, sein den anderen äußerlich so ähnliches Haus unterscheiden. Die Muster waren verschiedenartig, u. a. Pflanzenmotive: Tulpen, Lilien, Halbmond, Sterne, geometrische und asymmetrische Herzen, geometrische Figuren: Vierecke, Dreiecke usw.

Das Haus in der Starowiejskastraße 14 besitzt eine vom Ornament her einzigartige Galerie, in welcher man mehrere Ornamente verwendete (s. Skizze 3)⁴⁾. Diese Galerie ruht auf Konsolen mit abgestumpften Kanten und einem sehr schönen Profil (s. Skizze 4)⁵⁾. Beachtenswert ist ebenfalls das Haus in der Godebskistraße 2 wegen einer sehr gut erhaltenen Galerie mit einem Lilienornament (s. Foto 7) und den sehr interessant profilierten Konsolen, auf denen die Galerie ruht (s. Foto 8).

Bei der Besprechung dieser Art von Bauten muß man auch den Wirtschaftsteil erwähnen, der einen Bestandteil des Tiroler Hauses bildete.

Die Tatsache, daß alle Räume unter einem Dach gelegen waren, hatte zur Folge, daß der Wirtschaftsteil vom Wohnhaus aus sehr leicht erreichbar war. In dem Alpenklima war das sehr nützlich; es bürgerte sich aber auch in dem Klima von Karkonosze ein. Am Beispiel des Hauses in der Stawowastraße 3 kann man sehen, wie viele Funktionen der Wirtschaftsteil hatte. Er umfaßte: Scheune, Wagenschuppen, Hühnerstall, Werkstatt, Stall. Später wurde dort auch das Badezimmer eingebaut. So sah die ursprüngliche Einteilung des Wirtschaftsteiles aus. Man kann heute nicht mehr sagen, wie diese Räume von den Tirolern exploitiert waren. Man muß jedoch feststellen, daß eine solche

³⁾ Wiktor Zin, *Typy i formy w polskiej architekturze drewnianej*. Kraków 1956, S. 80.

⁴⁾ Krzysztof R. Mazurski, a. a. O., S. 60.

⁵⁾ Ebenda, S. 50.

Lösung, ein Einheitshaus, ein eher niedriges Niveau der hygienischen Bedingungen zur Folge hatte.

In einem der zwei Fenster der heutigen Werkstatt ist noch ein verziertes Fenstergitter erhalten geblieben. Man kann annehmen, daß es das Werk eines Tiroler Schmiedes ist, der zusammen mit den Emigranten nach Niederschlesien gekommen ist und in der für die Tiroler aufgebauten und aus Tirol mitgebrachten Werkzeugen ausgestatteten Schmiede gearbeitet hat⁶⁾.

Die einzige Fensterzier ist der Fensterrahmen, um welchen herum ein Brett angenagelt ist. Manchmal ist das Brett auch profiliert. Nur noch in dem Haus in der Stawowastraße 3 sind zwei Fenster an der Giebelseite des Hauses erhalten geblieben, deren Bretter ein geschnörkeltes Ornament ausgeschnitten haben (s. Skizze 9). In diesem Haus ist bei der Haustür noch der alte Türklinkenrahmen, aus Eisen geschmiedet, erhalten geblieben, der, ähnlich wie auch die anderen erhaltenen Türklinkenrahmen, in der „Tiroler Schmiede“ geschmiedet sein könnte.

Während der Bebauung von Mysłakowice mit einem Komplex von analogen Häusern für die Tiroler, wurde 1838 auch das Haus in der Daszyńskistraße 12 erbaut. Es ist ein Haus mit zwei Stockwerken und einem Dachboden. Das Wohnhaus ist unterkellert. Das Haus, welches teilweise aus Holz in Blockbau, teilweise aus Ziegelsteinen gemauert ist, steht auf einer steinernen Untermauerung. Es ist mit einem Sparren-Pfettendach überdacht, dessen Dachflächen steil abfallen und der Dachfuß, der sich auf leicht profilierten Sparren stützt, steht weit aus der Wand heraus. Die Dachbedeckung bilden die auf den Schindeln gelegten Schiefer. Alle drei Seiten des Wohnhauses umfaßt eine auf der Ebene des zweiten Stockwerkes gelegene, gut erhaltene hölzerne Galerie, deren Ornament das Lilienmotiv darstellt (s. Fotos 9, 10).

Beide Teile, der Wohn- und Wirtschaftsteil, besitzen ein gemeinsames Dach. Die Fenster sind in schlichte Rahmen aus Brettern eingefast (s. Fotos 11, 12). Von der nördlichen Seite her lehnt sich an das Wohnhaus der Wirtschaftsteil an, der zwei Drittel der gesamten Länge des Hauses einnimmt. Das Wohnhaus besitzt einen Flur und zwei Stuben. Auf der nördlichen Seite befindet sich der Flur, von dem aus man eine der Stuben betreten kann; die viereckige Küche, eine Stube sowie eine kleine Kammer befinden sich in dem westlichen Teil des Wohnhauses. Die beiden Stockwerke sind durch eine im Flur befindliche Treppe verbunden. Den nördlichen Teil des zweiten

⁶⁾ Gustav von Gasteiger, Die Zillerthaler Protestanten und ihre Ausweisung aus Tirol. Meran 1892, S. 194.

Stockwerkes nimmt ein Flur ein, der sich über die ganze Breite des Wohnhauses erstreckt. Südlich des Flurs befinden sich die Stuben, die durch Türen miteinander verbunden sind. Den Flur betritt man durch eine Tür, an der ein verzierter, aus Eisen geschmiedeter Türklinkenrahmen erhalten geblieben ist. Die Küche kann man zusätzlich auch von dem auf der Westseite gelegenen Hof aus betreten. Die einfache Tür mit Türfüllung ist durch einen formreichen, aus Eisen geschmiedeten Türklinkenrahmen geschmückt. Die einfache Einflügeltür, die in den Wirtschaftsteil führt, besitzt schöne, aus Eisen geschmiedete Türbänder, die man sonst in den Tiroler Häusern in Mysłakowice nicht vorfindet (s. Skizze 14).

Die Elemente, die die Tiroler Bauten von den niederschlesischen unterscheiden, sind bereits genannt worden. Um diese Unterschiede, manchmal auch Gemeinsamkeiten, genauer zu veranschaulichen, werden sie noch einmal in einer Tabelle zusammengefaßt. Sie berücksichtigt die für die einzelnen Bauarten charakteristischen Elemente. In Bezug auf die Bauten in den niederschlesischen Dörfern kann man feststellen, daß die Tiroler Häuser in Mysłakowice mehr Unterschiede aufweisen. Das niederschlesische Bauwesen ist dagegen differenzierter in bezug auf die Wände- bzw. Dachkonstruktion⁷⁾. In den Bauten von Mysłakowice überwiegt das Ein-Gebäude-Gehöft, im sonstigen Niederschlesien jedoch das aus mehreren Bauten bestehende Gehöft. In den Tiroler Bauten verläuft der Dachfirst vertikal zu dem Hang, während in den umliegenden Dörfern der parallel zum Hang verlaufende Dachfirst die Regel ist. Die Wände in den Tiroler Bauten in Mysłakowice sind im Blockbau konstruiert, in den niederschlesischen Bauten dagegen finden wir sehr verschiedene Arten der Wändekonstruktion vor. Zu einer ähnlichen Schlußfolgerung kommt man bei der Betrachtung der Dachkonstruktion. Die besprochenen Tiroler Häuser besitzen ein Sattel-Sparrendach. Zwar tritt auch in den anderen niederschlesischen Häusern dieser Dachtypus auf, doch die für die Tiroler Bauten charakteristischen steilen Dachflächen und der weit herausragende Dachfuß fehlen in den übrigen niederschlesischen Bauten. Auch im Bereich der Verzierung sind die Unterschiede sehr auffallend. Das niederschlesische Bauwesen weist keine verzierten, das Haus umfassenden Galerien auf, die ein untrennbares Element der Tiroler Häuser bilden. Zwischen den Bauten in Mysłakowice und den sonstigen niederschlesischen Häusern gibt es aber auch Gemeinsamkeiten im Bereich der Verzierung, wie z. B. die aus Eisen geschmiedeten,

⁷⁾ K. F. Mosch, Das Riesengebirge, seine Täler und Vorberge und das Isergebirge. Leipzig 1858, S. 197.

verzierten Türklinkenrahmen und Türbänder. Keiner der besprochenen Haustypen besitzt jedoch Verzierungen am Dachfirst.

Zum Schluß dieses Kapitels ist noch zu erwähnen, daß sich die Bauten von Mysłakowice unter Denkmalsschutz befinden und direkt dem Wojewodschaftskonservator unterstehen.

Die Renovierungsarbeiten sind im richtigen Augenblick aufgenommen worden, da ein Teil dieser Bauten bereits einer Generalüberholung bedurfte und ein Teil bereits von den Besitzern ohne eine entsprechende Dokumentation renoviert worden ist. Daher konnten sie leicht ihre ursprüngliche Eigenart verlieren, denn die jetzigen Besitzer haben bei dieser Renovierung die Verzierungsdetails, die für diese Häuser so charakteristisch sind, zum Teil oder gar ganz entfernt (die Galerien wurden nur zum Teil rekonstruiert, die Verbindung zwischen dem Wohn- und Wirtschaftsteil wurde abgebrochen usw.). Dank dem sachkundigen Wiederaufbau dieser Häuser kann man hoffen, daß sie weiterhin einen originellen und eindrucksvollen Akzent der niederschlesischen Landschaft bilden werden.

Tabelle

	Mysłakowice 1978	Nachbardörfer 1968
A. Richtung des Dachfirstes gegenüber dem Hang		
1. parallel	—	+
2. vertikal	+	+
B. Art des Gehöfts		
1. Ein-Gebäude-Gehöft	+	—
2. Mehr-Gebäude-Gehöft	—	+
C. Verteilung der Innenräume		
1. Wohnhaus und Wirtschaftsteil unter einem Dach	+	—
2. Wohnräume im ersten Stock	+	—
3. Die Scheune auf dem Boden	+	—
D. Arten der Wändekonstruktion		
1. Ständerkonstruktion mit waagrecht liegender Balkenfüllung	—	+
2. Riegelkonstruktion	+	—
3. Blockbau		
a) Hackenblattüberkämmung	+	+
b) Schwalbenschwanzverblattung	—	+
E. Dachkonstruktion		
1. Pultdach	—	+
2. Sattel-Sparrendach	+	+
3. Sparrenwalmdach	—	+
4. Krüppelwalmdach	—	+

	Mysłakowice 1978	Nachbardörfer 1968
F. Dachhaut		
1. Dachziegel	+	+
2. Stroh	—	+
3. Schiefer auf Schindeln	+	+
4. Dachpappe	—	+
5. Asbestkunststein	—	+
G. Verzierungs-elemente		
1. Galerien rund um das Haus	+	—
2. Verzierung des Dachfirstes	—	—
3. Türklinkenrahmen	+	+
4. aus Eisen geschmiedete Türbänder	+	+
5. profilierte Fensterumrahmungen	+	—

Nachwort

Im Hinblick auf die Quellen und die Feldforschungen erlaube ich mir, die Ergebnisse meiner Arbeit in wenigen Punkten zusammenzufassen.

Das erste Kapitel übermittelt die Gründe der Niederlassung der Tiroler in Niederschlesien. Das zweite Kapitel über den Adaptierungsprozeß der Tiroler in Mysłakowice ist uns nur in Umrissen anhand der Arbeiten von Donat und Gasteiger bekannt. Sicherlich würde eine vergleichende Analyse der Tiroler Kultur in Mysłakowice mit der in Zillertal es erlauben, weitere konkrete Thesen aufzustellen.

Der einzige Nachlaß von den Tirolern in Mysłakowice ist das auf anderen Gebieten Polens nicht anzutreffende Bauwesen, das ich im Kapitel III beschrieben habe. Es ist anzunehmen, daß dieses Bauwesen auch etwas Licht in die Problematik des Adaptierungsprozesses bringen könnte, doch konnte ich in der mir zugänglichen Literatur kein Material über das Bauwesen in dem betreffenden Teil Österreichs finden. Ein Zeugnis der Aktivität dieses Bauwesens sind die um die Wende des XIX. und XX. Jahrhunderts in Miedzygórze erbauten Pensionen für die Berliner. Sie enthalten Konstruktionselemente, die für die Tiroler Bauten sehr charakteristisch sind. In dem Dorf Sosnówka (dt. Neu Zosenow) sind bis heute einige im Tiroler Stil erbauten Häuser erhalten geblieben. Auch in Karpacz (dt. Krummhübel) Szklarska Poręba (dt. Schreiberhau) und dem Erholungsort Miłków (dt. Arnsdorf) gibt es mehrere Häuser, die einzelne Details im Tiroler Stil, z. B. verzierte Galerien, besitzen. In diesem Stil wurde ebenfalls die Herberge „Szwajcarka“ erbaut. Gegenwärtig werden die Tiroler Häuser in Mysłakowice von der Bevölkerung aus Ost- und Südpolen bewohnt, was sicher einige Fragen aufwirft, z. B. aus welcher

Gegend stammen sie? Ob ihnen diese Bauart gefällt? Können sie gut darin wohnen? Und ob ihnen die Einteilung der Innenräume zusagt? Welche Änderungen haben sie bereits vorgenommen? Die Antwort auf diese Fragen habe ich dank einer Umfrage über die Funktionsfähigkeit dieser Häuser erhalten. Diese Umfrage umfaßte jene Bewohner, die in den ersten Nachkriegsjahren aus der Gegend von Nowy Sącz, südöstlich von Kraków, hierher umgesiedelt waren. Die Ansichten über die Benutzung dieser Häuser sind geteilt. Die Befragten Józef Potocki und Władysław Wolak sind mit der Einteilung der Innenräume und den fehlenden sanitären Einrichtungen (Badezimmer, Wasserleitung) unzufrieden. Der erste hätte es lieber, wenn der Wirtschaftsteil getrennt stehen würde. Die übrigen, Anna Szkarłat, Maria Nowak und Jan Grudek sind mit der Verbindung der beiden Funktionen unter einem Dach zufrieden, weil sie dadurch einen viel leichteren Kontakt zu dem Viehzeug haben, was besonders im Winter von Bedeutung ist. Einige von ihnen, z. B. Jan Grudek, führten einige Verbesserungen ein; einen der Räume richtete er als Badezimmer ein, verlegte eine Zentralheizung und baute den Holzschuppen wieder auf. Er führt auch laufend Renovierungsarbeiten durch, deswegen ist sein Haus am besten erhalten. Alle sind jedoch mit der Architektur dieser Häuser zufrieden.

Es ist auch erwähnenswert, daß in dem Reiseführer „Das Riesengebirge, seine Täler und Vorberge und das Isergebirge“ aus dem Jahre 1858 der Autor, K. F. Mosch, die Tiroler in Mysłakowice und ihre Tiroler Häuser, die gut zu dem rauen Klima passen, erwähnt. Schade, daß der Autor des Atlas der Volkskunst und der Folklore in Polen, 1978, Marian Pokropek, die Tiroler Bauten in Mysłakowice nicht erwähnt und daß diese Bauten nur so von zufällig vorbeifahrenden Touristen bewundert werden können.

Anhang

Bestandsverzeichnis aus dem Dorf Mysłakowice

1. Łąkowa Straße 3

Das Haus ist um das Jahr 1838 während der Bebauung des Dorfes Mysłakowice durch analogische Bauten für die Tiroler Emigranten erbaut worden.

Bis heute wird es seiner Funktion gemäß als Wohnhaus mit einem Wirtschaftsteil verwendet. Das Fehlen von Archivalien und Grundbüchern macht eine Rekonstruktion der Inhaberfolge unmöglich. Das Wohnhaus ist aus Holz in Blockbau gebaut. Der an das Wohnhaus anliegende Wirtschaftsteil ist auf der nördlichen Seite aus Ziegeln gemauert und im ersten Stock ebenfalls aus Holz. Die Untermauerung ist aus Feldsteinen. Die beiden Teile sind mit einem gemeinsamen Sparren-Pfettendach mit steilen Dachflächen und herausragendem Dachfuß bedeckt. Die Dachhaut besteht aus Muldenfalzziegeln.

Das Haus besitzt eine niedrige Untermauerung; das Wohnhaus ist unterkellert. Es besitzt zwei Stockwerke und einen Dachboden. An der Ostfassade, in Höhe des zweiten Stockwerkes befindet sich eine Galerie, die ursprünglich um das ganze Wohnhaus lief. Die Fassade des Wohnhauses ist verputzt, die Fenster in beiden Stockwerken in einfache Holzrahmen eingefasst. Der an der Ostfassade befindliche Balkon ist aus Holz; in dem Gelände des Balkons sind Pflanzenmotive (Tulpen) ausgeschnitten. Den unteren Rand des Balkons bildet ein Zierkamm.

Daszyński Straße 41

Das Haus ist in den Jahren 1837–1838 während der Bebauung des Dorfes Mysłakowice durch analogische Bauten für die Tiroler Emigranten erbaut worden.

Bis heute wird es seiner Funktion gemäß als Wohnhaus mit einem Wirtschaftsteil verwendet.

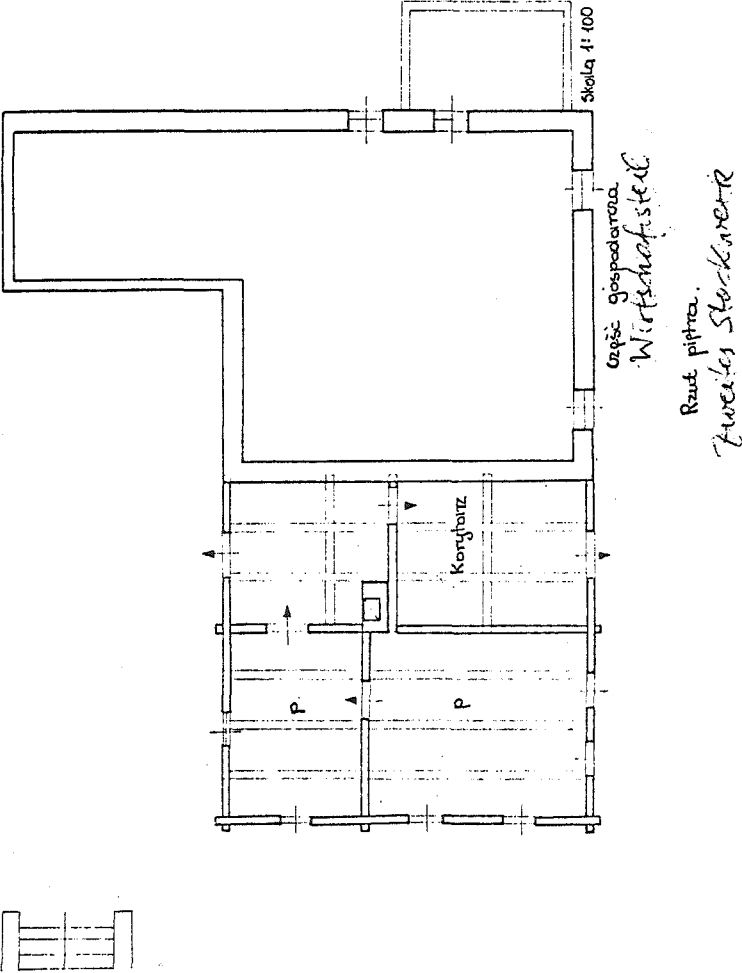
Das Haus besitzt eine steinerne Untermauerung. Der südliche Teil (das Wohnhaus) ist aus Holz in Blockbau gebaut. Der Wirtschaftsteil ist unten aus Ziegelsteinen, oben aus Holz. Die beiden Teile sind mit einem gemeinsamen Sparren-Pfettendach überdacht. Die Dachhaut bilden keramische Dachziegel. Die Dachflächen fallen steil ab, der Dachfuß ragt weit hinaus. Die östliche und die westliche Fassade sind mit Balkons versehen, die höchstwahrscheinlich Überbleibsel einer Galerie sind, die ursprünglich um das ganze Wohnhaus herum verlief. Das Haus besitzt zwei Stockwerke und das Wohnhaus ist unterkellert. Zu dem Wirtschaftsteil führt ein Zufahrtsweg, der bei dem im zweiten Stockwerk befindlichen Heuboden endet. Die Fassade des Wohnhauses ist im ersten Stockwerk verputzt, im zweiten Stockwerk dagegen mit Brettern beschlagen, die durch angenagelte Leisten abgedichtet sind. Die Fenster sind in einfache Holzrahmen eingefasst. Die beiden Balkons an der Ost- und Westfassade haben Geländer, die aus Brettern bestehen und in denen ein Muster ausgeschnitten ist. Den unteren Rand dieser Balkons bildet ein Zierkamm. An der Südfassade sind die Reste einer Galerie, die ursprünglich um das ganze Wohnhaus herum verlief, erhalten. Diese Reste bestehen aus profilierten, aus der Wand herausragenden Stützkonsolen. Die Fassade des Wirtschaftsteiles ist im ersten Stockwerk verputzt und im zweiten mit Brettern beschlagen.

Łokietek Straße 14

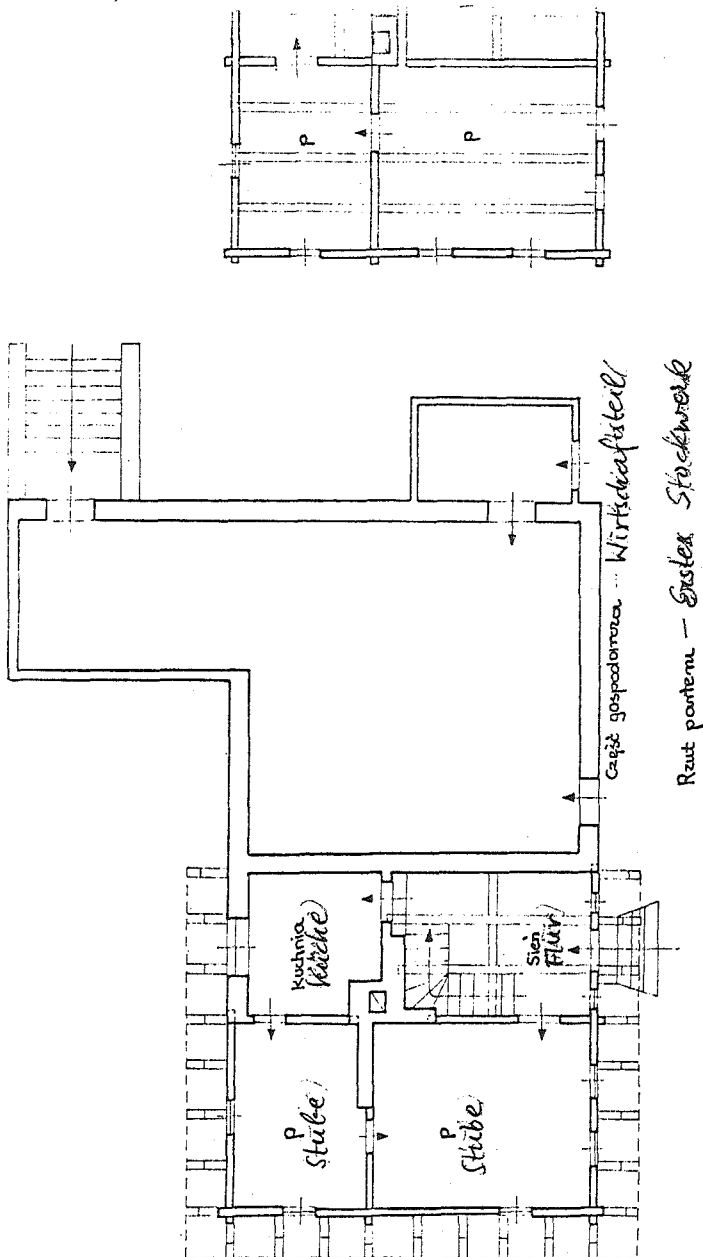
Das Haus ist im Jahre 1838 während der Bebauung des Dorfes Mysłakowice mit analogen Bauten für die Tiroler Emigranten erbaut worden. Bis heute wird es seiner Funktion gemäß als Wohnhaus mit einem Wirtschaftsteil verwendet. Das Fehlen von Archivalien und Grundbüchern macht eine Rekonstruktion der Inhaberfolge unmöglich.

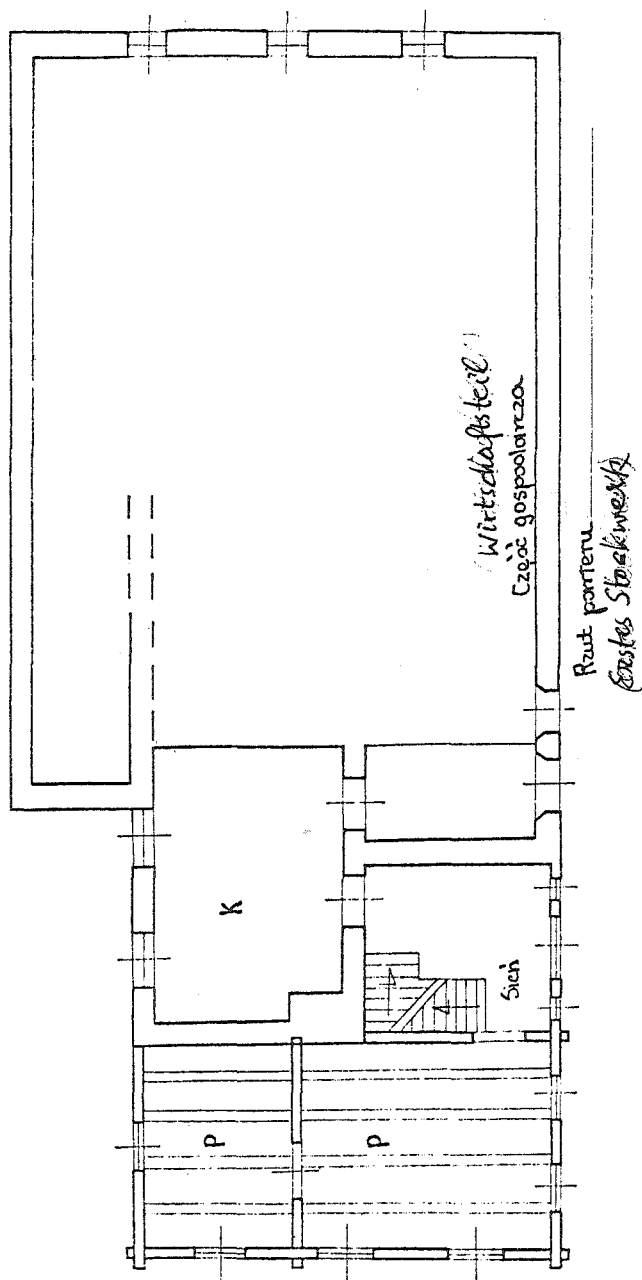
Das Haus steht auf einer Untermauerung. Das Wohnhaus ist aus Holz in Blockbau mit Ecken gebaut, die Wände sind verputzt und nur die Giebelwand ist mit Brettern beschlagen. Ein Teil der tragenden Wände ist gemauert. Der vom Westen her anliegende Wirtschaftsteil ist ebenfalls aus Ziegelsteinen gemauert. Beide Teile sind mit einem gemeinsamen Sparren-Ständerdach überdacht. Das Dach ist mit auf Schindeln liegenden Schiefern bedeckt. An der Ostfassade, in Höhe des zweiten Stockwerkes, befindet sich eine hölzerne Galerie, über der sich ein kleiner Balkon erhebt. Die viereckigen Fenster bestehen aus zwei Flügeln und sind im ersten Stockwerk in einfache, ein wenig profilierte

Fensterrahmen eingefaßt. Im zweiten Stockwerk besitzen sie noch zusätzlich eine etwas herausragende Verdachung. In Höhe des zweiten Stockwerkes befindet sich eine hölzerne Galerie mit verziertem Geländer aus Brettern, in denen Dekorationsmuster (Sterne, Tulpen) ausgeschnitten sind. Den unteren Rand der Galerie bildet ein Zierkamm in Form von Schwalbenschwänzen. Die Galerie stützt sich auf reich profilierten Konsolen. Die Eingangstür besitzt einen hölzernen, leicht profilierten Türrahmen. Der fast rechteckige Flur wird durch zwei Fenster auf beiden Seiten der Tür beleuchtet. Vom Flur aus kann man zwei Stuben und einen Raum in der Mitte betreten. Jede Stube besitzt vier Fenster. Der Fußboden ist aus Dielen angefertigt; die Wände weiß angestrichen. Im zweiten Stockwerk finden wir eine Drei-Trakt-artige Einteilung der Innenräume. Die auf den beiden Seiten des Flurs gelegenen Stuben entsprechen den Stuben im ersten Stockwerk. Die Wände sind mit Brettern beschlagen, die Dachbalken leicht profiliert. Die Fußböden sind aus Dielen angefertigt.

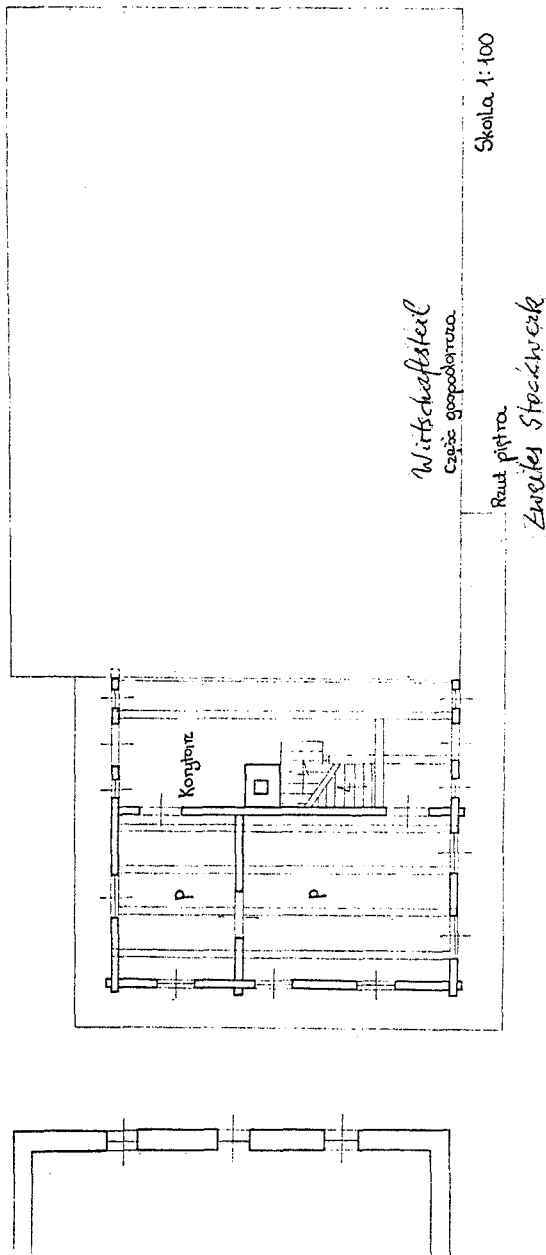


Zu Hanna Nasz, Zillertaler – Erdmannsdorf II





Zu Hanna Nasz, Zillertaler – Erdmannsdorf IV



Das rumänische Volkspuppenspiel

Von Horia Barbu Oprişan

Das rumänische Volks-Puppenspiel hat eine verwickelte Geographie, denn eine jeder der rumänischen Provinzen hatte ihr Puppenspiel mit seiner eigenen Geschichte, und in jeder dieser Provinzen durchlebte dieses Schauspiel mehrere Momente, die auch ihrerseits in ihrer Entwicklung miteinander vermengt waren. Außer dieser Tatsache ist noch eine weitere – in der Kleinen Walachei angetroffene – Situation sehr merkwürdig und schwer zu erklären: Das Puppenspiel hat sich dem Stück Irod (= Herodes) des geistlichen Volksschauspiels verbunden –, es wurde ihm angegliedert. Unter diesen Umständen habe ich – sogar mit dem Risiko, lehrhaft zu werden – eine, oft sogar pedantische, Darstellung angestrebt, die so klar wie möglich die Geschichte und Entwicklung dieses Schauspiels zeigen und die Fäden entwirren soll, welche die Zeit und die jedem Moment eigene Situation gesponnen haben. Das Gesamtbild dieses Schauspiels ist fast chaotisch, und es fiel mir nicht leicht, es zu erklären, die Tatsachen zu ordnen und dieses Bild so darzustellen, daß es richtig verstanden werde.

*

Der Gipfelpunkt des levantinischen Einflusses in der Walachei und der Moldau fiel ins 18. Jahrhundert. Transsilvanien (Siebenbürgen) strebte einer andern politischen und geistigen Sphäre zu, deshalb befassen wir uns hier nicht mit dieser Provinz; die Fürsten und Adligen Transsilvaniens waren in der Mehrzahl Ungarn, und als solche lenkten sie hier das Leben in eine andere Richtung. Die Levante begann, mit all dem, was ihr eigen war, am Ende des 16. Jahrhunderts in die beiden Fürstentümer einzudringen, als die Hohe Pforte – die Türkei – immer kräftiger in deren politisches Leben eingriff. Den Rumänen selbst – den Bojaren und Herrschern – war es zuzuschreiben,

daß die Fürstentümer auch jene Spur von „Unabhängigkeit“ verloren, die ihnen die Sultane gelassen hatten, als diese sie ihrer Herrschaft unterwarfen. Von diesem Jahrhundert an wurden ihre Herrscher von der Pforte entsandt; sie war es, die entschied, wen sie auf den Thron setzen sollte. Die von den Sultanen ernannten und entsandten Herrscher kamen von einem – dank seinem bunten Kolorit – gewissermaßen großartigen Gefolge begleitet. Außer den Griechen, welche den Fürsten zwecks Erlangung des Thrones finanzierten –, es kostete ihn schwere Beutel Dukaten –, waren in dessen Gefolge Syrer, Äthiopier, Türken, Armenier, Albaner, Araber und Vertreter anderer Völkstämme. In diesem so farbenreichen Gefolge gab es Bankiers, Kaufleute, Makler, Unterhändler, Geldwechsler, Handwerker, Kuppler, Gaukler, Pferdehändler und viele Spitzbuben. Alle waren von einem einzigen Gedanken beherrscht: Geld zu verdienen, und das Gesindel fand schließlich sein Fortkommen. Diese Situation wiederholte sich im 19. Jahrhundert, als die Leute aus dem Westen Europas den Atlantik überquerten, weil sie der Gedanke beherrschte, daß jenseits desselben das Eldorado sei.

Das 17. und besonders das 18. Jahrhundert waren Zeugen eines wahren levantinischen Exodus in die zwei Fürstentümer. Auf dem Thron der Walachei und dem der Moldau saßen nur Fürsten aus Fanar (einer Vorstadt von Konstantinopel). Diese brachten die Lebensweise von Konstantinopel mit und alles, was dazugehörte. Ihre Höfe unterschieden sich nur sehr wenig von dem des Sultans oder denen der türkischen Würdenträger. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts brachte ein Fürst an seinen Hof das Schattenspiel. Fr. Sulzer beschreibt in seinem Buche¹⁾ eine Vorstellung dieses Schattenspiels, der er beiwohnte, als er zu Hofe eingeladen war. „Im Saal wurde es dunkel. In einer Ecke breitete ein Türke eine dünne Leinwand aus, die er mit Nägeln befestigte. Hinter der Leinwand war ein Tisch, auf dem einige brennende Kerzen standen. Der Türke, der hinter der Leinwand geblieben war, bewegte dort einige Kartonstücke, die menschliche Figuren darstellten. Er gab mit den Kartonfiguren lustige Szenen zum besten und gleichzeitig etwas auf Türkisch und Griechisch, ein Wortgemisch, welches das Spiel der Schatten auf der Leinwand ergänzte. Der gesprochene Text und das Spiel der Schatten waren allzu frei und von derber Erotik durchsetzt; das Publikum lachte und klatschte Beifall.“ Dieses war das erste Schauspiel in der Walachei und der Moldau. Von diesem Schattenspiel, das die Türken von den Chinesen übernommen hatten, kam es mit der Zeit zum türkischen Karagöz-

¹⁾ Fr. Sulzer, Geschichte des Transalpinischen Daciens, II, 403.

spiel, d. h. zum türkischen Volkspuppenspiel. Auch das Karagözspiel hatte seine Glanzzeit an den Fürstenhöfen. Während der Puppenspieler die Puppen bewegte, ließ er sie miteinander in einer sehr gemischten, buffonesken und freien Sprache reden, wobei er die Wörter absichtlich entstellte, um zweideutige Wortspiele zu erzielen. Dieses – sehr wirkungsvolle – Spiel gefiel bei Hof und in den Häusern der Bojaren ungemein, da die allgemeine Atmosphäre mit nicht sehr zurückhaltender Sinnlichkeit geladen war.

Sowohl das Schattenspiel als auch das Karagözspiel standen in beiden Fürstentümern hoch in Ehren, solange sie ihre Glanzzeit hatten. Vom Karagözspiel begeistert, schrieb ein Bojar in der Moldau, Costache Conachi, im Jahre 1775 einige kleine Stücke für das Puppenspiel, die in seinem Hause zu seiner Erheiterung und der seiner Freunde aufgeführt wurden.

In den letzten zwei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts kamen nach Bukarest und Iassy deutsche und italienische Opernensembles, die am Hofe und in der Stadt Aufführungen veranstalteten. Die Folge war, daß das Karagözspiel sich zurückziehen mußte. Es gelangte auf die Gasse und den Platz hinunter und wurde zum Schauspiel der unteren Volksschichten. Aber zweifellos war das Karagözspiel schon bevor es „in Ungnade fiel“ in Kaffeehäusern, auf Plätzen und Jahrmärkten anzutreffen gewesen und vor allem auf dem „Mosi“²⁾. Desgleichen spielten die türkischen Puppenspieler das Karagözspiel nicht nur in Bukarest, sondern auch in Brăila und in Galatz, Städte mit zusammengefügelter, levantinischer Bevölkerung. Die beiden Städte sind Hafenstädte; begonnen vom Anfang des 19. Jahrhunderts entwickelten und vergrößerten sie sich und bekamen ein sehr aktives Wirtschaftsleben, das besonders von den griechischen, armenischen, türkischen, jüdischen und andern Kaufleuten angeregt wurde.

Gleichzeitig mit dem Karagözspiel zeigten sich in Bukarest auf den Plätzen und in den Kaffeehäusern *Geamala* und *Hagiivat*, riesige, groteske und sogar phantastische Puppen, die die Menge erschreckten und entzückten und die D. C. Ollănescu-Ascanio sah und beschrieb³⁾. Auf die Straße gelangt, behielt das Karagözspiel seine Darbietungsformen bei. Es wurde mit türkischen Personen gespielt. Diese sprachen miteinander eine entstellte Sprache, eine Art rumänisches Türkisch,

2) Jahrhundertalter Pfingstjahrmarkt, der in Bukarest abgehalten wurde. Zu diesem Markt kamen viele „Panaramas“ (kleine Zirkusse), in denen Schauspiele mit Vasilache und Marioara, den klassischen Personen des rumänischen Volkspuppenspiels, aufgeführt wurden.

3) Teatrul la Români (Das Theater bei den Rumänen), Bucureşti, 1895, 27–29.

über das sich die Zuschauer amüsierten, besonders weil der Gegenstand immer von erotischen Motiven durchsetzt und sehr frei, – „fără perdă“ (ohne Vorhang), wie man damals sagte – behandelt war. Ein kluger Rumäne, vielleicht sogar ein Helfer des türkischen Puppenspieler, nahm sich vor, das Karagözspiel zu romanisieren. Er sah, daß das Publikum beim Karagözspiel des Türken über die entstellte Sprache der Personen lachte, ohne besonders viel davon zu verstehen, was diese sagten. Das Publikum erriet die Handlung und amüsierte sich über die Sprechweise des Türken. Dies in Betracht ziehend, dachte der Rumäne, daß dieses Schauspiel bei den Rumänen noch mehr Erfolg hätte, wenn die Personen rumänisch sprechen würden. Er ließ die Personen weg, die dem rumänischen Publikum nicht viel sagten, und behielt den Mann und die Frau bei, aus denen im rumänischen Puppentheater Vasilache und Marioara wurden; das sind die klassischen Personen des rumänischen Volkspuppenspiels und ohne Zweifel auch anderer Volkspuppenspiele. Vielleicht hatte das Karagözspiel unter seinen Personen auch den Griechen und den Russen, Personen, die auch im rumänischen Puppentheater häufig vorzukommen begannen. Anfangs hatte dieses rumänische Karagözspiel zweifellos nur den Vasilache und die Marioara; mit der Zeit aber brachte ein anderer Rumäne, vielleicht ein Puppenspieler, neue Personen auf die „Bühne“. Es erschienen: der Türke, der Geistliche, der Kirchensänger, der Grieche, die Dame, der Russe, der Joghurtverkäufer, der Jäger, der alte Mann, die alte Frau, der Schankwirt, der Geck, der Jude, der Bulgare u. a. Ich glaube, daß diese Galerie von Personen das Werk eines Schreiberlings war, d. h. eines „Schriftstellers“ im Dienste eines Verlags, der zeitgenössische Volksliteratur veröffentlichte. Es haben sich Texte dieses Schauspiels erhalten, aber die Puppenspieler der „Panaramas“ (auf den Jahrmärkten) gaben nur mit Vasilache und Marioara Vorstellungen. Sie komplizierten sich nicht die Ausübung ihrer Tätigkeit mit dieser Galerie von Personen, weil ihre Darbietungen mit Vasilache und Marioara nicht eine Nummer im Programm der Vorstellung waren, sondern eine Belustigung mit Werbungscharakter. Um richtig verstanden zu werden, will ich schildern, wie ein Panarama aussah.

Ein Panarama, d. h. eine sehr bescheidene Art von Zirkus, hatte die Form eines rechteckigen Raumes von etwa 10 m Länge, 6 m Breite und 4–5 m Höhe. Das Skelett aus dünnen Holzleisten war mit einer dicken Leinwand überspannt. Vorne, an der zum Publikum gerichteten Seite (6 m), war ein etwas erhöhtes Podium von etwa 2 m Tiefe. Hier war auf einer Seite die Kasse und auf der andern eine mit Leinwand verkleidete mannshohe Kabine. In dieser Kabine ohne Dach stand der Puppenspieler, der die beiden Puppen oberhalb der Vorder-

seite der Kabine sichtbar bewegte, Vasilache und Marioara. Er ließ sie zwischen den Vorstellungen spielen, damit sie die Leute zum Eintritt ins Panarama überredeten. Es war ein Gratisschauspiel für die Gaffer, für alle Leute, die zum Moşi (Jahrmarkt) kamen, um etwas zu sehen und sich zu zerstreuen. Das Panarama machte auf diese Weise Reklame, um das Publikum anzuziehen; fast jedes Panarama hatte dieses Werbeschauspiel. Die großen Zirkusse hatten es nicht, während es Schauspiele mit Vasilache und Marioara mit bezahltem Eintritt nicht gab. Dieses Puppenspiel wurde – ich wiederhole es – nur bei den Panaramas von den „Künstlern“ dieser sehr bescheidenen Zirkusse dargeboten. Es war ein Volksschauspiel von Berufsschauspielern, die das ganze Jahr im Land umherzogen und Vorstellungen nur auf Jahrmärkten gaben und ohne Vasilache und Marioara im Programm des Panaramas zu haben. Mit der Zeit griffen einzelne unabhängige Amateur-Puppenspieler die Idee auf und zogen in langen Tournéeen durchs Land –, besonders durch Dörfer, wo sie Vasilache und Marioara darboten. Die Tournéeen dieser Puppenspieler waren nicht an kalendarrische Daten oder Feiertagszyklen geknüpft. Sie zogen das ganze Jahr umher, besonders im Herbst und im Winter. Diese Puppenspieler waren, ebenso wie die „Künstler“ der Panaramas, einfache Leute. Sie hatten einige Volksschulklassen, oft nicht einmal soviel und keinen Begriff vom Theater. Sie hatten die Puppenspiele bei den Panaramas gesehen und sich gedacht, sie könnten mit dieser Beschäftigung einen Groschen verdienen. Manchmal kam es sogar dazu, daß ein „Künstler“, der den Vasilache im Puppenspiel eines Panaramas vorgeführt hatte, die Panaramatruppe verließ und loszog, um unabhängig zu arbeiten. Diese umherziehenden Puppenspieler, die zu Berufspuppenspielern wurden, hatten nur bescheidenes Gerät. Sie hatten eine Leinwand und eine kleine Lade oder einen Korb, in dem die Puppen waren. Die Vorstellung gaben sie, wo es sich traf, sei es in einem Klassenzimmer, sei es in einem Speicher, sei es im Hause eines Christen. Der Puppenspieler improvisierte aus 2 bis 3 Tischen eine Bühne, vor die er einen Vorhang hängte. Hinter diesem verborgen, bewegte er die Puppen oberhalb des Vorhangs. Auch diese Puppenspieler, ebenso wie die der Panaramas, ersannen kleine Szenen mit Vasilache und Marioara mit häuslichen oder Liebesthemen. Diese kleinen Szenen waren sehr einfach und buffonesk. Mit der Zeit erschienen auch andere Personen in den kleinen Szenen dieser Puppenspieler: der Geistliche, der Türke, der Russe, der Kirchensänger, der Jäger, der alte Mann, die alte Frau, der Teufel, der Tod, der Soldat, der Bojar, die Dame, der Kaufmann, der Zigeuner, der Grieche u. a. aus dem Milieu der Vorstädte. Diese Bereicherung mit neuen Personen und Texten war, wie beim geistlichen Schauspiel, das Werk des Buches. Auch hier war es der Buchdruck, der die entscheidende

Wirkung hatte. Die Verlage, die sich mit der Herausgabe von Volksliteratur befaßten, hatten eine Art sehr bescheidener „Schriftsteller“ im Dienst. Diese schrieben Texte für das Puppenspiel, welche die Verlage veröffentlichten. Dieser Vorgang war mit dem geistlichen Schauspiel eng verknüpft. An der entsprechenden Stelle werde ich – um mich nicht zu wiederholen – den Zusammenhang zeigen, der zwischen dem absolut weltlichen, sogar grotesken Puppenspiel und dem Stück Irod bestand.

Die Puppenspieler benützten die von den Verlagen herausgegebenen Büchlein, indem sie ihnen Motive und Personen entnahmen. Sie nahmen etwa zwei bis drei Personen für die kleinen Stücke, die sie darboten, und komplizierten ihre Vorstellungen nicht mit vielen Personen. Diese Vorstellungen waren und sind auch noch heute recht kurz. Das Programm bestand aus fünf bis sechs kleinen Szenen, von denen einige Themen hatten, die dem Dorfmilieu entnommen waren; der Puppenspieler schnitt sie auf Situationen im Dorfe, in dem er die Vorstellung gab, zu. Jahrelang zu allen Jahreszeiten von Dorf zu Dorf wandernd, kannten und kennen die Puppenspieler das Leben des Dorfes und alles, was sich in ihm zuträgt. Diese Puppenspieler – heute sind es ihrer nur noch wenige – waren ursprünglich Bauern. Mit der Zeit haben sich diese Bauern, die Puppenspieler geworden waren, infolge von Ereignissen, die uns nicht bekannt sind, am Rande eines Städtchens niedergelassen. Ihre Denkweise und ihr Geist sind ländlich geblieben. Einer von diesen – der letzte aus der langen Reihe der Puppenspieler von einst – ist Gheorghită Artist din Lume, der im Jahre 1900 in Țirgu Neamț (Moldau) geboren ist. Sein Repertoire besteht aus kleinen Szenen, in denen Vasilache und Marioara den Ehrenplatz einnehmen. Auf Grund seiner sehr großen Erfahrung ersinnt Gheorghită kleine Szenen, die Begebenheiten und Situationen aus dem häuslichen und sozialen Leben des Dorfes zum Gegenstand haben. Das erotische Element fehlt nicht. Mit Gheorghită habe ich sogar zwei Tourneen durchs Land gemacht, da mich seine außergewöhnliche Vitalität und Leidenschaftlichkeit, welche die Zeit nicht zu brechen vermochte, in Erstaunen setzte.

In der Moldau gelangte – wie ich es weiter oben gezeigt habe – das Karagözspiel auf den Platz und in die Kaffeehäuser hinunter. Mit der Zeit „romanisierte“ es ein kluger Kopf, und es gelangte in die Panamas. Es nahm hier den gleichen Weg wie das in der Walachei. Gleichzeitig mit diesem Puppenspiel, das in den Kaffeehäusern und besonders bei den Panamas vorgeführt wurde, tauchte in Iassy am Anfang des 19. Jahrhunderts ein Deutscher auf, der die Karpaten von

Siebenbürgen aus nach der Moldau zu überquert hatte⁴⁾). Dieser Deutsche brachte einen Korb mit, in dem er ziemlich große Puppen hielt. Die bewegte er hinter einem Wandschirm, der aus einem Holzskelett bestand, das mit Leinwand überspannt war. Er bewegte die Puppen oberhalb des Wandschirms, so wie es die rumänischen Puppenspieler späterhin mit Vasilache und Marioara bei den Panaramas taten. Die Puppen des Deutschen waren gut gemacht. Sie waren ziemlich groß und stattlicher als jene auf dem Moși. Sie stellten Menschenköpfe mit närrischen Gesichtern dar; sie hatten, um Lachen zu erregen, entweder den Mund oder die Nase oder die Ohren anders als solche gewöhnlich aussehen. Der Deutsche hatte viele Puppen. Jede Puppe stellte einen Typ dar. Die Komik entsprang nicht nur der grotesken Figur der Puppe, sondern auch der entstellten Sprechweise des Puppenspielers. Die Alten am Ende des vorigen Jahrhunderts entsannen sich noch des deutschen Puppenspielers, der seine Puppen in einem großen Korb trug und sie bei den Panaramas und in den Kaffee- und Wirtshäusern vorführte. An Markttagen oder an Tagen, an denen Jahrmärkte abgehalten wurden, richtete er sein mit Sackleinen überzogenes Gestell irgendwo auf einem unbebauten Grundstück auf, und sogleich sammelte sich die Menge um dasselbe, um über seine grotesken Puppen und sein verstümmeltes Gerede zu lachen. Der Deutsche brachte die Idee, die Ausdrucksform, die Entfaltung und den Inhalt des Schauspiels. Mit der Zeit arbeiteten die rumänischen Puppenspieler Ion Păpușaru, Ion Hanganu, Vasile Drăgan, Ilie Păpușaru u. a. den Text des Deutschen in einheimischem Geiste um; sie nahmen Änderungen auch an den Puppen an sich, d. h. an ihren Figuren, vor. In ihrer neuen Form waren diese anfangs in Iassy und anderen Städten zu sehen; von hier gelangten sie dann in die Dörfer, denn die Puppenspieler machten Tourneen in der Moldau. Als unabhängiges Schauspiel war das Puppenspiel bis tief ins 20. Jahrhundert zu sehen. Es ist nicht möglich, den Einfluß der Panaramas gegen jenen der Puppen abzugrenzen, die der Deutsche gebracht hatte. Das Fehlen schriftlicher Beweisstücke macht es uns unmöglich, genau anzugeben, was die späteren Puppenspieler von den Panaramas übernahmen, die im Lande Tourneen machten, und was von den Vorstellungen, die der obengenannte Deutsche gab. Es scheint, daß in Iassy die Puppen des Deutschen ein längeres Leben hatten. Hier zog man mit ihnen das ganze 19. Jahrhundert hindurch umher. Man zog mit diesen Puppen im Winter an den Feiertagen, zur Karnevalszeit, und im Frühling zu Ostern umher; natürlich nur am Sonntag, aber ohne irgendwelche Verbindung mit

⁴⁾ Theodor Burada, *Istoria Teatrului în Moldova* (Geschichte des Theaters in der Moldau), I, Iași, 1915, S. 35.

dem betreffenden Feiertag oder mit einem kalendarischen Datum. Es war eine Wanderbühne. Die Schar zog durch die Stadt von einem Haus zum andern, im Gegensatz zu den Werbevorstellungen, die jene mit den Panamas auf Jahrmärkten gaben. Die Walachei hatte kein solches Schauspiel.

Die Puppen standen in der Moldau hoch in Ehren. Der Dichter Vasile Alecsandri schrieb eine kleine Szene, in der er Ilie Păpușaru als Hauptfigur benützte. Das Repertoire dieses Volkspuppenspiels kannte nicht viel Abwechslung. Es blieb uns kein geschriebener Text erhalten, und zweifellos gab es auch keinen. Die Puppenspieler spielten aus dem Stegreif. Vielleicht gab es ursprünglich einen von einem Puppenspieler erdachten einfachen Text. Dieser von Mund zu Mund weitergegebene Text wurde von Jahr zu Jahr reicher. Die Puppenspieler führten neue Personen ein und weiteten die Handlung aus. Durch einen glücklichen Zufall erhielt sich ein bei einem alten Puppenspieler gefundener Text, den Theodor Burada in seinem Buch veröffentlichte. Die Personen in diesem Text sind: der Schäfer, ein Schaf, der Zigeuner mit Trommel und Bär, der Zigeuner Vasilache, Ilenuța, die Tochter der Ciubăroaia, Gacița, die Frau des Zigeuners Vasilache, der Totengräber, der Türke, der Kosak, der Kirchensänger, Jupîn Leiba Badragan, der Teufel, der Habenichts, die Maus, die Katze und Napoleon Bonaparte. Wie man sieht, sind die Personen von verblüffendem Abwechslungsreichtum. Außer den gewissermaßen klassischen Personen sind in diesem Theater auch einige, die wir weder in den Texten der Panamas noch in denen der wandernden Puppenspieler finden; desgleichen überrascht die Anwesenheit der Katze, der Maus, des Schafs und besonders die Napoleon Bonapartes, eine Person, die im Stück keine Rolle hat. Die Puppen waren ziemlich grob aus Holz geschnitzt und mit Stoffresten bekleidet. Auf einer kleinen Fläche konzentrierte die Puppe mit übertriebenen Zügen eine Maske, deren Komik ans Groteske grenzte. Die mit dicken Linien gezeichneten Züge und die grellen Farben, mit denen sie angestrichen waren, waren notwendig, damit das Publikum sie von weitem genügend gut sähe. Diese Art, die Puppen herzustellen, hat sich bis heute erhalten. Die Lade, in der das Puppenspiel dargeboten wurde, hieß in der Moldau „Hîrzob“ oder „Coșciug“ (Sarg) und in Muntenien (Große Walachei) „Chivot“ (Lade), „Bisericuță“ (Kirchlein) oder „Lada de Viclei“ (Vicleilade). Früher einmal, im 19. Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, gab es Meister, die sich mit der Anfertigung dieser Laden befaßten. Sie arbeiteten an ihnen mit großer Sorgfalt und mit dem Vergnügen, eine schöne Sache zu schaffen. So eine Lade bot einen eindrucksvollen Anblick; das war im übrigen auch der Zweck. Es war das Theatergebäude, in dem sich die Schauspieler, d. h. die Puppen,

bewegten. In der Moldau war der Hîrzob (die Lade) einfacher. Er sah wie eine große Kiste aus Brettern aus, hatte fast einen Meter Länge und einen halben Meter Breite und Höhe. Die Lade war innen und außen mit farbigem Papier überzogen, auf das oft Bilder geklebt wurden, manche mit biblischem Inhalt. Innen war der Boden mit Hasenfell bedeckt. Die zum Publikum gerichtete Vorderseite der Lade hatte in ihrer unteren Hälfte einen rechteckigen Ausschnitt und davor ein kleines Podium, auf dem die Puppen bewegt wurden. Der Puppenspieler brachte die Puppen, in die er von unten seine Hände gesteckt hatte, von hinten durch die Lade nach vorn und durch die Öffnung aufs Podium, wo er sie vor der Öffnung bewegte. Seine Hände waren von den Rücken der Puppen bedeckt, also unsichtbar. Manchmal brannten seitwärts im Innern der Lade ein paar Kerzen. Nachdem die wandernden Puppenspieler – es ist die Rede vom Puppenspiel in der Moldau im 19. Jahrhundert – mit der Lade in ein Haus eintraten, stellten sie die Lade auf einen oder zwei Stühle, und einer der Puppenspieler setzte sich mit gekreuzten Beinen hinter die Lade, um nicht gesehen zu werden und begann, die Puppen zu bewegen. Er war es, der sprach, indem er seine Stimme je nach der Person verstellte, besonders wenn es sich um Dialoge handelte. Im allgemeinen sprach der Puppenspieler mit der Stimme eines Bauchredners.

Die Puppenspieler betrieben das Puppenspiel das ganze Jahr hindurch, aber die dankbarste Spielzeit war von Weihnachten bis zum großen Fasten. Die Puppenspieler – gewöhnlich zwei – trugen die Lade und in einem Korb die Puppen. Neben den Puppenspielern ging auch ein Musikant mit seiner Geige, der ein Lied spielte: *Cîntecul de la păpuși* (Das Puppenlied). Im Gehen riefen die Puppenspieler auf der Straße: „Păpuși! Păpuși! (Puppen! Puppen!) oder:

„Păpuși de la Huși,
Cu capu cît un căus!“
(Puppen aus Huși⁵⁾,
mit Köpfen wie Schöpflöffel!)
oder: „Păpușile franțuzești,
Tot s-a stai să le privești!“
(Französische Puppen,
man möchte nur stehen und sie anschauen!)

Vor Beginn der Vorstellung fragte der Puppenspieler: „Cum le jucăm? Cu perdè sau fără perdè?“ (Wie lassen wir die Puppen spielen? Mit Vorhang oder ohne Vorhang?) Nachdem ihm vom

⁵⁾ Stadt in der Moldau.

Hauswirt dessen Zustimmung erteilt wurde, sagte er zum Musikanten: „Lăutăraș! Ia prinde a zice!“ (Musikantlein! Beginn doch mal zu spielen!) Der Musikant beginnt zu spielen, und der Puppenspieler holt aus dem Korb die Puppen hervor, jede, wenn sie an die Reihe kommt, und beginnt sie auf dem Podium der Lade zu bewegen. Den Anfang macht er mit dem Schäfer und dem Schaf. Der Schäfer singt ein Liedchen, begleitet vom Musikanten. Dieses Liedchen findet sich auch im Stück Irod aus der Bukowina vom Jahre 1830, und hier ist es auch der Schäfer, der es singt. Die Tatsache, daß das Schauspiel mit dem Schäfer und dem Schaf begann, entsprang nicht einer Laune des Verfassers. Der Verfasser des Textes war Rumäne, und die Rumänen waren ein Hirtenvolk. Der Puppenspieler ließ das Schauspiel mit etwas beginnen, das aus der Wirklichkeit gegriffen war, mit etwas, das im Publikum Widerhall fand. Nach dem Schäfer erscheint der Zigeuner mit dem Bären. Auch der Zigeuner singt und läßt den Bären tanzen. Nachher tritt der Zigeuner Vasilache auf (in der Walachei wird es Vasilache sein, aber ein Rumäne), der den Zigeuner mit dem Bären von der Bühne vertreibt und zu singen beginnt. Nachdem er gesungen hat, ruft er Ilenuța und tanzt mit ihr. Während des Tanzes erscheint die Tochter der Ciubăroaia und schließt sich dem Tanze an. Vasilache singt jetzt ein Volksliedchen erotischen Inhalts, dann tanzen die drei eine Weile und verlassen hernach die Bühne. Nach einer kurzen Pause tritt stürmisch Gacița, Vasilaches Frau, auf. Sie schaut nach allen Seiten, sucht Vasilache und fragt, ob ihn nicht jemand gesehen habe. Sie erhält keine Antwort, und da geht sie zornig ab, kehrt aber bald wieder mit den dreien zurück. Sie hat Vasilache in der „Cafenè“ (Kaffeehaus) gefunden. Gacița, die sehr kriegerisch ist, zaust Vasilache und die beiden Mädchen. Diese Liebes- und Eifersuchtsszene ist für diese Art Puppenspiel klassisch. Überaus zornig, ruft Gacița den Totengräber Drăgici zu Hilfe. Sie bittet ihn, ihr zu helfen, die drei Niederträchtigen zu Ursică Comisar, dem Polizeikommissar, zu führen, der in den Jahren um 1830 der Schrecken von Iassy war. Der Totengräber Drăghici hilft ihr und sie gehen alle ab. Es tritt der Türke auf, der singt. Der Türke ist eine Figur, die im rumänischen Volksschauspiel nicht fehlen durfte; er wurde nicht abschätzig dargestellt. Während der Türke sehr fröhlich singt, tritt der Kosak auf, der beim Anblick des Türken sagt:

„A! Iacă și Hasan
 Cel cu pielea în suman!“
 (Ah! Siehe da, auch Hassan ist hier,
 der mit seiner Haut im Bauernkittel steckt!)

Der Verfasser reihte auch den Kosaken zwischen die Personen ein, um eine Szene zu schreiben, die eine geschichtliche Wirklichkeit

widerspiegelte: den jahrhundertealten Konflikt zwischen Russen und Türken. Wenn der Türke den Kosaken erblickt, erschrickt er und ruft: „Aman! Aman! Bre!“ (Gnade! Gnade! Hör mal!). Der Kosak jagt hinter dem Türken her, schneidet ihm den Kopf ab und singt ein kleines Liebeslied, welches zum betreffenden Zeitpunkt in Țirgu Cucului, einer Vorstadt von Iassy, im Umlauf war. Der Kosak tastet den Türken mit einem Spaten ab, sieht, daß dieser tot ist und ruft den Kirchensänger, damit dieser ihn einsegne und begrabe. Der Kirchensänger liest ihm den Prohodu Tigănesc (die Zigeuner-Totenmesse), einen Text, in dem die Zigeuner verspottet werden. Während er die Totenmesse liest, kommt der Totengräber. Sie begraben den Türken und singen ihm ein seltsames kleines Lied. Der Kirchensänger und der Totengräber gehen ab und es tritt Jupin Leiba Badragan aus Țirgu Cucului auf. Auch dieser singt. Zum Abschluß kommt ein Habenichts, der ebenfalls singt, hernach eine Maus, die die Mutige spielt – sie singt –, und während sie singt, zeigt sich die Katze, welche sie fängt. Die Vorstellung endet mit dem Erscheinen Napoleon Bonapartes. Der Puppenspieler spricht mit eindringlicher Stimme einige Verse an den Kaiser⁶⁾.

Aus dieser Beschreibung ist zu ersehen, daß wir es hier nicht mit einem Stück, sondern mit einer Folge von zusammenhanglosen Szenen zu tun haben. Es sind einfache, einige sogar kindische, vom Alltagsleben angeregte Momente. Der erste Verfasser – es ist sicher, daß es im Verlaufe der Zeit mehrere Verfasser gab – ging, was die Idee betrifft, vom Schauspiel des Deutschen aus. Dieses gab ihm die Idee und vielleicht auch einige Anregungen betreffs des Gegenstands. Der erste „Text“ war einfach. Der „Dramatiker“ war irgendwer aus Țirgu Cucului, Păcurari oder Sărărie, Vorstädten von Iassy. Er konnte ohne Zweifel nicht lesen und schuf, wie er es verstand, mündlich einige kleine Szenen. Während der Vorstellungen fügte er eine neue Idee oder einen neuen Gegenstand hinzu. Es ist fast sicher, daß er auch von außen Anregungen erhalten hat. Der Text dieses „Dramatikers“ kam in Umlauf; jeder Puppenspieler, der ihn benützte, fügte etwas hinzu – eine dem täglichen Leben entnommene Begebenheit oder Situation – und so wurde der Originaltext ständig bereichert. Es scheint, daß es einen Text „cu perdè“ (mit Vorhang) und einen zweiten „fără perdè“ (ohne Vorhang) gab. Diese Puppenspieler waren in ihrer Art Theaterleute. Intuitiv erkannten sie, daß das Publikum lachen müsse, wenn sie Geld verdienen wollten. Das Lachen brachte ihnen das Geld. Moral

⁶⁾ Für diese Beschreibung des Puppenspiels in Iassy vom 19. Jahrhundert und Anfang des 20. Jahrhunderts benützte ich das Buch Theodor Buradas, den ich weiter oben zitiert habe.

und andere soziale Probleme bildeten für sie keine Hindernisse. Sie verfolgten keinen moralisierenden Zweck. Sie hatten überhaupt keine Ahnung von so etwas. Sie wußten bloß, daß jeder Mensch über seinen Nächsten lacht. Sie spielten diese billigen Possen nicht, um die Gesellschaft zu verbessern.

Eine Form des Puppenspiels, die der in der Moldau ähnelt, finden wir in Oltenien (Kleine Walachei). Es ist der „Viclei“ (eine entstellte Form des Wortes „Bethlehem“).

Unter „Viclei“ ist das Stück Irod zu verstehen, dem das Puppenspiel hinzugefügt wird. Der Viclei ist eine Kuriosität der Kleinen Walachei. Nirgends in Rumänien wird das Stück Irod mit einem weltlichen Schauspiel, dessen Inhalt oft sehr weltlich ist, verbunden. Diese der Kleinen Walachei eignende Sonderbarkeit hat eine sehr verwickelte Geographie und verlangt deshalb eine Erklärung.

Im Jahre 1885 veröffentlichte Gh. Dem. Teodorescu einen Viclei, den er in der Bukarester Vorstadt Crucea de Piatră aufgezeichnet hat. Dieser Viclei ist ihm von Leuten dargeboten worden, die mit demselben herumzogen und die ihn von Olteniern gelernt hatten, die nach Bukarest gekommen waren und hier die Stadt als ambulante Lebensmittelhändler mit ihrer „Cobilița“⁷⁾ auf der Schulter durchzogen. In Oltenien, in den Kreisen Gorj und Mehedinți, wird das Stück Irod, dem als zweiter Teil ein weltliches Puppenspiel hinzugefügt ist, „Viclei“ genannt. Deshalb nannten es die Vorstadtbewohner von Bukarest, die dessen Text von den Olteniern aus Mehedinți gelernt hatten, ebenfalls „Viclei“, und unter dem gleichen Namen veröffentlichte es Gh. Dem. Teodorescu. Der von ihm veröffentlichte Text hat im ersten Teil das Stück mit Kaiser Irod (Herodes) und im zweiten Teil das weltliche Puppenspiel. Die Verleger in Bukarest, die sich mit dem Druck von Büchern der Volksliteratur befaßten, veröffentlichten den Text Gh. Dem. Teodorescus mit dem von ihm gegebenen Titel, so daß die Benennung „Viclei“ allgemein verbreitet wurde. Sie trat so in Umlauf, obwohl viele Verlage nur den Text des Stückes Irod ohne den weltlichen Text des Puppenspiels veröffentlichten. Die betreffenden Büchlein gelangten in die Dörfer und bewirkten so die ständige Beibehaltung der Benennung „Viclei“ für das Stück Irod in der Walachei, obwohl in einigen Büchlein das Puppenspiel fehlte und obwohl die Schar nicht mit der Puppenlade herumzog. In der Kleinen Walachei nennt man Viclei nur den Text, der auch das

⁷⁾ Leicht gekrümmte Tragstange, an deren beiden Enden je ein flacher Korb aufgehängt ist.

Puppenspiel enthält. Dieser Text, der Viclei, ist nur in den Kreisen Gorj und Mehedinți in Umlauf. In den anderen Kreisen Olteniens nennt man ihn „Irod“ (d. h. nur das Stück mit Kaiser Irod). In der Bukowina, der Moldau und in Transsilvanien (Siebenbürgen) nennt man ihn ebenfalls „Irod“. Und schließlich sind Dörfer im Banat und im Kreis Arad, in denen man ihn Viclei nennt, weil er auch das Puppenspiel enthält, jedoch nicht das weltliche Schauspiel, sondern ein geistliches Schauspiel mit biblischen Personen (Maria, Josef, die Heiligen Drei Könige, Irod, die Hirten u. a.).

Mit dem von Gh. Dem. Teodorescu veröffentlichten Viclei zog man nur in Bukarest von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Jahre 1930 herum. Obwohl in dem Büchlein auch das Puppenspiel enthalten war, spielten nirgends in der Walachei und in der Moldau die Scharen, die dort herumzogen, auch dieses, sondern nur das Stück mit Kaiser Irod.

Der Frieden von Passarowitz (1718) brachte den Habsburgern das Banat und Oltenien (die Kleine Walachei). Letzteres blieb unter der Habsburgerherrschaft bis zum Jahre 1739, als durch den Frieden von Belgrad Wien gezwungen wurde, auf diese Provinz zu verzichten. Die österreichische Verwaltung in Oltenien hatte eine besondere Wirkung. Obschon Oltenien (Kleine Walachei) zwanzig Jahre unter den Habsburgern war, spürte man die praktischen Folgen noch lange Zeit hindurch. In diesen Jahren veranstaltete ein Soldat aus Tirol am Weihnachtsabend in seiner Kaserne ein Schauspiel, wie es in seinem Heimatdorf gespielt wurde, u. zw. einen mit Puppen aufgeführten Irod. Vielleicht ging der Soldat am nächsten Tag mit seiner Puppenlade in die Häuser der Offiziere. Die Rumänen sahen und hörten, und ein Aufgeweckter unter ihnen nahm sich vor, es dem Tiroler Soldaten nachzumachen. Er baute ein kleines Theater aus dünnen Brettern, eine Art Kirchlein, das dem „österreichischen Viclei“ genau nachgebildet war. Er schnitzte Puppen und dachte sich ein Schauspiel aus. Den deutschen Text konnte er nicht verwenden, selbst wenn man ihm denselben übersetzt hätte, denn er verstand sich nicht darauf, ein Stück zu schreiben. Er begnügte sich damit, zu kopieren. Nachdem der Rumäne nicht über den deutschen Text verfügte und sich selbst keinen schreiben konnte, nahm er die Sternlieder, die im Umlauf waren und verwendete sie als Text. Wenn die aus vier Weihnachtsliedersängern und dem Puppenspieler bestehende Schar das Haus eines Dorfbewohners betrat, stellte sie das Kirchlein auf einen Stuhl, der Puppenspieler holte die Puppen hervor und ließ sie nach dem Inhalt der Sternlieder spielen, welche die andern sangen. Ich möchte hervorheben, daß die Puppen jene waren, die dem Text des Stückes Irod

entsprachen. Das war die erste Form eines Viclei in Oltenien (Kleine Walachei). Wie man sieht, war es ein auf das biblische Thema des Kaisers Irod eingestelltes Puppenspiel. Es enthielt keine weltliche Person. Diesen Viclei fand ich auch noch heute in einer Reihe von Dörfern im Kreis Mehedinți: in Plopi, Roșoreni, Greci, Dușești, Cutești, Blidaru und in anderen Dörfern. Gewissermaßen ähnliche Vicleie sind im Banat und im Kreis Arad in Umlauf, wo man sie „Viclei“ nennt. Auch diese gehen auf deutschen katholischen Einfluß zurück. Für das Banat benötigt das nicht viele Erklärungen, weil diese Provinz seit dem Jahre 1718 der Habsburgermonarchie angehörte. Im Banat wurde der deutsche, richtiger gesagt der katholische, Einfluß ständig stärker und fand auch jenseits der Berge, in Oltenien (Kleine Walachei) Widerhall. Auf das deutsche Modell gingen auch die Vicleis mit Puppenspiel in den Dörfern des Maroschtals im Kreis Arad zurück.

In Oltenien (Kleine Walachei) entwickelte sich der Viclei mit Puppenspiel – derjenige, den ich weiter oben beschrieben habe – nicht weiter. In dieser Form war er nur in einem beschränkten Gebiet in Umlauf; im orthodoxen Rumänien – nicht im Banat und in Transsilvanien (Siebenbürgen) – wurde kein Puppenspiel mit geistlichem Text geschaffen. Ich komme auf diese Tatsache zurück, da der Viclei eine verwickelte Geographie aufweist. Das Buch, d. h. jene Büchlein, die ich weiter oben erwähnte, richteten eine Verwirrung an, indem sie die Benennung „Viclei“ für das Stück Irod in Umlauf brachten und sie auch dann beibehielten, wenn dieses Stück nicht von einem Puppenspiel begleitet war.

Das von dem Soldaten aus Tirol dargebotene Puppenspiel endete mit einer von den Puppen gespielten einfachen Posse in ländlichem Geist. Der Anonymus aus Mehedinți übernahm auch dieses kleine, bescheidene Stück, das sich auf klassische häusliche Motive stützte, die in allen Literaturen der Welt vorkommen und besonders im Volkspuppenspiel. Der Anonymus war kein Dramatiker und verfügte auch nicht über Erfindungsgeist. Er übernahm sowohl die Form als auch den Inhalt so wie sie waren. Erst mit der Zeit haben andere Puppenspieler über das ursprüngliche Schauspiel hinausgedacht und kleine Stücke mit Personen und Themen aus der rumänischen ländlichen Sphäre geschaffen. Sie übernahmen desgleichen auch Personen und Momente von der Bukarester Revuebühne, die Gastspielreisen durch das Land machte. Die anonymen Textverfasser bekamen zweifellos zumindest Anregungen, wenn nicht sogar Motive und Themen von den Panaramas auf den Jahrmärkten und dem Moși. Auch das Puppenspiel ist, ebenso wie die andern Darbietungen des rumänischen Volksschauspiels, in der Stadt entstanden. Von hier stieg es ins Dorf hinab. Die ersten Puppenspieler

finden wir in den kleinen Marktflecken Olteniens (Kleine Walachei). Ursprünglich waren die „Dramatiker“ und somit auch die Puppenspieler Bauern. Sie dachten und fühlten wie die Bauern und schufen ihre kleinen Possen ebenfalls in bäurischem Geiste. Sie kannten eine einzige Welt, die des Dorfes und in gewissem Maße die Vorstadt des Marktfleckens, in der sie sich niedergelassen hatten. Übrigens war diese Vorstadt in Wirklichkeit und im Grunde genommen, was ihren Geist und ihre Atmosphäre betraf, gleichfalls ein Dorf. Diese Puppenspieler brachten neue Personen ins Puppenspiel. Außer Vasilache und Marioara erschienen auf der „Bühne“: der Geistliche, der Kirchensänger, Istvan, der Schankwirt, der Kaufmann, der Pferdehändler, der Hotelbesitzer, der Offizier, Ițic Sloim, der Doktor, der Schäfer, der Kommissar, das Pferd, der Wolf, das Schaf u. a. Ein Viclei aus Tirgu-Jiu (Kleine Walachei) aus den 20er Jahren enthält Couplets von Tănase, dem Meister der Revuebühne in Bukarest, die im ganzen Lande Gastspielreisen machte. Im übrigen ist auch das Thema auf einem Moment aus dem Vorstadtleben aufgebaut: auf einem Ball in einem Vorstadthotel. Das Thema, d. h. die Handlung, ist einfach und äußerst bescheiden. Aufrichtig gesagt, kann man hier gar nicht von einer eigentlichen organischen und zusammenhängenden Handlung sprechen. Das kleine Stück besteht aus gewissermaßen unabhängigen, heitern und oft sogar grotesken Momenten, die naive und einfache Situationen darstellen. Das Ganze beschränkt sich auf einen Film von in ländlichem Geiste behandelten komischen Situationen und lustigen Begebenheiten. Das gilt für alle Vicleis, obwohl jeder Viclei sein eigenes Thema und seine eigenen Personen hat. Im allgemeinen ist das Motiv überall das gleiche: eine häusliche Szene zwischen Vasilache und Marioara. Außer diesen und ohne jedweden dramatischen und logischen Zusammenhang mit ihrer Handlung erscheinen: der Schankwirt, der Geistliche, der Kirchensänger, der Jäger, der Förster, der alte Mann, die alte Frau, der Doktor u. a. Die Volks-„Dramatiker“ waren nicht imstande, auf das alte Motiv eine organische Handlung zu heften, aber vom Wunsche beseelt, das Schauspiel zu bereichern, brachten sie Personen aus der Typologie des Volksschauspiels, Personen, die in Wirklichkeit mit dem Thema an sich in gar keinem Zusammenhang standen. Diese Personen ergaben separate, unabhängige Handlungen, und das alles entsprang der Absicht, das Schauspiel möglichst eindrucksvoll zu machen. In der Walachei zog man nur in Bukarest mit dem Viclei, d. h. mit der Puppenlade, herum, und die Puppenspieler waren in allgemeinen Oltenier aus der Gegend von Mehedinți und Gorj. Im Museum des Bukarester Nationaltheaters kann man eine Lade (Chivot) sehen, die die Form eines Kirchleins hat, und mehrere Puppen, mit denen bis vor kurzem einige Oltenier aus der Bukarester Vorstadt Bellu herumzogen. Übrigens waren es Oltenier aus Gorj und

Mehedintî, die das Puppenspiel, d. h. den Viclei, nach Bukarest gebracht und hier eingebürgert haben. Die Lade ist aus Holzleisten angefertigt, über die Papier geklebt ist, das geölt wurde, um durchscheinend zu sein. Die Seitenflächen sind mit Malereien geschmückt, die biblische Szenen darstellen. Man sieht den Garten und einen Teil vom Palaste des Herodes auf dem Hauptplatz der Stadt. Im Hintergrund sieht man Häuser und im Garten Irod auf einem Thron, von Kriegern umgeben. Die Puppenspieler schnitzten die Puppen aus Holz, wobei sie sich bemühten, ihnen das Aussehen der Personen zu verleihen, die sie darstellen sollten. In Mehedintî sah ich Puppen, die nicht geschnitzt waren, sondern aus einem einfachen länglichen Stück Holz bestanden, auf dessen oberem Ende ein Gesicht mit Kopierstift gezeichnet war; ein farbiges Papier oder ein Stück Kattun umhüllte den „Körper“ der Puppe und ergänzte so die Kostümierung. Ehemals gaben sich die Puppenspieler mehr Mühe; sie schnitzten die Puppen, vom Wunsche beseelt, ihnen möglichst getreu das Aussehen der darzustellenden Personen zu geben.

Das Puppenspiel in der Walachei, besser gesagt in Bukarest, unterschied sich von dem in der Moldau. In der Moldau war und blieb das Puppenspiel ein gänzlich unabhängiges Schauspiel, das mit keinem andern verbunden war. Auch heute noch ist das Puppenspiel in der Moldau, wo immer wir ihm begegnen, bescheiden im Aussehen und im Ausdruck; es ist ein selbständiges Schauspiel und im wahrsten Sinne des Wortes weltlich. Es war und ist ein weltliches, possenhaftes Schauspiel, das von Berufspuppenspielern dargeboten wird. Sie zogen und ziehen auch heute noch – die wenigen, die noch vorhanden sind – das ganze Jahr hindurch von Dorf zu Dorf und bieten das Spiel ihrer Puppen, d. h. Vasilaches und Marioaras, dar.

In der Walachei hat sich das Puppenspiel in zwei Formen eingebürgert. Die eine Form ist der Viclei, d. h. das Schauspiel, mit dem man nur zu Weihnachten und nur in Bukarest herumzieht und das aus zwei Teilen besteht: dem Stück mit Kaiser Irod und dem Puppenspiel. Die andere Form, die als Schauspielardarbietung unabhängig ist, finden wir, wie gesagt, auf Jahrmärkten, bei Panaramas, wo Vasilache und Marioara das Gelächter der Menge hervorrufen.

Zwecks besseren Verständnisses möchte ich diese Darlegung mit der Beschreibung einiger Vicleis ergänzen. Ich beginne mit dem Bukarester Viclei, den Gh. Dem. Teodorescu im Jahre 1885 im Band „Poezii populare ale Românilor“ (Volksdichtung der Rumänen) veröffentlicht hat.

Mit diesem Viclei zog man nur zu Weihnachten in der Stadt herum und trat zu Leuten in ihre Häuser ein, wo die Schar Vorstellun-

gen gab. Die Schar führte die Lade (die Vicleilade) mit sich, d. h. das bühnenartige Gerät, von dem das Puppenspiel dargeboten wurde. Die Schar trat ins Haus ein, stellte die Lade auf einen Stuhl, und dann begann die Vorstellung mit dem Stück Irod mit Schauspielern. Nach Beendigung der Vorführung dieses Stücks traten die Schauspieler zur Seite, und einer von ihnen oder ein eigens aufgenommener Puppenspieler nahm die Puppen und führte mit ihnen auf der von dem Ausschnitt in der Vorderseite der Lade gebildeten „Bühne“ ein Puppenspiel vor. Er holte nach der Reihe jede Puppe hervor, die auf diesem kleinen Podium „aufzutreten“ hatte; aber er selbst stand hinter der Lade verborgen und war nicht zu sehen. Er veränderte seine Stimme, wie es die betreffende von der Puppe dargestellte Person erforderte. Die Puppen dieses Bukarester Vicleis waren: der Hanswurst, der Joghurtverkäufer, die Tochter des alten Ionică, der Hirsetrankverkäufer, die „Dame“ Marița, Pasmaki (ein Vorstadtgeck), der Jäger, der Bärenführer, der Jude, der Türke, der Russe, der Geistliche, der Kirchensänger, Stan, die alte Frau und der alte Ionică. Im Rahmen des Schauspiels mit den Puppen, die ich aufgezählt habe, gab es zwei lebendige Personen: der alte Ionică und der Hanswurst. Die Vorstellung eröffnet der alte Ionică, der der Wächter des Palastes und des Gartens Irods ist. Er sagt: „Bună dimineața la Moș Ajun!“ (Guten Morgen zum Weihnachtsabend!), und dann zeigt sich der Hanswurst. Dieser fragt das Publikum, wie es das Puppenspiel wünsche, „mit Vorhang“ oder „ohne Vorhang“. Man beschließt, daß „mit Vorhang“ gespielt werden sollte. Das ist das Vorspiel. Es folgt das erste Bild. Es tritt der Joghurtverkäufer auf, der ein Buffozwiegespräch zuerst mit der Tochter des alten Ionică führt und hernach mit dem Hirsetrankverkäufer, mit dem er zu streiten beginnt und den er dann durchprügelt. Es folgt die Dame Marița, eine ziemlich reife Dame, die in anmaßendem, aber komischen Ton ein Gespräch mit Pasmaki führt, dem sie vorwirft, daß er sich ihr gegenüber nicht galant benommen habe. Hernach tritt der Jäger auf, der ein Gespräch mit dem Hanswurst und dem alten Ionică anspinnt. In einem umfangreicheren Bild sind der Bärenführer, der alte Ionică und der Hanswurst zu sehen, und dann zeigt sich der Jude, gleichfalls in Gesellschaft des alten Ionică und des Hanswurst. Das ist das ausgedehnteste Bild. Im nächsten erscheinen der Russe und der Türke. Diese beiden beginnen, gleich wie sie einander erblicken, miteinander zu streiten; sie schlagen sich mit Säbeln, und der Russe haut dem Türken den Kopf ab. Es tritt der alte Ionică auf, der erschrickt und um den Geistlichen und den Kirchensänger läuft, wobei er ausruft:

„Ei, zum Teufel noch einmal!
Im Garten des Kaisers!
Wer mag ihn wohl getötet
und ihn mir hergeworfen haben?“

Es kommen der Geistliche und der Kirchensänger, die in streitendem Tone sprechen und von denen jeder in bezug auf die Einsegnung des Türken böse ist. In ihren Wortwechsel greift Stan ein, den die beiden gebeten haben, ihnen zu helfen, den Türken zu begraben. Die alte Frau und der alte Ionică beschließen die Vorstellung. Der alte Ionică zankt die alte Frau aus, weil sie ihm kein Geld aus dem Dorf gebracht hat. Wie man sieht, war der Verlauf dieses Stücks nicht anspruchsvoll. Dem Zuschauer wurde eine Reihe von einfachen Bildern dargeboten, in deren Rahmen einander Vorstadtypen der zeitgenössischen Gesellschaft folgen. Der alte Ionică und der Hanswurst waren Personen, die in allen Bildern vorkamen. Der Charakter der Dialoge war buffonesk, die Sprache ein Gemisch von Volks- und Vorstadtsprache. So wendet sich z. B. die „Dame“ Marițica zu Pasmaki mit den Worten:

„Oh, mon cher Pasmake,
Seit ich dich nicht gesehen habe
ist dir die Nase abgefallen.
Ich habe dir eine aus Bein angeklebt,
aber du hast dich drangemacht und sie abgenagt.
Ich habe dir eine aus Brei angeklebt,
aber du hast dich drangemacht und sie aufgegessen“.

Auch der Text dieses Schauspiels, ebenso wie der desjenigen in der Moldau, ist nicht einheitlich; wir haben es nicht mit einem Theaterstück zu tun. Es fehlten in dieser Epoche nicht – wie man sieht – der Russe und der Türke und natürlich auch nicht der Geistliche und der Kirchensänger, klassische Figuren dieses Schauspiels. Dieses sehr weltliche, bescheidene und billige Schauspiel gefiel im 19. Jahrhundert und sogar auch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In der Vorstadt hatte es Erfolg. Es war ein Theater, das zu Weihnachten dem Vorstädter ins Haus kam. Gut gelaunt nach einem sehr ausgiebigen Imbiß, ergötzte er sich an den Puppen, die Personen aus der Vorstadt wiedergaben, mit denen er sich jeden Tag sah. Die ziemlich gemischte und vorstädtische Sprache, welcher ebenso wie der fest kindischen Handlung jede Feinheit fehlte, störte diesen Zuschauer nicht; er ergötzte sich an diesen Situationen, weil sie ihm etwas sagten.

Oltenien (die Kleine Walachei) ist, wie bereits gesagt wurde, die Heimat des Vicleis. Hier hat jeder Viclei einen weltlichen Text für das Puppenspiel. In bezug auf den Inhalt unterscheiden sich die Texte im allgemeinen voneinander, aber was ihren

Geist, das Thema und die Atmosphäre betrifft, gleichen sie einander. Um diese Behauptung zu veranschaulichen, will ich drei Vicleis beschreiben. Ich beginne mit dem aus Tîrgu-Jiu (Kreis Gorj). Dieser Viclei besteht aus zwei Teilen. Im ersten Teil wird das Puppenspiel dargeboten, also umgekehrt als im Bukarester Viclei. Der zweite Teil, welcher „Tăierile“ (Der Kindesmord) benannt ist, enthält das Stück mit dem Kaiser Irod. Die Puppen sind folgende: Itic Sloim, der Besitzer des Ballsaals, der Saaldiener, der Türke, der Geistliche, Iştvan, der Schäfer und das Schaf; in einer andern Variante gibt es auch noch folgende Puppen: Tenea und den zweiten Schäfer. Die Vorstellung wird mit dem Absingen einer Stea (Sternlied) eröffnet („Die Könige aus dem Morgenland“), die von der ganzen Schar gesungen wird. Dann wird die Lade auf einen Stuhl gestellt. Irod (d. h. der Schauspieler, der den Irod spielt) ist auch der Puppenspieler. Er verbirgt sich hinter der Lade und zeigt auf dem Podium vor der Öffnung derselben den Türken, der ein Liedchen aus der kleinen Szene „Die Übergabe Plevnas“ singt, die zum Repertoire des historischen Schauspiels gehörte und im Kreis Neamţ in Umlauf war. Der Abschluß des Liedes stammt zweifellos aus einer von anonymen Schauspielern auf den Bühnen der verschiedenen Kinos gespielten Revue oder vielleicht sogar aus einem Couplet Tănases⁸⁾. Nach Beendigung seines Gesanges führt der Türke mit dem Diener des Ballsaals ein Zwiegespräch, wobei er seine Worte mit Erinnerungen spickt, die aus der gleichen Revue stammen. Der Türke verlangt vom Diener, er möge ihn durch den Ballsaal spazieren lassen. Er blickt in den Saal und sagt mit der dem Volke eigenen Ironie: „Seitdem die Türken die Walachei verlassen haben, wurde der Boden in den Ballsälen mit Hasenfellen und grünem Gras belegt“. Kaum hat er zu Ende geredet, kommt der Besitzer des Ballsaals, der mit dem Türken zu streiten beginnt und ihn tötet. Der Herr schickt den Diener nach dem Geistlichen. Dieser erscheint, um den Türken einzusegnen. Er ist verärgert, weil ihn niemand dafür bezahlt. In diesen Streit mengen sich Niculiţă, der Offizier und Iştvan. Der Wortwechsel ist recht unverblümt, stellenweise ein wenig gepfeffert, und bezieht sich auf das Thema Geld. Zum Schluß erscheint der Schäfer, der den Offizier fragt, ob dieser nicht sein Schäfchen gesehen habe. Den zweiten Teil der Vorstellung bildet das Stück Tăierile (Der Kindesmord; d. h. das Stück Irod).

In Dudaşu Schelei, einem Dorf im Kreise Mehedinţi (Kleine Walachei), fand ich einen Viclei, der aus drei unabhän-

⁸⁾ Sehr talentierter rumänischer Schauspieler; Begründer des rumänischen Revue-schauspiels, das er sehr erfolgreich ausbildete.

gigen Teilen besteht. Im ersten singt man die *Stele* (Sternlieder), im zweiten „schlägt man“ („se bat“⁹⁾) die Puppen, und den dritten Teil bildet das Stück mit *Irod*. Man singt vier bis fünf *Stele*, hernach stellt man die *Vicleilade* auf einen Stuhl, und derjenige, der die Puppen „schlägt“, verbirgt sich hinter der Lade. Die andern stehen im Halbkreis hinter ihm. Die Puppen sind folgende: der Weihnachtsmann, *Vasilache*, *Tomescu*, *Marițica*, der Geistliche, der Kirchensänger, der Schäfer, der Förster *Stoicheci*, der Kutscher, das Pferd, der Wolf und das Schaf. Die erste Puppe, die sich auf der „Bühne“ zeigt, ist der Weihnachtsmann. Er sagt: „Guten Abend, guten Abend, Brüder! Erkennt ihr mich? Ich bin der Weihnachtsmann, der seit einem Jahr auf dem Wege ist und euch heitere Tage bringt, die ihr angenehm verbringen sollt.“ Es folgt *Vasilache*, der ein Zwiegespräch mit dem Schankwirt *Tomescu* hat. *Tomescu* tötet *Vasilache*, weil dieser ihn mitten in der Nacht geweckt hat. Es zeigt sich *Marițica*, *Vasilaches* Frau. Sie weint und wehklagt, wie sie *Vasilache* tot sieht. Sie läuft zum Geistlichen, damit dieser komme, um ihn einzusegnen. Der Geistliche kommt zusammen mit dem Kirchensänger. Die beiden streiten miteinander mit recht saftigen Worten über die Arbeit, die jeder von ihnen zu verrichten habe. Nachdem sie den Toten beerdigt haben, zeigen sich der Kutscher und hernach der Schäfer in einer sehr kurzen und einfachen Szene in Verbindung mit einem Pferd und einem Schaf. Wie man sieht, handelt es sich hier um Personen und Motive, die allen Puppenspielen gemein sind. Der Geistliche und der Kirchensänger fehlen nie, ebensowenig wie das Motiv der Tötung und Einsegnung einer Person, ein Begebnis, das zu kürzeren oder längeren Zwiegesprächen Anlaß gibt, sei es über das Thema Geld, sei es über jenes der Beerdigung. Der Verlauf der Handlung ist einfach und mit Naivitäten und ländlichem Humor durchsetzt. Den Abschluß der Vorstellung bildet das Stück *Irod*.

Gleichfalls in der Kleinen Walachei, in *Cerneți* (Kreis *Mehedinți*), hat der *Viclei* den gleichen Verlauf der Handlung wie der oben beschriebene. Nach dem Absingen der *Stele* läßt man die Puppen spielen. Diese sind die folgenden: *Marițica*, *Vasilache*, der Geistliche, der Kirchensänger, der Türke, der alte *Kokolosch*, der alte *Begu* von *Adakaleh*¹⁰⁾, die alte Frau, der Pferdehändler, *Drăgușanu*, der Doktor,

⁹⁾ In *Dudașu Schelei* ist das die Bezeichnung für das Bewegen der Puppen. Ich habe festgestellt, daß jedes Dorf, in dem man mit dem *Viclei* herumzieht, sein eigenes Wort für die Bezeichnung dieser Tätigkeit hat.

¹⁰⁾ *Donauinsel* im Süden Rumäniens, auf der viele Türken lebten und die heute nicht mehr vorhanden ist.

die Kinderwärterin, der Schäfer, das Pferd und das Schaf. Der Puppenspieler wendet sich jedesmal, wenn er eine Puppe nimmt, zu Irod. Zum Abschluß singt Drăguşanu ein kleines Lied, das zweifellos aus einer Revue Tănases stammt:

„Bei uns im Dorf, in Drăgoteşti,
Findet man keine „Damen“,
Aber auf den Trottoirs in Bukarest,
Dort trifft man sie.“

Nachdem der Puppenspieler Drăguşanu weggetan hat, singt die Schar der Schauspieler eine Strophe aus „Trei crai de la răsărit“ (Drei Magier aus dem Morgenlande), und dann zeigen sich Vasilache und Marioara, beide in einem an Liedern reichen Liebesduett. Es erscheint der alte Ionică, der die Szene stört und Vasilache dazu bringt, ihm gegenüber ziemlich rauhe Worte zu gebrauchen. Nach Vasilaches Abgang singt die Schar: „Slavă, slavă nesfârşită!“ (Heil, unendliches Heil!). Es kommt der Schäfer, stellt sich Irod vor und singt dann ein längeres Liedchen. Nachdem er seinen Gesang beendet hat, hört man den Wolf sprechen, ohne daß dieser sich zeigt. Es folgen der alte Mann und die alte Frau in einem Zwiegespräch über die gleichen Themen, wie wir ihnen in dem von Gh. Dem. Teodorescu veröffentlichten Text begegnet sind. Wieder erscheint Mariţica; sie ersucht den Doktor um eine Konsultation. Auch Vasilache kommt wieder auf die „Bühne“ und handelt mit dem Pferdehändler um ein Pferd. Er versucht das Pferd, wird aber abgeworfen und ist tot. Der Geistliche und der Kirchensänger fehlen nicht; sie führen ein sehr kurzes Zwiegespräch über das Thema Geld. Das Puppenspiel schließt mit dem alten Begu von Adakaleh, einer Person von örtlichem Interesse. Dieser sagt: „Ich bin der alte Begu von Adakaleh, der zu euch ins Land mit Bonbons und Rahat¹¹⁾ gekommen ist, um davon den Mädchen im Dorf zu geben und auch den Damen. He, Irod! Gestattest du mir, daß auch ich einen Colind singe wie bei uns in der Türkei?“

Im Gegensatz zu anderen Texten ist dieser reich an geistlichen und weltlichen Liedern. Wie wir gesehen haben, sind die Personen in allen Vicleis fast die gleichen. Die Thematik und der Geist, von dem der Ablauf der Vorstellung geleitet ist, ist im allgemeinen wie auch im besonderen identisch. Die Vicleis in Oltenien (Kleine Walachei) unterscheiden sich vom Bukarester Viclei. Der letztere spiegelt eine städtische Atmosphäre wider. Er ist ein städtischer Viclei. Die Personen und die Handlung entstammen dem Vorstadt-

¹¹⁾ Gelatineartiges Erzeugnis aus Sirup und Stärke (türkische Spezialität).

milieu und der betreffenden Epoche. In den oltenischen Vicleis sind die Personen Dörfler, und Ironie und Spott äußern sich hier nicht so frei wie im städtischen Viclei. Im übrigen ist auch die Ausdrucksweise dezenter. Die Anwesenheit Vasilaches und Marițicas läßt uns an die Panaramas vom Moși denken. Die alte Frau und besonders der alte Mann sind klassische Personen im Repertoire des rumänischen Volksschauspiels; desgleichen der Geistliche, der Kirchensänger und der Schäfer. Viele Motive sind allen Vicleis gemein, da diejenigen, die sie geschaffen haben, von einem in Umlauf befindlichen alten Text ausgingen, dem sie Momente aus dem Leben und dem Milieu hinzufügten, in dem sie lebten. Jene im städtischen Milieu verliehen dem Text ein städtisches Aroma, wie das der Viclei aus Țirgu-Jiu erweist. Die andern brachten Situationen und Personen aus ihrem Dorf.

Quellennachweis

Die Fachliteratur zum Thema Volksschauspiel ist sehr arm. Keine Abhandlung beschäftigt sich damit als Gesamterscheinung, und auch keine Teilstudien darüber sind vorhanden.

D. C. Ollănescu-Ascanio¹²⁾ und Theodor T. Burada¹³⁾ sind die Ersten und Einzigen, die diesem Schauspiel Aufmerksamkeit schenkten und die Darbietungen als Schauspielertätigkeit betrachteten und nicht als einfache Bräuche oder örtliche Gelegenheitsbelustigungen. Darüber hinaus aber hinterließen sie uns äußerst wertvolle persönliche Aussagen über eine Reihe von schauspielartigen Veranstaltungen des 19. Jahrhunderts. Was sie da berichten, trägt zur Erklärung der Herkunft und Geschichte manches Sachverhalts auf dem Gebiet des Volksschauspiels bei, vor allem auch, weil sie ihre Berichte geschichtlich faßten und das rumänische Schaffen in das südosteuropäische eingliederten. Was die Genannten schrieben, ist auch heute noch gültig.

Die großen Folkloresammler des 19. Jahrhunderts nahmen in ihre Veröffentlichungen einige spielartige Darstellungsformen des Volksschauspiels ohne feste Bindung an Text auf, reihten sie aber unter die Bräuche des Jahresablaufes ein. Sie betrachteten sie nicht als Schauspiel, und darum übergingen sie auch eine Reihe von Einzelheiten in bezug auf Kostümierung, Spiel und Regie, über die heute jede Angabe sehr wertvoll gewesen wäre, da es darüber – außer diesen – keine anderen Dokumente gibt.

Einem gewissermaßen seltsamen Umstand zufolge erfreute sich das Stück Irod (Herodes) besonderer Aufmerksamkeit, aber nicht bei Theaterfachleuten oder Volkskundlern, sondern der Druck erwies sich als dessen großer Förderer. Es gab im

¹²⁾ Teatrul la români (Das Theater bei den Rumänen), București, 1895 bis 1896.

¹³⁾ Istoria teatrului în Moldova (Geschichte des Theaters in der Moldau) I, Iași, 1915.

19. Jahrhundert in Bukarest ein paar Verlage, die sich mit der Herausgabe und Verbreitung von Volksliteratur beschäftigten. Ihr Repertoire enthielt neben Glückwunschausrufen (Urături), Weihnachtsliedern (Colinde) u. dgl. auch das Stück Irod. Zu Zehntausenden wurden Büchlein mit Irod oder Vicleiul¹⁴⁾ (Bethlehem) herausgebracht, und diese Büchlein gelangten in die Dörfer – für diese waren die ja bestimmt – und ließen Irod sich dort einbürgern. Somit ist dieses Volksstück durch den Druck bei der rumänischen Dorfbevölkerung bekannt und allgemein verbreitet worden.

Bilțiu, Petre-Dănuș, Viflaimul sau Nașterea Domnului nostru Isus Hristos (Der Viflaim oder die Geburt unseres Herrn Jesus Christus); geistliches Drama, Sighet, 1924. Text, der nur in der Maramureș (Marmorosch) vorkommt; wertvoll, weil er die Herkunft und den starken katholischen Einfluß auf den Verfasser zeigt. Das katholische Vorbild ist unbezweifelbar.

Burada, Theodor, Istoria Teatrului în Moldova (Die Geschichte des Theaters in der Moldau), I, Iassy, 1915.

Gaster, Moses, Literatura populară română (Rumänische Volksliteratur), Bukarest, 1883. Informationen über das Stück Irod (Herodes) und Versuch, dessen Herkunft festzustellen.

Marian, Simion Florea, Sărbătorile la români (Die Feiertage bei den Rumänen), Bukarest, 1898–1901. Wertvoll wegen des Informationsmaterials.

Ollănescu, Ascanio C. Dimitrie, Teatrul la români (Das Theater bei den Rumänen), Bukarest, 1895–1896.

Sulzer, Fr. Johann, Geschichte des Transalpinischen Daciens, II, Wien, 1782. Wertvoll wegen der vielen spielartigen Darstellungsformen des Volksschauspiels ohne feste Bindung an Text.

Săineanu, Lazăr, Jocul păpușilor și raporturile sale cu farsa Karagös (Das Puppenspiel und seine Beziehungen zu farse Karagös), Bukarest, 1900.

Teodorescu, Gh. Dem., Poezii populare românești (Rumänische Volksdichtung), Bukarest, 1885. Wertvolles Informationsmaterial, u. a.: „Herodes“ und „Die Puppenspiele“.

Vulpescu, Mihai, Irozii, păpușile, teatrul țărănesc al Vicleimului (Die Herodesschauspiele, die Puppenspiele, das Bauerntheater des Bethlehemspiels), Bukarest, 1941. Der Text eines Herodesschauspiels mit Puppenspiel, musikalischen Texten und intuitiven Betrachtungen über die Herkunft des Herodesschauspiels.

¹⁴⁾ Ein anderer Name für das Stück Irod.

Nachweise zu einem obersteirischen Hirtenlied

Von Karl Horak

Günther Jontes hat vor kurzem in dieser Zeitschrift (ÖZV XXXIV/83, S. 238 f.) ein Hirtenlied aus einer Handschrift von 1792 veröffentlicht, für das er, der Anmerkung nach, kein Vergleichsbeispiel finden konnte. Nun ist dieses Lied „Sey gelobt Herr Jesu Christ / aller Frist mein“ doch mehrfach, vor allem im Salzkammergut, aufgezeichnet und auch veröffentlicht worden, worauf der Ergänzung halber hier kurz hingewiesen sei.

Als erster hat anscheinend Wilhelm Pailler darauf aufmerksam gemacht, in seiner schon 1881 erschienenen Sammlung. Er hat dort Bd. I, Nr. 198, das Lied „Seist gelobt Herr Jesu Christ / Z'aller Frist“ nach einer Handschrift aus dem Salzkammergut veröffentlicht¹). Dann konnten im Jahr 1905 Eveline und Karl Kronfuß das Lied mit dem Anfang „Seist gelobt, Herr Jesu Christ / z'aller Frist“ mit der Singweise in Obertraun bei Hallstatt aufzeichnen. 1912 hat es dann Josef Pommer, mit Klavierbegleitung versehen, veröffentlicht²). Im gleichen Jahr 1912 hat dieses Lied mit dem Eingang „Sei gelobt, Herr Jesu Christ / aller Christ“ Konrad Mautner vom Pfandlmüller Isidor in

¹) Wilhelm Pailler, Weihnachtslieder aus Oberösterreich (= Pailler, Weihnachtslieder und Krippenspiele, Bd. I), Innsbruck 1881. S. 206 f., Nr. 198.

²) Hirtenlied. Bearbeitung von Josef Pommer (Das deutsche Volkslied, Bd. 14, Wien 1912, S. 24 f.).

Aussee aufgezeichnet, gleichfalls mit der Singweise³⁾. Er hat es dann 1918 in seine „Alten Lieder und Weisen“ aufgenommen⁴⁾.

Der ganzen Art des Textes und auch der Verbreitung nach dürfte es sich doch um ein Flugblattlied handeln, das vielleicht in der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden sein mag. Die Handschrift von 1792, die Günther Jontes bekannt gemacht hat, ist jedenfalls bisher das älteste Zeugnis seiner weiteren Verbreitung.

³⁾ Konrad Mautner, Nachtrag zur Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ (Das deutsche Volkslied, Bd. 16, Wien 1914, S. 218).

⁴⁾ Konrad Mautner, Alte Lieder und Weisen aus dem Steyermärkischen Salzkammergute. Graz (1918), S. 53 f.

Die phrygische Mütze war es nicht

Zu den formprägenden Kräften der Linzer Goldhaube

Von Franz C. Lipp

Daß die Volkskunde dann, wenn sie sich von der bloßen Kunde und Beschreibung löst, sich immer der „Psychologie“ annähert, wurde nicht nur häufig festgestellt, sondern auch postuliert und immer wieder versucht. Dieses Feld der „Hinterfragung“ und Ausdeutung wurde vor allem – nicht in jedem Fall zum Nutzen des Themas – bei der sogenannten „geistigen“ Volkskunde, mit Vorliebe der Brauchtums- und Aberglaubensforschung, beschritten, nicht so häufig bei der Sachvolkskunde. Hier schien die funktionelle Erklärung noch immer der primär angezeigte Weg zu sein, ergänzt durch prähistorische und historische Analysen, durch das Aufzeigen von Gesetzen, Verordnungen und Vorschriften, dann aber auch von Stileinflüssen und Modeströmungen. Dazu kommt nun freilich gerade bei den Ethnographischen Wissenschaften die inkommensurable Größe „Volk“, auf die doch wohl auch gewisse Unterschiede der Form bei sonst gleichbleibenden Voraussetzungen zurückzuführen sein werden. Gleich ein Beispiel: Warum gibt es zur selben Zeit aus der selben Wurzel, der Bodenhaube, heraus in dem relativ kleinen Raum zwischen Bregenz und Wien, Baden, Mürrzuslag und Graz ein gutes Dutzend verschiedenster Haubenformen, wo doch alle derselben Modeströmung unterliegen?

Die Frage: warum die Linzer Haube als eine von diesem Dutzend Goldhauben gerade so und nicht anders aussieht, möchte der Rezensent meiner Arbeit „Goldhaube und Kopftuch“, Leopold Schmidt (Österr. Ztschr. für Volkskunde XXXV/1, Wien 1981) näher beantwortet wissen und weist in diesem Zusammenhang auf die übrigens teilweise schon vor mehr als hundert Jahren angestellten Vergleiche mit der phrygischen Mütze und dem Dragonerhelm hin, auf die selbstverständlich auch der Autor ausführlich eingegangen ist. (S. 48–50, 65, 68).

Diese Beziehungen sind also hinlänglich berücksichtigt und es ist dargelegt worden, daß wohl beide Tendenzen mit im Spiel sein dürften, aber nicht ausreichen, das Phänomen restlos zu erklären. Vielmehr ist der Autor der Ansicht, daß die funktionellen Strebungen von „Luxuration“ und „Minuation“, von Wucherung und Schwund, die bei allen Abkömmlingen der Bodenhaube wirksam sind, sich bei der Linzer Goldhaube gleichzeitig bemerkbar machen, aber ästhetisch ausgewogen erscheinen. Das ließ ihre besondere Form entstehen, wobei die modelnde Hand der vielzitierten „merchants

du mode“, der Modistinnen, letztlich also das Schönheitsempfinden der Herstellerinnen (in ständiger Korrelation mit den Auftraggeberinnen) ausschlaggebend war. Nachdem der durch die gebuckelte Goldstickerei immer schwerer gewordene Boden der Haube durch eine Gewichtsverlagerung vom Hinterhaupt nach vorne rückte, mußte diese Ponderation auch schon aus technischen Gründen zu Ende geführt werden, was nur durch eine Verkleinerung des Bodens erreicht werden konnte. Aus dem Boden wurde das „Böndel“, aus den Ecken des „Schirmes“ die nun emporwachsenden „Flügel“ des Helmes. (Vgl. Abb. 33 auf S. 40 mit Abb. 43 auf S. 49). Natürlich haben auch modische Tendenzen und ideologisch gefärbte Vorbilder, die das gesamte Erscheinungsbild des Empire, angefangen von der Frisur (vgl. Abb. 45 auf S. 52) bis eben zu den „griechischen“ Kostümen, dem revolutionären Nachklang der Jakobinermütze in die zutiefst bürgerliche nachrevolutionäre Mode vom Direktoire bis zum frühen Biedermeier hinein, bestimmten, mitbeeinflußt.

Wie kommt es aber zu diesen mehrmals erwähnten Tendenzen? Und wie wird aus ihnen, was für die Volkskunde (als eigentlicher „Volks-Überlieferungs-Kunde“, wie L. Schmidt in dem wichtigen Beitrag „Volkskunde in der Gegenwart“, Ö. Ztschr. f. Volkskunde, 1981/1, S. 1 ff. erklärt hat) noch wichtiger erscheint, wie wird aus Mode Tracht?

Mode entsteht aus vielerlei Ursachen¹⁾. In ihr ist außerhalb des bloß Funktionellen, das der Schutz vor Hitze und Kälte zunächst erforderte, etwas ausgesprochen Humanes wirksam, das sich über den Zwang des Notwendigen hinwegsetzt und dem angeborenen Streben nach Maß und Schönheit, aber auch der Lust am Spiel, ja der Willkür und dem Übermut freien Lauf läßt. Insofern ist Mode, auch in dem engeren Sinn von Kleidermode, der Kunst als solcher nicht nur benachbart, sondern integriert. Dieses Spiel, dieses Streben unterliegt den dialektischen Gesetzen von These und Antithese, von Spruch und Widerspruch, vom Pendelschlag zwischen den Extremen und ist in hohem Maße sowohl abhängig von gesellschaftlichen Zuständen und Veränderungen, von den jeweiligen Machtverhältnissen, die die Mode diktieren, als auch von den „Menschen, die Geschichte“, in diesem Fall: Mode „machen“.

Das Beispiel der Kostüm- und Modegeschichte in den kritischen Jahren von 1760 bis 1840, in denen sich auch die Entstehung der Linzer Goldhaube vollzieht, erhärtet diese Feststellung. Schon vor dem Ausbruch der französischen Revolution, 1789, gab es in der Mode des damals tonangebenden Landes Anzeichen dafür, daß eine entscheidende Änderung bevorstand. Bereits 1750 in seinen „Discours“, noch deutlicher 1761 in der „Neuen Heloïse“ hatte Rousseau die Rückkehr zu einem natürlichen Leben auf dem Lande verkündet. Man begann sich immer mehr von Perücke und Reifrock ab – und dem Typ des englischen Landadeligen zuzuwenden. Schon 1768 beklagte der deutsche Schriftsteller Helferich Peter Sturz die „Anglomanie der heutigen Franzosen“, aber noch im Mai 1789 glaubte der Hofmarschall Ludwig XVI. Dreux de Brécé, das Volk des „Dritten Standes“ an Kleidervorschriften aus dem Jahre 1614 erinnern zu müssen. Die Revolution fegte diese Vorschriften hinweg. Die schlichte, schwarze Kleidung des dritten Standes wurde zur „Ehrenkleidung des siegreichen Bürgertums“ und der höfische

¹⁾ Vgl. u. a. dazu René König, Die Mode in der menschlichen Gesellschaft, Zürich 1958, Kleider und Leute, Frankfurt 1967.

Zweispitz, der Litzenfrack und die Kniehose immer mehr zur Kleidung der Lakaien und Pomfunebres – was sie bis in unser Jahrhundert herein blieb. Jetzt wurden Einfachheit und eine gewisse Vernachlässigung der Kleidung zum Ausdruck fortschrittlicher, moderner Gesinnung. Besonderer Kampf war den gepuderten Haaren und Perücken angesagt. In den Demokratien Griechenlands und Roms erblickte man nicht nur politische Vorbilder, sondern auch solche des Lebensstils. „A la Grecque“ wurde das bequeme und leichte Gewand der Frauen, bei dem man allerdings auf die Schleppe nicht verzichten wollte. Der Sieg des radikalen Flügels der Jakobiner in den Oktobertagen des Jahres 1792 wurde in der neu eingeführten („innovierten“) republikanischen Tracht: rote phrygische Mütze der Galeerensklaven, blaue ärmellose Weste, die der bäuerlichen Carmagnole entnommen war und lange weiße Matrosenhose (Matelots) und Holzschuhen (Sabots) gefeiert. Die Farben entsprachen der neueingeführten Nationalflagge. Länger als die farbige Zusammenstellung der Revolutionskleidung hielten sich die phrygischen Mützen, aber schon das Direktorium von 1795 löste sie durch den „napoleonischen“ quergetragenen Zweispitz mit Kokarde wieder ab. Ihr Auftreten hatte damit praktisch höchstens drei Jahre gedauert. Geblieben von der Revolution, die zugleich auch eine der Mode war, sind nicht einzelne Kleidungsstücke, sondern die prinzipielle Aufhebung der Standesunterschiede durch die Kleidervorschriften; das schwarze Kleid des dritten Standes errang bürgerliche Geltung, „Titusfrisur“, schwarzer Frack und Zylinder und schließlich die langen Pantalons siegten über den Zopf des höfischen Säkulums. Der als klassisch empfundene Schnitt des hochtaillierten Hemdkleides blieb in seinen Grundzügen über das Directoire (1795–1804) und Empire (1804–1820) erhalten. Aber nicht einmal eine Andeutung von phrygischer Mütze zierte das Haupt der Damen, sondern niedrige und längliche Hauben, auch Hüte, die aus Textilien oder Stroh gefertigt mit Bändern, Rüschen oder Kunstblumen geziert waren. Erst im Biedermeier ändern sich diese Kopfbedeckungen zu „Schuten“ oder breitkrepigen „Florentinerhüten“, aber auch in dieser Periode keine Andeutung von phrygischen Mützen! Am Ende des Biedermeiers (um 1835) war aber auch die Entwicklung der Linzer Goldhaube, die ihren „Höhenflug“ zwischen 1805 und 1820 angetreten hatte, so gut wie abgeschlossen. Wenn nun von seiten der bereits umfassend dokumentierten modischen Vorbilder, die in Europa en vogue waren, in der kritischen Zeit keine Impulse ausgehen konnten, gab es da vielleicht einen ideologischen Anlaß, die Hauben in Oberösterreich höher zu treiben, wie L. Schmidt nicht für ausgeschlossen zu halten scheint? Wollte man seine Sympathien mit der französischen Revolution zum Ausdruck bringen oder war, im Gegenteil, „Jakobinerfurcht“ mit im Spiel? Auch diese sind bei der wenig aufgeklärten, konservativen Mentalität der Damenwelt in den Landstrichen zwischen oberer Donau, Salzach, Mur und Drau nicht anzunehmen. Eine Durchforstung von 93 Bänden Reiseliteratur über Linz in der Zeit zwischen 1789 und 1841 nach solchen Gesichtspunkten hin hat nicht den geringsten Anhaltspunkt für Revolutionsbegeisterung oder „Jakobinerfurcht“ ergeben, obwohl die schreibfreudigen Journalisten selbst über die nebensächlichsten Äußerungen des Volksgemütes zu berichten wußten. Friedrich Justin Bertuchs Vergleich der „Goldhauben, die einer phrygischen Mütze ähneln“ aus dem Jahr 1805 ist doch eher als Ansicht eines von den kurz vorher abgelaufenen Zeitereignissen beeindruckten Ausländers einzustufen, denn als Beweis für echte, direkte Zusammenhänge zwischen der Bastille und dem Linzer Hauptplatz. Eher könnte, um diese meine Ansicht zu wiederholen (s. S. 50 f.), das zur Zeit der Franzosenkriege so sehr häufige Bild der verschiedenen Raupen-, Küras- und Dragonerhelme, die zu dieser hohen Zeit des Klassizismus dem Vorbild des griechischen Hoplitenhelms nacheiferten,

das Wachstum der Linzer Hauben beschleunigt und in ihrer Formbildungstendenz bestätigt haben. Einen nach vorn gekrümmten hohen Helm trug ja auch die Göttin der Schönheit und Weisheit, Pallas Athene, deren Abbild, in unzähligen mythologisch-klassizistischen Kupfern verbreitet, dem einigermaßen gebildeten Publikum, auch den Damen der damaligen Zeit, durchaus geläufig war. Dieser Helm machte zum Empirekleid mit dem großen Dekolleté eine ausgezeichnete Figur, er konnte ohne weiteres als Leitbild dienen. Einen exakten Beweis für solche Imponderabilien des modischen Hintergrundes gibt es allerdings kaum, weder Kunden noch Macherinnen pflegten (und pflegen) über das Phänomen des Zeitgeistes und Stiles zu reflektieren. Daß er sich zu jeder Zeit, gerade auch im Empire übermächtig, d. h. aus „unbewußten“ Strebungen gespeist, erwies, ist längst bekannt.

Als sicher kann angenommen werden, daß die Linzer Goldhaube zur Zeit ihrer Entstehung durchaus als „Mode“, d. h. als vollkommen zeitkonform aufgefaßt wurde. Ihre große Verbreitung, die bis vor die Tore von Wien, Salzburg und Triest reichte, rechtfertigte diese Meinung. Erst den Reisejournalisten des Biedermeier, vor allem aber der nachfolgenden Volkskunde sind die großen Haubenunterschiede der benachbarten Räume aufgefallen. Einige dieser Hauben, wie die steirische „Drahtelhaube“ und die „reiche“ niederösterreichische „Gupfhaube“, sehen übrigens der „phrygischen Mütze“ viel mehr ähnlich als die Linzer Goldhaube²⁾. Es ist aber auch bei den Gupf- und Drahtelhauben ebensowenig an einen direkten, ideologischen Zusammenhang zu denken wie bei den Hauben, die sich gleichzeitig in eine völlig entgegengesetzte Richtung entwickelten (etwa die alemannische Rad- und die bayrische Riegelhaube), an einen Mangel an „revolutionären“ oder ein Vorhandensein von „konterrevolutionären“ Tendenzen („Jakobinerfurcht“) zu denken ist.

Ob also nicht doch volksmäßige Unterschiede und Vorlieben bei den Differenzierungen entlang der „Goldhaubenstraße“ zwischen Schwaben, Bayern und Österreich und den innerhalb dieser Gruppen auftretenden „Sonderschlägen“ in Betracht zu ziehen sind?

Das enge Nebeneinander der konträrsten Haubenformen läßt den Gedanken an eine Prävalenz des „Zeitgeistes“ bei der Entstehung in den Hintergrund treten. Ausschlaggebend waren also gewiß jene bereits oben angeführten Gründe der Herstellungstechnik. Einem Übergewicht des Ideologischen könnte dann das Wort geredet werden, wenn die „klassische“, besser gesagt „klassizistische“ Endform der Linzer Goldhaube gewissermaßen über Nacht, sozusagen unter ideologischem „Zwang“, erfolgt wäre. Dem ist aber durchaus nicht so, wie auf vielen Seiten der angeführten Publikation „Goldhaube und Kopftuch“ dargetan wurde. Wie in einer Zeitlupenaufnahme lassen sich die einzelnen Phasen der Genese anhand der noch vorhandenen Zwischenglieder verifizieren. Es dauerte mindestens dreißig Jahre, bis der Schmetterling Linzer Goldhaube aus der unansehnlichen Raupe der schwarzsamtenen Bändelhaube entschlüpfen konnte. Den gesamten Prozeß muß man sogar von 1760 bis 1840 annehmen, wenn man Frühform und Endprodukt mit ins Kalkül zieht. Also ein langer

²⁾ Zumal diese in ihrer „klassischen“ Zeit (bis 1840) niemals senkrecht, sondern möglichst waagrecht, also gar nicht „phrygisch“, auch nicht wie ein Helm getragen wurde.

Weg, keine spontane Entschließung oder plötzlich aufflackernde Mode. Als der letzte Schritt – die Krümmung des Horns nach vorne und der Schwund des Bündels („Binkerls“) bis auf einen unansehnlichen Rest – getan war, hatte das schwarztafene, formbewahrende Flügelkopftuch bereits begonnen, seinen Siegeszug anzutreten und damit die Goldhaube in ihrer Vorherrschaft als ausschließlich repräsentativer Hauptbekrönung abzulösen.

Ein neuer Stand war inzwischen, d. h. mit dem Jahr 1848, gleichberechtigt neben die Bürger getreten, die Bauern. In dem landwirtschaftlich so gesegneten Oberösterreich haben die Bäuerinnen ihr angestammtes Kopftuch (die Goldhaube war ihnen ja zunächst nicht „zugestanden“) formal genau so auszugestalten vermocht, wie die Stadt- und Marktbürgerinnen ihre Hauben. Aber, obwohl die Herkommens-Schranken längst gefallen waren und nicht mehr der Stand, sondern das Vermögen über die Frage Goldhaube oder Kopftuch entschied, blieb im Selbstverständnis der Bevölkerung des Landes die Goldhaube die zunächst bürgerliche und das Kopftuch die eher bäuerliche Kopfbedeckung. So machte der Prozeß der gesellschaftlichen Entwicklung sich noch in der „inneren“, nur mehr psychologisch deutbaren Einschätzung geltend.

Ich habe bei der Untersuchung einer Vielzahl von volkskundlichen Erscheinungen aus den verschiedensten Bereichen der Sach- und „geistigen“ Volkskunde immer wieder die Erfahrung gemacht, daß die meisten Phänomene auf mehrere Wurzeln zurückzuführen sind – übrigens keine Neuigkeit und von den meisten Forschern geteilt. Ein einziger Impuls reicht selten aus, ein volkskundliches Phänomen allein zu erklären. Es wirken in der Regel Anstöße verschiedener Art und aus verschiedenen Richtungen zusammen, um das Resultat der schließlichen Form entstehen zu lassen. Bei der Tracht, im besonderen bei den Hauben, ist es nicht anders. Hier ist mir in jahrzehntelanger Beschäftigung mit der Materie klar geworden, daß für die Prägung der Form letztlich die Eigengesetzlichkeit der Herstellung, die Verbesserung der Technik und des Schnittes der Haube, das Bemühen um die bestmöglichen Proportionen und die günstigste Gewichtsverteilung verantwortlich zu machen sind. Regional verschiedenes und damit im engeren Sinn „volkstümlich“ verschiedenes Empfinden, aber auch die geringere oder stärkere Konformität mit dem Zeitgeist und seinen geltenden Stilgesetzen, die wieder in Relation zu den gesellschaftlichen Zuständen stehen, kommen als weitere formbestimmende Komponenten hinzu. Es hat den Anschein, daß sich bei der Linzer Haube die genannten Komponenten zu einer beglückenden Harmonie zusammengefunden haben.

Chronik der Volkskunde

Laudatio für Leopold Kretzenbacher

Aus Anlaß der Überreichung des Erzherzog-Johann-Forschungspreises des Landes Steiermark für 1980¹⁾

Von Leopold Schmidt

Wer in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts nach Graz kam, um sich hier nach dem Forschungsstand auf den Gebieten der Volksdichtung, des Volksliedes, des Volksschauspieles umzuschauen, der wurde bald in das Seminar von Karl Polheim aufgenommen und zu den Gesprächsrunden bei Viktor von Geramb beigezogen. Bei Polheim konnte man eine vorzügliche germanistische Aufarbeitung der Einzelthemen des steirischen Volksschauspieles erleben, bei Geramb die stimmungsmäßige Einführung in das Wesen der Aufführungen solcher Volksschauspiele, wie sie selbst in einigen Orten rund um Graz noch gespielt wurden. Die Atmosphäre dieser bäuerlichen Aufführungen hatte schon Max Mell in seinen besinnlichen Schilderungen festgehalten.

Auf solchen vorzüglichen Grundlagen konnten die Schüler von Polheim und von Geramb weiterarbeiten. Von den gar nicht wenigen Dissertanten, die sich um solche Themen damals bemühten, sind heute noch Hanns Koren, Oskar Moser und eben Leopold Kretzenbacher unter uns. Koren hatte über die Schauspiele vom Ägyptischen Joseph dissertiert, Moser arbeitete an seiner Doktorarbeit über das heimatliche Hirtenspiel von Gmünd in Kärnten, und Kretzenbacher hatte die Schauspiele vom Reichen Mann und vom Armen Lazarus und die Todsündenspiele behandelt. Da waren also schon manche weitere Wege vorgezeichnet.

Kretzenbacher, der schon damals ruhelose Wanderer, war bereits bei den Deutschen in der Dobrudscha gewesen, und beschäftigte sich im weiteren mit den deutsch-slawischen Grenzbeziehungen, vor allem im slowenischen Bereich. Mit den „Germanischen Mythen in der epischen Volksdichtung der Slowenen“ hatte er sich habilitiert. Die Ausgriffe in dieses Gebiet der Volksbrauch- und Volkssagenforschung

¹⁾ Gehalten am 29. Jänner 1981 im Festsaal des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum in Graz.

brachten ihm in der Folge nicht nur die „Venia legendi“ in Graz, sondern auch eine Gastprofessur in Agram. Der Zweite Weltkrieg unterbrach hier manches, ließ aber auch viele angespannene Fäden nicht abreißen. Jedenfalls konnte Kretzenbacher schon bald nach Kriegsende auf dem alten Volksschauspielgebiet weiterarbeiten, intensivierte hier seine Studien über die bisherigen Erkenntnisse ganz beträchtlich und brachte erste wichtige Studien über die altsteirischen Passionsspiele ebenso wie über die steirischen Reifentanzspiele, über die Frühformen des Paradeisspieles in Innerösterreich und über ein nur bruchstückhaftes Magdalenspiel heraus. Die Erkenntnisse verdichteten sich ihm bald zu umfassenderen Darstellungen, zuletzt zu seinem umfangreichen schönen Werk über das „Lebendige Volksschauspiel in Steiermark“, das nun über die bisherigen Zeitschriftenaufsätze hinausführte und in Buchform im Österreichischen Bundesverlag erscheinen konnte. Ich erinnere mich noch mit Freuden an den Tag, an dem wir ins Unterrichtsministerium gingen, und dort von einem verständnisvollen Referenten ohne viele Umstände einen Druckkostenbeitrag erwirken konnten, ohne den der Bundesverlag das über 400 Seiten starke und gut bebilderte Buch damals, 1951, doch nicht hätte herausbringen können. Schon im Jahr darauf konnte Kretzenbacher ein wichtiges kleineres Buch über das „Frühbarocke Weihnachtsspiel in Kärnten und Steiermark“ in Klagenfurt erscheinen lassen, und in Salzburg den schmalen, aber wichtigen Band „Passionsbrauch und Christi-Leiden-Spiel in den Südostalpenländern“, mit dem Abdruck des Obermurtaler Passionsspiel von 1828. Mit entsprechenden Aufsätzen und nicht zuletzt Vorträgen rund um diese und noch weitere verwandte Themen war das Ansehen Kretzenbachers in wenigen Jahren gesichert, er galt sehr bald als einer der führenden Forscher des Faches Volkskunde. Den Titel eines außerordentlichen Professors an der Universität Graz erhielt er dann 1955.

Inzwischen hatte man ihn freilich längst durch die Teilnahme an Kongressen und durch viele Vorträge im In- und Ausland gut kennengelernt. Seine ganz persönliche Art, die Themen mit dem Grundtenor des Erlebnishaften vorzutragen, hatte ihm weitem viele, auch neue Freunde gebracht. Der unermüdliche Aufzeichner, der sein Wissen klug zu horten gelernt hatte, war sicherlich nicht zuletzt durch seine Wanderlust und Erlebnisfreude auf weitere Themenbereiche über die bisher erforschten hinausgewachsen. Brauchspiele, Lärminstrumente, Tanzverbote und manches andere sammelten sich in kleinen Monographien allmählich um ein neues Zentralthema, das ihm vielleicht zuerst durch das Erlebnis des „Lindentanzes“ und des „Kufenstechens“ im Gailtal bewußt geworden sein mag. Als Kretzenbacher 1961 in der Nachfolge von Kurt Ranke nach Kiel berufen wurde, nahm er jedenfalls genug an Stoffen und Eindrücken dieser Art mit, um dort, bei der Begegnung mit dem „Ringreiten“ und „Rolandstechen“ in Schleswig-Holstein ein vollgültiges Buch über dieses Gebiet schaffen zu können. Da waren Kenntnisse und Erkenntnisse von Byzanz, von Venedig, von den Alpenländern wie vom deutschen Norden zusammengefloßen, und Kretzenbachers Darstellung machte zum ersten Mal weit über den sonst gewohnten engen landschaftlichen Rahmen hinaus deutlich, wie man ein solches Spiel- und Schauspielgut geradezu in europäische Bezüge einordnen konnte.

Das schöne Werk von 1966 ist übrigens in Klagenfurt erschienen, in dankbarer Erinnerung an das Erlebnis des Gailtaler Kufenstechens. Aber selbstverständlich auch deshalb, weil in Klagenfurt ein wirklicher Freund und Förderer des Schaffens von Kretzenbacher saß, der über alle räumlichen und zeitlichen Trennungen ihm unverbrüchlich die Treue hielt: Gotbert Moro. Als Kretzenbacher zuerst 1961 seine vielen, thematisch so weit gestreuten Aufsätze sammeln wollte, bot ihm Moro für diesen Band

mit dem bezeichnenden Titel „Heimat im Volksbarock“ in der von ihm gegründeten Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten einen Platz, und schrieb dazu noch ein erfreutes und erfreuliches Nachwort, in dem zum ersten Mal das Wesen der Arbeiten Kretzenbachers zu erfassen versucht wurde. In dieser Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten ist auch eine wichtige Monographie Kretzenbachers, nämlich das Buch über die „Seelenwaage“ erschienen, 1958, und dann 1971, das schon noch weiter ausgreifende Werk „Bilder und Legenden. Erwandertes und erlebtes Bilder-Denken und Bild-Erzählen zwischen Byzanz und dem Abendlande.“

Schon diese Buchtitel besagen, daß Kretzenbacher in jenen Jahrzehnten zwischen den fünfziger und den siebziger Jahren weit über seine bisherige Kenntnisnahme, seine bisher erarbeiteten Deutungs- und Darstellungsmöglichkeiten hinausgewachsen war. Man möchte an den Vers Rilkes erinnern: „Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen“ – man kann es an diesen Publikationen und ihren vielen kleineren Begleitern wahrhaftig ablesen, wie diese Lebensringe gewachsen sind. Was Kretzenbacher von Jugend auf erlebt, erwandert hatte, vom Balkan, von Oberitalien, von den Alpenländern bis an die Ostsee und darüber hinaus, das wurde ja gleichzeitig durch eine ungemein fleißige Nacharbeit in den Bibliotheken ergänzt. Kretzenbacher hat in seiner Gott sei Dank sehr leserlichen Schrift sich ungezählte Aufzeichnungen und Exzerpte gemacht, sie sehr klug zu ordnen verstanden, so daß ihm Beiträge innerhalb dieses sehr groß gewordenen Stoffbereiches offensichtlich gar nicht schwer fielen. Man könnte da beispielsweise an seiner Bibliographie²⁾ ablesen, was er allein an steirischen Themen in die größeren Zusammenhänge zu rücken verstand: „Böllerschießen in der Osternacht“ einerseits, die obersteirische Pilgerlegende „Jakob der Heimkehrer“ anderseits; dann wieder „St. Dismas, der rechte Schächer“, anhand der innerösterreichischen Verehrungsstätten, aber auch das „Nikolausschiffchen“, wie es um Mariazell üblich war und ist, das alles schon 1951. Dann im folgenden Jahr „St. Michael, der Seelenwäger“ einerseits, aber auch „Santa Lucia und die Lutzelfrau“ anderseits, als Vorschuß gewissermaßen auf künftige größere Werke über diese Themen. Dann selbstverständlich 1953 das erste zusammenfassende Buch über „Weihnachtskrippen in Steiermark“, aber auch die bedeutende Arbeit über „St. Kümmeris in Innerösterreich“. Man merkt da das Heranführen von Themen, die vielleicht längst zur Bearbeitung herangestanden wären, an den Forschungsstand in unseren und den Nachbarländern, sehr zum Vorteil der steirischen Volkskunde. Man kann das Jahr für Jahr beobachten: Kamen 1954 in der Festschrift für Gustav Gugitz „Die Ketten um die Leonhardskirchen im Ostalpenraum“ eindringlich zur Sprache, dann 1955 nicht weniger eindringlich „Der Nagel am Kreuz“, durch den die oststeirische Sakrallandschaft so betont herausgehoben erscheint. Für Graz 1955 speziell die „Heilige Aja“, anhand des Bildes der Prozeßhelferin im Grazer Dom, für Admont etwa wieder speziell die Geschichte vom „Admonter Schreiberteufel“, als richtige Interpretation der bedeutenden Plastik Stammels in der dortigen Bibliothek. Die Verbindungen zu den Erzählforschern nicht nur in Österreich, sondern auch in der Bundesrepublik und in der Schweiz geben in jenen Jahren wichtige Anregungen zur

²⁾ Vergleichende Volkskunde. Bibliographie Leopold Kretzenbacher aus Anlaß seines 65. Geburtstages, zusammengestellt und eingeleitet von Helge Gerndt und Georg R. Schroubek (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 3), München–Würzburg 1977.

Ausführung längst gesammelten Materials, nicht nur über den „Schreiberteufel“, sondern 1957 auch über die bemerkenswerte Gründungslegende des Chorherrenstiftes Stainz, oder 1959 über den „Zeugen aus der Hölle“, der Kretzenbacher auch viel später noch eingehend beschäftigen sollte. Den Gewinn von vielen dieser so ungemein stoffgesättigten Ansätze haben dann im weiteren die Akademien gehabt, nämlich zunächst die Bayerische, dann auch die Österreichische Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied Kretzenbacher 1968, beziehungsweise 1971 wurde.

Damals war er freilich schon von Kiel in der Nachfolge von Josef Hanika nach München gekommen, und baute hier das Seminar für deutsche und vergleichende Volkskunde auf, dessen Bezeichnung schon darauf hinweist, daß man in München mit Nachdruck die guten Beziehungen Kretzenbachers zum Südosten nützen wollte. Mit den entsprechenden Einrichtungen war er längst vertraut, war schon seit 1957 Mitglied der Südostdeutschen Historischen Kommission und wurde dann in den Wissenschaftlichen Beirat der Südosteuropa-Gesellschaft und in den Stiftungsrat des Südost-Institutes berufen. Am wichtigsten mag ihm gewesen sein, daß er auch Mitherausgeber der „Südost-Forschungen“ wurde, jenes angesehenen, umfangreichen Publikationsorganes, das für das Fach Volkskunde, aber auch weit darüber hinaus zur wirklichen Kenntnis der Balkanländer soviel beiträgt. Man kennt Kretzenbachers literarisches Werk nicht, wenn man nicht seine seit vielen Jahren dort erscheinenden Buchbesprechungen gelesen hat. Sicherlich weiß man zumindest seit seiner 1977 erschienenen Bibliographie, daß er an die dreihundert wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht hat. Daß er aber daneben, und durchaus nicht mit der linken Hand vielleicht an die fünfhundert Buchbesprechungen geschrieben hat, das geht aus dieser Bibliographie nicht hervor, die muß man sich immer noch selbst erlesen.

Die Münchner Jahre, Meisterjahre wohl in vieler Hinsicht, nicht zuletzt durch die Möglichkeit, tüchtige Schüler heranzuziehen, haben Kretzenbacher sicherlich nicht nur wissenschaftlichen Gewinn und publizistische Freuden gebracht. Das Wirken an einer sehr großen bundesdeutschen Universität war gerade in seinen besten Jahren nicht immer leicht, kostete viel an Zeit und an Nervenkraft. Andererseits konnte er an wichtige bayerische Volkskundetraditionen anschließen. Wenn er sich gerade nicht selbst dem Volksschauspiel widmete, konnte er im Anschluß an die Arbeiten von Hans Moser Dissertationen etwa über das alte Endorfer Volksschauspiel vergeben, wie er schon in Kiel ähnliche Doktorarbeiten beispielsweise über das Fastnachtsbrauchtum im niederdeutschen Raum betreut hatte. In München ließ sich auch sehr gut auf das Lebenswerk des Freundes Rudolf Kriss zurückgreifen und der Wallfahrtsvolkskunde neue Studien zuführen, beispielsweise durch die Dissertation über die Wallfahrt Föching im Spiegel der Mirakelbücher. Solange Kriss noch lebte, war da eine gewisse Zusammenarbeit, basierend auf einer starken menschlichen Vertrautheit gegeben, die sich auch auf den Vorlesungs- und Seminarbetrieb und nicht zuletzt auf die von Kretzenbacher so sehr intensivierte Exkursionen auswirkte. Kretzenbacher war auch als Wanderer und Volkswagenfahrer Rudolf Kriss geradezu brüderlich verbunden. Es gab wohl in jenen Münchner Jahren nicht viele Forscher auf dem gleichen Gebiet, die sich über die Vierberger Wallfahrt in Kärnten wie über die Mönchsklöster auf dem Berge Athos mit solcher selbsterwanderten Kenntnis unterhalten konnten. Die Hörer, die an den größeren und kleineren Exkursionen mit ihren zum Teil recht schwierigen Bedingungen teilnahmen, mochten sich wohl manchmal wundern, daß ihr Professor sie in Oberitalien mit vollendeter Sachkenntnis zum „Verletzten Kultbild“ von Madonna del Re führen

konnte, oder aber vor einem Kärntner Flügelaltar mühelos über den darauf geheimnisvoll dargestellten „Heilenden Schatten“ berichtete, oder aber auch vor einem Fresko in einer orthodoxen Klosterkirche die erklärenden Worte über den „Hundskopf“ einer dort dargestellten Gestalt zu sprechen wußte. Daß dahinter jahrzehntelange Vorstudien standen, daß aus manchen dieser Themen nicht nur weiterführende Aufsätze, sondern in manchen Fällen ganze Akademieabhandlungen und vollwertige Bücher entstanden, war wohl nur den getreuen Assistenten geläufig, die sich dabei als immer noch Lernende fühlen mochten. So manche wichtige Veröffentlichung dieser Meisterschüler ist schließlich daraus auch erwachsen.

Erfreulicherweise hat es Kretzenbacher in jenen Jahren auch nicht an Anerkennungen gefehlt. Eine schöne Festschrift³⁾ konnte ihm gewidmet werden, die sehr exklusive schwedische Königliche Gustav-Adolf-Akademie für Volksforschung in Uppsala hat ihn zu einem ihrer beiden österreichischen Mitglieder gewählt. Auszeichnungen im Lande, vom Bund wie vom Land verliehen, sind schließlich gefolgt. Man war allmählich doch zur Überzeugung gekommen, daß hier ein Mann, ganz seiner einmal für richtig und wichtig erkannten Sache verschrieben, auch im Ausland sich jeder Auszeichnung als würdig erwiesen hatte. Die Verbindung zur Heimat, auch zur steirischen Geburtsheimat, hat er ja nicht abreißen lassen, und man könnte beinahe von einem Ruhesitz in seiner alten Heimat sprechen, wenn es für Kretzenbacher nur jemals so etwas wie „Ruhe“ geben würde. Er hat sich zeitlebens mit Themen geistlicher, ja klösterlicher Überlieferung beschäftigt. Aber von der benediktinischen Forderung nach „*stabilitas loci*“ ist nichts in ihn eingegangen. Der unermüdliche Wanderer und Reisende hat seiner Sache immer auf seine Weise gedient, wobei sich der stille Beobachter nicht selten gefragt haben mag, wann er eigentlich seine so zahlreichen Veröffentlichungen erarbeitet, ja auch nur geschrieben haben mag: Doch nicht im Zelt, am Strand, oder wo es ihn sonst gerade hingetrieben haben mochte? Sei's drum, er hat seine Wanderungen gehabt, und wir dadurch seine Veröffentlichungen, seine immer wieder bewundernswert lebensvollen Vorträge und Führungen.

Es muß von Anfang an schon sehr viel an Begabung und Wissenschaftsdrang dagewesen sein, und es hat sich in allen Wegstrecken und Wegkehren dieses Lebens immer noch verstärkt und erfreulicherweise die Aussage, die wissenschaftliche Mitteilung erzwungen. Das läßt sich auch anhand einer liebevoll gearbeiteten Bibliographie nicht nachgestalten, und in einer knappen „*laudatio*“ kaum richtig würdigen. Dazu ist das äußere und innere Leben eines Forschers aus Trieb und Veranlagung heraus doch zu schwierig. Man kann nur ahnen, was alles mitgewirkt, höhergeführt haben mag. Vielleicht kann man all das mit einem von Karl Jaspers geprägten Satz zusammenfassen: „Ein Mensch ist das, was er ist, durch die Sache, für die er es ist.“ Das läßt sich an dem Beispiel Leopold Kretzenbacher wohl so genau und intensiv ablesen wie sonst nur selten.

³⁾ *Dona Ethnologica*. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde. Leopold Kretzenbacher zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von Helge Gerndt und Georg R. Schroubek (= Südosteuropäische Arbeiten, 71), München 1973.

Kustaa Vilkkuna †

Der große Vertreter unseres Faches an der Universität von Helsinki, Prof. em. Kustaa Vilkkuna, ist am 6. April 1980 gestorben. Vilkkuna war eine imponierende Gestalt, der jahrzehntelang seine Schüler und damit den Betrieb des Faches in Finnland formte. Er war 1902 in Nivala in Österbotten geboren worden, Sohn eines Bauern und lebenslang dem Bauerntum und seiner Erforschung zugetan. Eine beachtlich große Zahl seiner Arbeiten ist in deutscher Sprache erschienen, so seine „Volkstümlichen Arbeitsfeste in Finnland“ 1963 und sein wichtigstes Werk „Finnisches Brauchtum im Jahreslauf“ 1969. Der bedeutende Gelehrte und große Organisator wissenschaftlicher Arbeit war nicht nur dieses, sondern auch ein patriotischer politischer Mensch. Während des Zweiten Weltkrieges war er Informationsminister, später noch Unterrichtsminister, und genoß so hohes Ansehen und großen Einfluß. Mitglied der Finnischen Akademie, Mitglied der Königlichen Gustav-Adolf-Akademie für Volksforschung in Uppsala war er auch korrespondierendes Mitglied unseres Vereines, nicht zuletzt in freundlicher Erinnerung an sein Auftreten beim großen Anthropologen-Kongreß in Wien 1952. Hohe Ehre seinem Angedenken.

Leopold Schmidt

Lia Miklau †

Kurz vor Vollendung ihres 86. Lebensjahres ist am 22. Jänner 1981 in Klagenfurt Fachlehrerin i. R. Lia Miklau gestorben. Die Volkskunde verliert mit ihr eine überaus eifrige und erfolgreiche Sammlerin auf dem Gebiet der Nahrungsforschung. Lange vor dem modernen Trend zu diesem Forschungszweig hat L. Miklau in Kärnten und später auch in den Sprachinseln der Carnia (Italien) mit großer Genauigkeit und Intensität Speisenrezepte und -gewohnheiten aufgezeichnet. Noch von Oswin Moro wurde sie zu ihrer wertvollen Sammlung über die „Bergbauernkost im Katschtal (Kärnten)“ (Villach 1938) angeregt. Später wandte sie sich stärker dem praktischen Leben zu und verwertete ihre Beobachtungen und Aufzeichnungen zunächst in zahlreichen kleinen Aufsätzen und Beratungsschriften, z. T. unter recht schwierigen äußeren Verhältnissen. Aus einem hektographierten Blatt von einem Druckbogen mit dem Titel „Dem Leben zugewandt! Festtagsjausen im kärntischen Land. Gesammelt von Lia Miklau“ (Klagenfurt 1949) entstand ihr weitem bekannt gewordenes und geschätztes „Kärntner Kochbüchl“, das 1980 bereits in fünfter, erweiterter, erstmals illustrierter Auflage bei Joh. Heyn in Klagenfurt erschienen ist. Lia Miklau hat damit für ein breites Publikum zugänglich und praktisch benutzbar gemacht, was sie selbst ein langes Leben mit fast hartnäckiger Beharrlichkeit und unermüdlichem Fleiß von Kärntner Bäuerinnen erfahren konnte und was sie mit großer Sachkenntnis verfolgt und betrieben hat. Die Volkskunde wird nicht nur in Kärnten vermutlich auch weiterhin daraus Nutzen ziehen und die Früchte ihres Fleißes mit Dankbarkeit zur Kenntnis nehmen.

Oskar Moser, Graz

Literatur der Volkskunde

Georg Schreiber, Deutsche Weingeschichte. Der Wein in Volksleben, Kult und Wirtschaft (= Werken und Wohnen. Volkskundliche Untersuchungen im Rheinland, Bd. 13.). Großformat 534 Seiten, zahlreiche Abb. Köln 1980, Rheinland-Verlag GmbH. DM 86,-.

Prälat Schreiber (1882–1963), Kanonist, Professor an der Universität Münster, Jahre hindurch Mitglied des deutschen Reichstages, war eine Persönlichkeit von besonderem Zuschnitt. Der vielseitige, juristisch und historisch interessierte Theologe, fand zu Ende der zwanziger Jahre einen Zugang zur Volkskunde, der er, zumal der von ihm geradezu mitgegründeten Religiösen Volkskunde, Schriftenreihen und ein eigenes Jahrbuch schuf. Vielseitig angeregt, aber nicht minder anregend, trieb es ihn geradezu, von seinem ganz persönlich geschaffenen Institut in Münster aus der Volkskunde Gebiete zu erschließen, die ihm bisher vernachlässigt oder auch nur einseitig erschlossen erschienen. In diesem Sinn etwa widmete er sich der Bergmannsvolkskunde, der er noch im Alter ein wichtiges Werk, „Der Bergbau in Geschichte, Ethos und Sakralkultur“ (1962) schenkte.

Das vorliegende Weinbuch, erst 17 Jahre nach dem Tod des Verfassers erschienen, nimmt eine ähnliche Stellung einerseits im Gesamtwerk Schreibers, andererseits in der volkskundlichen Publizistik ein. Viele jahrzehntelange Vorstudien sind da ebenso hineingeflossen wie junge und späteste Anregungen auch. Das Gesamtthema, sozusagen eine gewaltige kulturhistorisch-volkskundliche Umschreibung des Leitwerkes „Geschichte des Weinbaues“ von Friedrich Bassermann-Jordan (1923, Neudruck 1975), ließ sich kaum bändigen. Schreiber fand immer neue Ausblicke, folgte immer neuen Anregungen, nicht zuletzt solchen des Innsbrucker Rechtshistorikers Nikolaus Grass, der sich nach Schreibers Tod auf das verdienstvollste dem nachgelassenen Manuskript widmete. Durch ihn sind auch zahlreiche Mitteilungen aus dem Gebiet der österreichischen Weinvolkskunde, so manche Hinweise auf Bildwerke und Museumsbestände aus diesem Bereich in das Werk eingegangen und haben es nachhaltig bereichert. Es wären sicherlich noch viel mehr geworden, wenn dadurch nicht das ohnehin schon sehr umfangreiche Manuskript zur Veröffentlichung einfach zu mächtig geworden wäre. Der nunmehrige Herausgeber, Gabriel Simons vom Amt für rheinische Landeskunde mußte schließlich eine gekürzte Fassung herstellen lassen, die aber doch einerseits den unverkennbaren Stil von Schreiber noch durchaus erkennen läßt, andererseits auch die Arbeitsleistung von Nikolaus Grass wenigstens einigermaßen zur Geltung bringt. Grass

hat nun auch ein Vorwort „Georg Schreiber und sein Werk“ beige-steuert, das die Leistung dieses Weinbuches in das Gesamtwerk Schreibers einzugliedern versucht. Man wird ihm dafür dankbar sein.

Das Buch selbst mit seinen 28 Kapiteln, von denen jedes mehrere Unterabschnitte mit eigenem Titel aufweist, bringt ungemein viel zu dem Gesamtthema, verständlicher-weise immer mit besonderem Bezug auf die ganz unterschiedlichen geistlichen, religiö- sen, kultischen Beziehungen. Mitunter scheint die Bebilderung allein schon anzudeuten, daß das ganze Werk eine Art von großen Kommentar zu der vortrefflichen Monographie von Alois Thomas „Die Darstellung Christi in der Kelter“ bedeutet, ein Buch, das Schreiber selbst einst, 1936, als Heft 20/21 der von ihm gegründeten „Forschungen zur Volkskunde“ herausgebracht hat. Wieviel an weiteren Erkenntnissen auch allein auf einem solchen Spezialgebiet dazugekommen ist, also beispielsweise die ganze Reihe der Veröffentlichungen von A. Weckwerth, geht am ehesten aus dem mit besonderem Fleiß gearbeiteten Literaturverzeichnis hervor. Es ist sehr nützlich, weil man sich diese Literatur sonst in dem reich gegliederten Werk doch im Anhang jedes Kapitels, auch jedes Unterabschnittes, suchen muß. Die Bebilderung, an sich lobenswert reich, ist nicht so gut aufgeschlüsselt. Die Abbildungen sind nicht nummeriert und leider auch nicht in einem eigenen Abbildungsverzeichnis zusammengestellt, bei dessen Anlage die Heraus-geber vielleicht auch einzelne Fehler in den Bildbeschriftungen hätten feststellen können. Sonst ist ja an Registern erfreulicherweise nicht gespart.

Man bleibt also zu Dank verpflichtet, daß dieses Werk nun endlich vorliegt. Man liest es vielleicht, wie so manche Bücher von Georg Schreiber, wie das Werk eines ungemein kenntnisreichen Liebhabers, mit dem man sich immer weiter unterhalten kann, weil er kürzere, sagen wir lokale, landschaftliche Fäden sehr wohl zu größeren Gespinsten zu verspinnen verstand. Das ergibt gar nicht selten Zusammenhänge, die Vertreter von Einzeldisziplinen, sagen wir der Siedlungs- und Hausforschung, kaum schon beobachtet hatten. Hinweise, die vielfach menschlich-menschenfreundlich wirken. Wenn man das dem Band beigegebene Altersbild des Prälaten betrachtet, mag man solche Züge durchaus herauslesen. Das Buch ist also unter vielem anderen wohl auch ein Denkmal geworden.

Leopold Schmidt

Helene Grün, Volkstracht in und um Baden (= Niederösterreichische Volks- kunde, Band 12). 112 Seiten, mit teilw. farbigen Abb., Zeichnungen im Text. Verlag des Nö. Heimatwerkes, Wien 1980.

Als Geschenk an ihre jubelnde Heimatstadt Baden und aus der Gegenüberstel- lung eines schönen Bestandes originaler Trachtenzeichnungen (von M. F. Rotter, Ludmilla Tatzgern, Johannes Mayerhofer und Edeltraut Trabitsch) mit den heute wieder in Schwung gekommenen erneuerten Trachten ist diese methodisch gut gearbeitete und vorzüglich ausgestattete Monographie über die Volkstracht in und um Baden entstanden. Ein Stück Gegenwartsvolkskunde also, die Helene Grün seit jeher angezogen und der sie bereits in einer Reihe von Publikationen (z. B. „Die Pecher“, „Faßbinder, Faßbo- den“, zuletzt „Wäsche waschen“) gehuldigt hat. Volkskundliche Gegenwart, das kann für eine Schülerin von L. Schmidt nur heißen überlieferte Vergangenheit, der sie bis zu den noch erkennbaren Grundformen „Hängetracht“ und „Wickeltracht“ nachgeht. Aber

erst mit den sicheren Unterlagen der Zeichner des 19. und 20. Jh.s, der Dokumentation durch das Lichtbild und durch museale oder sonstwie originale Stücke beginnt das konkrete Kapitel „Badener Tracht“. Auch hier gilt es wieder, inmitten der allenthalben zum Modekostüm tendierenden Kleidung den roten Faden der „Volkstracht“ zu finden und das ist an der Peripherie einer Großstadt und im Gefüge einer alten Verkehrslandschaft, am „Hofzaun“ des westlichen Kulturbodens, nicht leicht. Gewiß, es lassen sich – nicht zuletzt durch A. Haberlandts und G. Baumgartners Vorarbeit – noch immer schön die Leitlinien „vom Brustfleck zum Leib“ herausarbeiten, es gibt das spezifische Element der Badener Hauben und Goldhauben, wobei auf der Mehrzahl die Betonung liegt. „Gupfhauben“ (Goldhauben mit hohem Gupf) in verschiedener Ausführung (mit buntem Steinbesatz oder mit Hochstickerei), dann die niedrigeren „Drahtelhauben“ und deren wahrscheinlich lokal-eigentümliche Badener Form, wie sie von Johannes Mayerhofer mehrfach gezeichnet wurde. Ähnlich der Linzer Goldhaube hatte auch die goldene Badner Haube eine schwarze Schwester, wie sie Abb. 28 einer Aufnahme von 1938 ausweist, auf der gleich drei Badener Mädchen diese Kopfbedeckung tragen. Die schwarze Variante scheint, so wie in Oberösterreich, die eigentliche „Volks“-Tracht gewesen zu sein, während die kostspielige Goldhaube Standeszeichen der reichen Bürgerinnen bzw. Weinbauerinnen blieb. (Vgl. u. a. Abb. 26 und 27). Viel schwieriger ist es, unter den der Zeitmode verpflichteten Kostümstücken eine trachtliche Linie herauszusezieren. Daß Helene Grünz dazu die alten Fotografien von etwa 1860 bis 1940 heranzieht, mit häufiger Nennung der Trägerinnen jeweiliger Kleider, konkretisiert die Ausführungen und macht sie glaubhaft. Freilich ist das Hereinspielen von außen kommender „Schönheitsideale“ bzw. trachtlicher Vorstellungen und Vorurteile ab der Jahrhundertwende unverkennbar (und natürlich nicht nur auf Baden beschränkt!). So wenn sich, wie auf Abb. 21, alpin-steirische mit oberbayrischen und theatralischen Zügen mischen. Sehr glaubwürdig dagegen die „Hautstracht“ der Badener Hauerfrauen (Abb. 15 und 16), die auch einen echten Typus erkennen läßt. Für die volkstümliche Linie der Männertrachten scheint schon Joh. Mayerhofer den besten Riecher gehabt zu haben (u. a. Abb. 2 und 44). Was auf den Fotografien zwischen seiner Zeit (1896) und der bewußten Erneuerung (seit etwa 1955) getragen wird, läßt sich mehr oder weniger auf diesen Prototyp zurückführen. Ein wertvoller Beitrag der Verfasserin zur Männertracht ist das Kapitel „Der Schurz“, das „Fürta“. Helene Grünz hat sich auch, wie aus dem Band ersichtlich, die Pflege, Erhaltung und Erneuerung der Trachten ihrer Heimatstadt angelegen sein lassen. Die von Maria Franziska Rotter-Wagenhofer gezeichneten und beschriebenen neuen Trachten und Kleider überzeugen ästhetisch (ein gutes Beispiel dafür ist der Spenser und Rock, Abb. 47 auf Seite 70) und lassen Sorgfalt und Behutsamkeit der Ableitung nicht vermissen. Man kann nicht sagen, daß sie einen revolutionären Umschwung (was sie ja nicht sollten!), wohl aber, daß sie eine glaubwürdige und brauchbare Weiterentwicklung eingeleitet haben. So gesehen hat Helene Grünz durch diese Arbeit der Stadt und dem Raum Baden, gewiß aber auch der österreichischen Trachtenforschung und Gegenwartsvolkskunde einen guten Dienst erwiesen.

Franz C. Lipp

Wolfgang Häusler, Land zwischen Donau und Schöpfl. 297 Seiten, 35 Abb. auf Tafeln, mehrere Ill. im Text. Wien 1980, Verlag Jugend und Volk.

Seit einigen Jahren arbeitet ein jüngerer Wiener Historiker, Wolfgang Häusler von der Lehrkanzel Adam Wandruszka, an einer vertieften historischen Landeskunde von Niederösterreich. Er hat 1978 sein durch und durch erwandertes Buch „Melk und der Dunkelsteiner Wald“ herausgebracht (siehe ÖHZ XXXIV/83, 1980, S. 2 ff.) Im Montecuccoli-Gedenkjahr hat er an dem inhaltsreichen Katalog zu der verhältnismäßig kleinen Ausstellung in Hafnerbach mitgewirkt (Raimund Montecuccoli. Historische Gedächtnisausstellung. Veranstaltet von der Marktgemeinde Hafnerbach in Zusammenarbeit mit der Kulturvereinigung „Die Dunkelsteiner“. Hafnerbach 1980), und dafür die Kapitel über Geschichte der Burg und Herrschaft Hohenegg „Die Entdeckung und Erforschung der Ruine Hohenegg von der Romantik bis zur modernen Burgenkunde“, und, für die Volkskunde von besonderem Interesse, „Der Zenokult von Hafnerbach und seine Förderung durch die Familie Montecuccoli“ beigetragen.

Sein neues Buch umfaßt ein etwas größeres Gebiet, nämlich die Landesmitte von der Donau zwischen Melk und Tulln nach dem Süden bis in den westlichen Wienerwald. Es handelt sich dabei um ein vor allem bäuerliches Land, das vielleicht durch Archäologen und Burgenforscher besser erschlossen ist als durch Vertreter der Volkskunde. Häusler, der die Landschaft sehr genau kennt und sie nicht nur in geschichtlicher Hinsicht, sondern auch als Freund der Geologie und der Mineralogie sich erwandert hat, gibt zunächst ein erstes Hauptkapitel über Landschaft und Geschichte, also von den Mammutjägern bis zu Walther von der Vogelweide, der ja gerade hier, in Zeiselmauer im Jahr 1203, ein einziges Mal urkundlich bezeugt erscheint.

Das nächste Hauptkapitel umfaßt Wanderungen zwischen der Donau und dem inneren Wienerwald. Also Geschichte und Kunst in Tulln, das immer wieder bemerkenswerte Traismauer, Stift St. Andrä an der Traisen, die so bemerkenswerte und dennoch ganz verborgene Wallfahrt Heiligenkreuz-Gutenbrunn und was es sonst hier an zum Teil recht „versunkener Pracht“ gibt. Häusler vergißt wohl keinen Fleck dieser heimatlichen Erde, also das Bauernland um Rust und Heiligeneich ebensowenig wie die Wüstungen von Langenleobarn und entlang der Donau. Daß daneben bedeutende Menschen in dieser Landschaft wenigstens zeitweilig gelebt haben, also Schubert ebenso wie Emil Jakob Schindler oder auch Josef Weinheber, wird selbstverständlich betont. Vielleicht hätte man die Bedeutung von Ferdinand Andri für Jeutendorf noch herausarbeiten können. Aber die meisten seiner Zeichnungen vom Bauernwesen der Gegend liegen wohl unveröffentlicht in den verschiedenen Sammlungen.

Es ist völlig selbstverständlich, daß sich Häusler kenntnisreich bemüht, auch die volkswissenschaftlichen Aufschlüsse heranzuziehen. Siedlungs- und Hausforschung hat er dementsprechend berücksichtigt. Bei den Sagen und einigen Brauchaufzeichnungen mußte er wohl bei dem stehenbleiben, was kleinste lokale Aufschreibungen oder auch eigene Beobachtungen ergaben. Solche Einzelzüge lassen sich aber wie die Hausformen und anderes auch in die jeweiligen größeren Zusammenhänge einordnen. So bringt Häusler S. 161 für die Einzelhöfe des oberen Perschlingtales den Wanderschwank vom vertauschten Sarg, hält ihn aber nur für einen „makabren Spaß“, weil ihm die Literatur dazu, also besonders Leopold Kretzenbacher, Der steirische Schwank vom falschen Sarg (Blätter für Heimatkunde, Bd. 32, Graz 1958, S. 77 ff.) nicht bekannt war. Die

Darbietung der Sage von den zwei feindlichen Brüdern bei Baumgarten ist richtig, doch wäre der allgemeinere Zusammenhang aus der Abhandlung von Emil Schneeweis, Das Motiv der „Feindlichen Brüder“ an verschiedenen Flurdenkmalen in Niederösterreich (in: Wunder über Wunder – Gesammelte Studien zur Volkserzählung, = Raabser Märchenreihe, Bd. 1, Wien 1974, S. 81 ff.), mit Nutzen heranzuziehen gewesen. Und zu dem hier S. 228 von Häusler vielleicht zum ersten Mal in Niederösterreich aufgezeichneten Brauch vom „Wasserrühren“ in der Quelle beim ehemaligen Franziskanerkloster „Im Paradies“ hätte die weitere Verbreitung angeführt werden können. Freilich ist es kaum zu verlangen, daß der Historiker auch noch meine kleine Studie über Antike Motive in Sage und Brauchtum des Burgenlandes (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 32, Eisenstadt 1970, S. 125 ff.) hätte kennen sollen.

Das sind nur Beispiele, daß die Volkskunde im Zustand ihrer heutigen Erforschung auch von so hochstehenden Vertretern einer historischen Heimat- und Landeskunde berücksichtigt werden sollte. Im ganzen aber bleibt man doch für das ungemein inhaltsreiche Buch sehr dankbar.

Leopold Schmidt

Fritz Markmiller, Der Tag, der ist so freudenreich. Advent und Weihnachten (= Bairische Volksfrömmigkeit, Brauch und Musik, Bd. 1). Querformat 330 Seiten, mit zahlreichen Abb. im Text und auf den Tafeln. Regensburg 1980, Verlag Friedrich Pustet.

Vor uns liegt ein stattlicher Band, der vielen Freunden der musischen Volkskunst sicherlich Freude bereiten wird. Der Herausgeber, sonst als Heimatpfleger von Dingolfing bekannt, als Schriftleiter des „Storchenturm“ als der dortigen Heimatzeitschrift, plant ein sechsbändiges Werk, das der Volksfrömmigkeit in Lied und Musik gewidmet sein soll. Der stattliche erste Band, der nun erschienen ist, zeigt, wie das Werk gemeint ist, zeigt auch, daß Markmiller ein vorzüglicher Kenner seines Stoffes und Organisator der Materialien ist, wobei die Wiedergabe vieler Texte und Singweisen, Titelblätter und Andachtsbilder in reizvollen Reproduktionen besonders auffällt.

Der Band versucht, den Komplex „Volksfrömmigkeit“ mit den Mitteln der Volkskunde aufzugliedern und darzustellen. Markmiller beginnt mit dem Kapitel „Liturgie und Brauch“, wobei dem „Volksfrommen Lied im Gottesdienst“ entsprechender Raum gewährt wird. Es kommt ein eigenes Kapitel „Umzugs- und Heischebrauch“, das die noch von Hans Moser herrührende Tradition der bayerischen Sternsingerforschung wieder aufnimmt. Dann umfangreich „Geistliches Volksschauspiel“. Ich glaube, außerhalb des engsten Volksschauspielforscherkreises hat seit langem niemand unsere Veröffentlichungen so aufmerksam gelesen wie dieser Dingolfinger Baumeister und Architekt. Aus August Hartmann hat er das ganze „Röhrnbacher Weihnachtspiel“ übernommen, genau nach hundert Jahren also, und viele Freunde des Faches, die den mächtigen Band von Hartmann und Abele nicht besitzen, werden auch dafür dankbar sein.

Die Ausstattung ist schlechterdings vorbildlich. So feinfühlig sind Flugblattdrucke und Handschriften noch kaum je in die gedruckten Spalten eingeordnet worden. Das wird im ganzen ein bibliophiles Werk, wie es unser Fach noch nicht sehr oft gehabt hat.

Leopold Schmidt

Mohammed Rassem, Die Volkstumswissenschaften und der Etatismus. Zweite, um einen Anhang vermehrte Auflage. 132 Seiten. Mittenwald 1979, Mäander Kunstverlag.

Die Neuauflage einer Dissertation nach dreißig Jahren ist zweifellos eine Seltenheit. Aber das gescheite Buch des Salzburger Professors, einstmals auch in unserer Zeitschrift (ÖZV 57, 1954, S. 158) angezeigt, würde auch heute eine weitere Kenntnisnahme und Verbreitung verdienen. Die Neuauflage enthält einen wichtigen Anhang, in dem die inzwischen erschienene weiterführende Literatur verarbeitet ist. Da liest man manchen kurzen Absatz mit mehr Gewinn als sonst einen langen Aufsatz.

Bibliographisch wäre anzumerken, daß Mohammed Rassem im gleichen Mäander-Verlag 1978 das einstmals berühmte Buch von Alois Riegl, *Hausfleiß und Hausindustrie*, mit einem Nachwort neu herausgegeben hat.

Leopold Schmidt

Ottmar Oddy Uhlig, Bierkrugdeckel. Kleinkunst auf Porzellan-Medaillons. Großoktav 96 Seiten, 42 Bildseiten, davon 24 Seiten farbig. Rosenheim 1980, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg. DM 55,-.

Man wird kaum sagen können, daß die Porzellanmalerei volkstümlicher Art, die sich vor allem auf Pfeifenköpfen und Bierkrugeldeckeln erhalten hat, zu den wertvollsten Kulturdenkmälern des 19. Jahrhunderts gehört. Aber zu den bezeichnenden doch wohl, und das in mehr als einer Hinsicht. Und wie alle Gebrauchskunst sind diese „Porzellan-Medaillons“, also die Einsätze in die zinnernen Krugdeckel, sehr wenig beachtet worden. Privatsammler haben manchmal ganze Serien davon erhalten, von denen man selbstverständlich nichts weiß. Die Museen haben manchmal solche Kollektionen erworben, unser Museum in der Laudongasse beispielsweise an die 1.000 Stück, was für den Rezensenten, der sie einstmals inventarisiert hat, doch einen beachtlichen Einblick in die Gruppe ergab.

Für manche Themen, etwa Almleben, Volksmusik, Tanz u. ä. waren daraus doch Belege zu gewinnen. Ich habe in meinem Beitrag zur Volksliedforschungsgeschichte „Zwischen 1819 und 1889“ (Österreichische Musikzeitschrift, Bd. 24, Wien 1969, S. 526 ff.) mit einigen Text- und Bildbeispielen darauf hingewiesen. Und einige Beispiele aus dem Bestand des Linzer Stadtmuseums konnte ich in dem Büchlein „Bierkrugdeckel – ernst bis heiter“, Linz 1970, vorlegen. Jetzt hat ein Sammler, der sich aber auch auf andere Bestände stützen konnte, diesen großformatigen Band mit ungefähr 350 Abbildungen herausgebracht, die selbstverständlich einen viel größeren Querschnitt bieten. Er hat den Bestand nach den Bildmotiven angeordnet: Von „Blumen und Früchten“ über „Handwerker- und Berufszeichen“ oder auch „Religiösen Darstellun-

gen“ bis zu „Gambrinus“, „Alm“, „Tracht“, „Jäger“, „Jagdsymbolik“ bis zu den „Obszönen Anspielungen“ und den „Klerikalen Scherzen“. Auch kleine Raritäten sind darunter wie das Selbstporträt des Porzellan-Mustermalers Johann Biedermann, um 1900. Man ist dankbar für den reichen Stoff und muß sich freilich die Bildchen selbst weiterinterpretieren.

Leopold Schmidt

Irmgard Gierl, *Schöne alte Stickereien. Mustertücher und bäuerliche Motive.* 128 Seiten, 8 Farbtafeln, 8 Schwarzweiß-Tafeln. Druck der Muster in Buntfarbe. Rosenheim 1980, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg. DM 36,-.

Jahrzehntelang haben die Museen Stickmustertücher gesammelt, aber kaum veröffentlicht. In den letzten Jahrzehnten haben Vertreterinnen einer neuen Generation verhältnismäßig viel an Stickmusterbüchern und -Heften herausgebracht, nicht zuletzt auch in Bayern. Hier schließt das schön gemachte Buch von Irmgard Gierl an, das Material aus verschiedenen Museen, vor allem aus dem Bayerischen Nationalmuseum, verwertet, aber aus dem Germanischen Nationalmuseum sowie aus Museen von Westfriesland über Athen bis Palästina. Frau Gierl gibt nach einer knappen Einleitung über die Geschichte des Kreuzstickmusters eine reiche Auswahl der schön rot auf weiß gedruckten Muster, wie sie ja wohl seit dem 16. Jahrhundert vor allem durch gedruckte Musterbücher verbreitet wurden. Ein gewisses Gewicht ist auf die „Anwendung“ gelegt, man sieht also Tischdecken, Mustertücher usw. „nach alten Motiven“ und bekommt (S. 25 ff.) auch eine Anleitung zum „Sticken eines Mustertuches“. Das Buch ist also weniger für den wissenschaftlichen Gebrauch als für die Verwendung durch Handarbeitslehrerinnen usw. gedacht, was nicht besagt, daß man sich nicht vor allem in den Museen manchmal solcher schön gedruckter Beispiele bedienen mag.

Leopold Schmidt

Peter Assion (Hrsg.), *650 Jahre Wallfahrt Walldürn.* Mit Beiträgen von Friedhelm Jürgensmeier, August Gramlich, Theodor Wick und Peter Assion. 132 Seiten mit zahlr. Abb., Karlsruhe 1980, Badenia Verlag.

Angesichts des mächtigen Bandes über die Walldürn-Wallfahrt, den Wolfgang Brückner 1958 vorlegen konnte, hätte man meinen mögen, es könnten höchstens mehr gelegentliche Nachträge erscheinen. Aber der Termin des 650-Jahr-Jubiläums hat doch den Anlaß geboten, einen schönen, auch vorzüglich illustrierten Band vorzulegen, begreiflicherweise von dem mit Walldürn besonders eng verbundenen Leiter der Badischen Landesstelle von Volkskunde Peter Assion herausgegeben und weitgehend auch selbst verfaßt. Seinem Hauptbeitrag über „Fakten – Texte – Bildzeugnisse“ zu dieser bemerkenswerten Heiligenblut-Wallfahrt schließen sich die Beiträge von Jürgensmeier über den Würzburger Bischof Lothar Franz von Schönborn als Verehrer des Heiligen Blutes von Walldürn, von Gramlich über die Walldürner Pfarrer und Wallfahrtsseelsorger in sieben Jahrhunderten ebenso wie von demselben Verfasser über die nunmehr die Wallfahrt pflegenden Augustiner in Walldürn an sowie die Erinnerungen an das Wallfahrtsjubiläum von 1930 von Theodor Wick. Dazu paßt das auf den Tag bezogene Programm der Jubiläumswallfahrt 1980.

Die reiche Bebilderung macht das Buch zu einer besonderen Quelle, zumal über die Beziehungen des wallfahrenden Volkes zum Heiligtum. Das Bild der „Fußprozession aus Montabaur nach Walldürn“ von Jakob Fürchtegott Dielmann um 1845 (im Frankfurter Stadel) etwa gehört zu den einprägsamen Volksdarstellungen im Spätbiedermeier. Aber auch die Fotos der Wallfahrer und Wallfahrtsseelsorger aus nächster Vergangenheit und Gegenwart wird man mit Gewinn zur Kenntnis nehmen. Auf das Bild des traditionellen Blumentepichs von 1930 (S. 86) sollte angesichts verschiedener Gegenstücke wohl besonders hingewiesen werden. Die Gegenwartsvolkskunde wird mit besonderem Interesse Peter Assions Schlußbeitrag „Walldürner Wallfahrt heute“ mit ihren vielen Wallfahrer-Fotos zur Kenntnis nehmen. Bemerkenswert der Satz: „Barokkes Erbe verträgt sich mit Kulturelementen des Industriezeitalters.“ (S. 127.)

Leopold Schmidt

Hermann Kaiser, Herdfeuer und Herdgerät im Rauchhaus – Wohnen damals, mit einem Beitrag von Dieter Zoller, Herd und Herdstelle aus archäologischer Sicht (= Materialien zur Volkskultur nordwestliches Niedersachsen, Heft 2, hrsg. v. Helmut Ottenjann), Cloppenburg (1980), 203 Seiten, 313 + 36 Katalognummern, illustriert.

Nunmehr liegt dieses zweite Heft der überaus gut ausgestatteten Dokumentationsreihe aus dem Museumsdorf Cloppenburg Niedersächsisches Freilichtmuseum vor. Wie dessen Direktor Helmut Ottenjann als Herausgeber einleitend betont, geht es dabei in verstärktem Maße darum, „... die historische Realität in einem Freilichtmuseum, das nach ganzheitlicher Darstellungsweise des Wohnens, Wirtschaftens und Siedelns vergangener Zeiten strebt, unverfälscht, objektgetreu und verständlich zu dokumentieren“ (S. 5). Wichtigste Grundlage dafür ist „die Erforschung der materiellen Volkskultur“, deren es mehr denn je bedarf.

In der Tat wird man es besonders begrüßen, daß sich nun Hermann Kaiser hier speziell dem Sachbereich „Herdfeuer und Herdgerät im Rauchhaus“, d. h. im alten Hallenhaus des einstigen Herzogtums Oldenburg, zuwendet. In sechs einführenden Abschnitten umreißt er die vielschichtige Problematik der „Rauchwirtschaft“ in diesen Häusern zwischen Weser und Ems, seit diese ab dem 13./14. Jahrhundert zur Erntebearbeitung im Dachraum übergegangen, aber vielfach bis gegen 1900 herauf beim offenen Herdfeuer, frei umschreitbar, vor der hinteren Giebelwand des „Fletts“ geblieben waren. Das Wohnen in einem solchen schornsteinlosen, gewaltigen Hallenhaus in Kohabitation mit allem Vieh und Gesinde können sich die Menschen von heute selbst bei einem Besuch der Museumshäuser nur schwer vorstellen. Eindrücklich läßt H. Kaiser darüber „Zeitgenossen“ im Für und Wider berichten, u. a. auch Voltaire, dessen bissige Passagen man gerne nach Ort und Zeit genauer zitiert gehabt hätte (S. 12 f.), zumal sie ja den viel bekannteren „Gegentwurf“ von Justus Möser in dessen „Patriotischen Phantasien“ (1774–1778) bewirkten. Der Verfasser stellt dem ferner die geminderten Verhältnisse der Heuerlingswohnungen und Leibzuchthäuser gegenüber, in denen sich das „Wohnen der Mehrheit“ abspielte. Und dies wieder führt ihn auf die grundlegenden Fragen der „Haushaltsgrößen“ überhaupt (S. 24–28). Kaiser befaßt sich sodann mit „Herdstellen und Sitzordnung“, wobei – völlig anders als in unseren einstigen Rauchstuben – die Sitzrunde der Bewohner von Hallenhäusern an Form und Lage des offenen Herdfeuers „bestimmte Ansprüche“ stellte (S. 29). Hier hätte man gerne darauf verwiesen, daß dies

wohl ebenso für eine „bestimmte Kochtechnik“ zutrifft, wie Anni Gamerith seit langem nachzuweisen und aufzuzeigen bemüht ist. Ebenso aktuell gerade auch aus österreichischer Sicht sind dann „Wärmeprobleme und ‚Rauchwirtschaft‘“, die wieder die großen Unterschiede zu unseren heutigen Wohnvorstellungen nachweisen und die bis zur Raumnutzung, Torffeuerung und Brennholzversorgung hinführen.

Da die Studie von einer „umfänglichen Ausstellung gleichen Themas“ im Museum Cloppenburg begleitet wird, umfaßt ihr weiterer Hauptteil einen „Katalog“ zu den wichtigsten Herdeinrichtungen und Herdgeräten mit 16 Sachkapiteln und einem siedlungsarchäologischen Exkurs dazu, die jeweils diese Gegenstände allgemein umschreiben und katalogmäßig einzeln vorführen. Alte Interieuraufnahmen des Heimatforschers Heinrich Jaspers (1888–1956) und treffliche Sachfotos oder Zeichnungen zu jeder Nummer ergänzen sie bestens. Wieder treten auch da die Unterschiede des Hallenhauses gegenüber dem Rauchstubenhaus deutlich hervor. Umso größer naturgemäß unser Interesse für sehr alte Gemeinsamkeiten und für Dinge wie Wiem und Wendebaum, Feuerbock, Feuerzange, Hähle und Kesselhaken, Dreifuß, Bratröste, Pfanne und Pfannenhalter, Topf- und Kesselformen oder auch für den beiderseits unentbehrlichen „Salzkasten“. Seit Rudolf Meringer, Mathias Murko, Viktor Geramb, Arthur Haberlandt u. a. dazu viel Material eingebracht haben, es manche profunde vergleichende Untersuchungen und Monographien zu derlei Dingen gibt und man auch neuestens von München aus wieder Gewicht auf solche Sachzeugen legt, steht dieses lebensnahe Thema eigentlich virulent im Raum. Hermann Kaiser beschränkte sich klugerweise auf sein Museum und seine Landschaft im nordwestlichen Niedersachsen, aber er liefert dazu einen materialreichen und überaus dankenswerten Beitrag, der uns besonders nützlich und nachhaltig erscheint.

Oskar Moser

Joachim Hähnel (Bearb.), *Hauskundliche Bibliographie*, Band 5: Spanien und Portugal 1961–1975 (= Beiträge zur Hausforschung, im Auftrag des Arbeitskreises für Hausforschung, hrsg. v. Joachim Hähnel). Arbeitskreis für Hausforschung – Münster 1980, 158 Seiten.

Joachim Hähnel (Bearb.), *Hauskundliche Bibliographie*, Band 6/7: Frankreich I/II 1961–1975 (= Beiträge zur Hausforschung, im Auftr. d. Arbeitskreises für Hausforschung, hrsg. v. Joachim Hähnel), Arbeitskreis für Hausforschung – Münster 1980, 295+275 Seiten.

Gwyn I. Meirion-Jones, *La Maison Traditionnelle: bibliographie de l'architecture vernaculaire en France*, compilée et redigée par Gwyn I. Meirion-Jones, Centre National de la Recherche Scientifique: Centre de Documentation Sciences Humaines – Paris 1978, 121 Seiten, illustr., 1 Karte.

Für die vergleichende Haus- und Siedlungsforschung gab es bislang kaum eine Möglichkeit, sich über Arbeitslage und Forschungsergebnisse der Hausgeographie, Architekturgeschichte oder über die diesbezüglichen ethno-soziologischen Arbeiten in den romanischen Ländern Westeuropas rasch zu informieren, zumal es dort eine volkswissenschaftliche Hausforschung in unserem Sinne kaum oder erst in allerjüngster Zeit gibt, und zwar, wie es scheint, noch am ehesten in Portugal.

Nunmehr hat Joachim Hähnle seine „Hauskundliche Bibliographie“ mit den Bänden 5 bis 7 für Spanien und Portugal bzw. für Frankreich fortgesetzt*). In beiden Fällen geschah dies mit großer Umsicht und Sorgfalt, und, wie er jeweils im Vorwort entsprechend betont, „mit dem Bemühen um Vollständigkeit der 1961–1975 erschienenen Titel“. Diese sind durchgehend topographisch angeordnet, wobei über die Einteilung der größeren topographischen Einheiten die vorangestellten Inhaltsverzeichnisse Auskunft geben. Besonders bei Frankreich mit seiner Überschneidung der historischen Landschaften durch die Departements wäre gerade bei diesem Prinzip eine Übersichtskarte sinnvoll und hilfreich gewesen. Vorweg finden sich jeweils die zusammenfassenden oder größeren Gesamtdarstellungen, unter denen man freilich wichtige ältere Arbeiten (J. Brunhes, A. Demangeon, G. Jeanton, P. Pinchemel o. ä.) nicht mehr oder wegen der rein topographischen Aufteilung schwerer findet, so z. B. Claude Royer, *L'architecture rurale française* (Paris 1977) oder die älteren, aber doch wichtigen zentralen Denkmalerhebungen der verschiedenen Ministerien in Paris.

Wer also Literatur etwa über die schöne Hallenscheune der Höhensiedlung von Brancion bei Tournus im nördlichen Mâconnais sucht, findet über II/18.71 Bourgogne und II/18.717 Saône-et-Loire unter Nr. 25076 für BRANCION immerhin einen Zeitschriftenhinweis. Freilich, daß es zu Nolay in der Côte-d'Or mit seiner prächtigen Markthalle und den malerischen Fachwerkhäusern beispielsweise keine neuere Literatur geben sollte, erscheint uns fast nicht glaubhaft.

Es sei zu den beiden Frankreich-Bänden ferner vermerkt, daß die inzwischen bereits mit 7 Bänden erschienene schöne Corpusreihe *L'architecture rurale française* unter der zentralen Leitung von Jean Cuisenier in dieser Bibliographie noch nicht aufscheint bzw. erst mit Vorberichten von Jean Cuisenier, Henri Raulin und Michel Parent vertreten ist (vgl. Nr. 19.232, 19.243–19.246). Desgleichen fehlen noch die Beiträge von „L'Architecture rurale/Revue de l'architecture populaire“, hrsg. von Christian Lasseur, Paris 1977 ff. Dagegen kann man sich sowohl über die monumentalen spanischen Gesamtdarstellungen (Julio Caro BAROJA, Carlos Flores, Luis Feduchi) wie über die wichtigen portugiesischen Forschungsarbeiten zum ländlichen Bauwesen (Jorge Dias †, Ernesto Veiga de Oliveira, Fernando Galhano, Margarida Ribeiro sowie last not least Wilhelm Giese) in Band 5, S. 19–21 bzw. 145–148, gut informieren, zumal für Spanien und Portugal den Titeln auch deutsche Übersetzungen beigelegt sind.

Als eine Art „bibliographie raisonnée“ sollte man zu J. Hähnels beiden Frankreich-Bänden die „Bibliographie de l'architecture vernaculaire en France“ des walisischen Hausforschers Gwyn I. Meirion-Jones (London) von 1978 hinzufügen. Es ist die Frucht eigener Feldforschungen in Frankreich (Bretagne) mit namhafter britischer und französischer Unterstützung. Sie erscheint zufolge ihrer Ausdehnung auf die wichtigste bisher überhaupt erschienene Hausliteratur Frankreichs oder Frankreich betreffend (!) und durch ihre sachsystematische Gliederung in 7 Sektionen als eine äußerst hilfreiche Ergänzung zu Hähnels stark topographisch orientierter Hauskundlicher Bibliographie, zumal hier das bibliographische Material durch ausführliche Geographie- und Sachindizes aufgeschlossen, die Titel nach den Verfasseramen alphabetisch angeordnet und eine

*) Siehe ÖZV XXXI/80 (Wien 1977), S. 184–186.

sehr nützliche Übersichtskarte der Regionen Frankreichs beigegeben wurden. Allerdings ist bei Gwyn I. Meirion-Jones nicht mit einer umfassenderen Vollständigkeit zu rechnen.

Oskar Moser

Katalog der Ausstellung „Bulgarische Volkskunst“. Österr. Museum für Volkskunde im Ethnographischen Museum Kittsee. Kittsee 1980. Brosch. 59 Seiten und Bildteil mit Karten.

Schloß Kittsee im nördlichen Burgenland mit seinem „Ethnographischen Museum“ als dem „Fenster nach dem Osten und Südosten“ bringt mit seiner in den erweiterten Räumlichkeiten untergebrachten Ausstellung „Bulgarische Volkskunst“ ein Reizvolles, wenn auch in der Themenabgrenzung Umstrittenes zur Schau. Um dies vorwegzunehmen: Hier ist wirklich „Volkskunst“, und zwar jene der Bulgaren als Sprach- und als Bekenntnisnation mit einer auch als solche ins 7. Jh. n. Chr. (Einwanderungszeit und Slawisierung der Bevölkerungssubstrate) zurückreichenden bulgarischen Geschichte und Kultur dargeboten, in die gewiß viele Elemente des Thrakischen, Makedonischen, Griechischen und anderer pontischer Kulturen einmündeten. Aber im Gegensatz zum monumentalen, bilder- und kommentarreichen Werke des Kunsthistorikers Atanas Boschkov „Die bulgarische Volkskunst“ (Recklinghausen 1972), der in der, wie man weiß, heute aus kulturpolitischen Gründen überstark betonten „Kontinuitäts“-These auch das auf dem heutigen Staatsgebiete überreich gefundene Kulturerbe von Jahrtausenden (!) vor der Onogur- und Protobulgaren-Landnahme bereits als „bulgarische Volkskunst“ bezeichnet (vgl. die Auseinandersetzung mit dieser These von L. Kretzenbacher, Zs. „Südost-Forschungen“ XXXII, München 1973, 479–481), wird hier zu Kittsee und im Katalog wirklich die „bulgarische“ Volkskunst in Textilien wie in der Goldschmiedekunst, in Silberschmuck und Kupfretreiarbeiten, in Geräten und Hausrat verschiedener Volkskulturlandschaften zwischen dem heutigen Thrakien, der Sredna Gora und den so sehr konservativ Altertümliches bewahrenden Rhodopen gezeigt. Den auf Kunstdruckpapier sehr ansprechend gestalteten Katalog leitet K. Beitzl ein (11–15), wenn er Stellung und Persönlichkeiten der bulgarischen Volkskundeforschung vorstellt. Der Kittsee-Betreuer Felix Schneeweis (16–18) und die bulgarische Volkskundlerin Elena Koleva führen die ausgestellten Stücke (19–57; mit Ergänzungen der Kurztexte von F. Schneeweis) vor. Ein kleines Literaturverzeichnis (58 f., freilich ohne die bulgarischen Originaltitel) und ein Tafelteil (14 Abb.) beschließen den Katalog. Ihm ist noch ein Satz von sieben knapp, aber gut kommentierten, freilich allzu stark verkleinerten Volkskundekarten (Kulturlandschaften, Webstuhlverbreitung, Trachtentypen, Hausformen) aus jenem immer noch wichtigsten Werke einer „Bulgarischen Volkskunde“ von Christo Vakarelski (Grundriß der Slavischen Philologie u. Kulturgeschichte, hrsg. von M. Vasmer, Berlin 1969) beigegeben, das bereits 1965 zu Breslau in polnischer Sprache erschienen war (Vgl. ÖZV XXIII/2, 1969, 199 f.). Kittsee-Kataloge werden also zu den gleichen wertvollen kleinen „Handbüchern“, wie wir sie seit Jahrzehnten aus dem Mutterhause, dem Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien, erhalten und bewahren.

Leopold Kretzenbacher

Hansjakob Achermann, Die Katakombenheiligen und ihre Translationen in der schweizerischen Quart des Bistums Konstanz (= Beiträge zur Geschichte Nidwaldens, Heft 38). 317 Seiten, 19 Tafeln. Stans 1979, Verlag Historischer Verein für Nidwalden.

Vor einem Vierteljahrhundert, nämlich 1954, hat Ernst Baumann in der Festschrift für Gustav Gugitz über den in Muri verehrten Katakombenheiligen Leontius geschrieben. So ist es wohl angebracht, nunmehr auf eine ausführliche Dissertation hinzuweisen, die das ganze Gebiet der in der Schweiz verehrten römischen Katakombenheiligen behandelt. An sich kein neues Thema, der große Reliquienforscher Ernst A. Stückelberg hat schon 1907 ein eigenes Buch „Die Katakombenheiligen der Schweiz“ geschrieben. Aber bei solchen kirchen- und kulturgeschichtlichen Themen ergeben sich doch offenbar immer noch neue Materialien, und diese hat Achermann sehr sorgfältig und ausführlich ausgearbeitet.

Seine Dissertation überblickt zunächst die Erwerbung der aus den römischen Katakomben geborgenen Skelette und beschäftigt sich dann besonders mit der „Translation“, der theatralisch feierlichen Überbringung dieser Reliquien. Von der „Illation“ über die „Verifizierung“ bis zur eigentlichen Translation ging der Weg, den dabei abgehaltenen Feierlichkeiten mit ihren Prozessionen und Schauspielen gilt der Hauptabschnitt. Das ist also gleichzeitig ein wesentlicher Beitrag zum barocken geistlichen Schauspiel vor einer großen Öffentlichkeit, wobei auch viel an Prozessionsordnungen und Texten geboten wird. Ein Schlußkapitel ist der Verehrung der auf diese Weise ins Alpenland gekommenen Märtyrerreliquien gewidmet, wobei die jährlichen Märtyrerfeste ebenso wie die Katakombenheiligen als gelegentliche Streitobjekte dargestellt werden. Mit den genauen Tabellen (Katakombenheiligen in den Männerklöstern, Festtage der Katakombenheiligen, Jubeltranslationen der Reliquien und Übersicht über Erwerbung und Translation derselben) und dem reichen Literaturapparat stellt das Buch also eine gewissenhafte Erarbeitung seines Themas dar.

Leopold Schmidt

Anzeigen/Einlauf

Bildstock- und Flurdenkmalforschung 1937–1979/80

Erstellt von Klaus Gottschall

Anonym, Kreuzsäulen im Bezirk Rohrbach. Lichtsäule, Bildsäule, Figurensäule. O.O., o. J., 38 Bl. Fotokopien. 24.805 N

ARGE Denkmalforschung. Regionaltagung in Deidesheim 29./30. April 1980. Exkursion in die Süd- und Südwestpfalz am 30. April 1978 (Exkursionsplan und -punkte), 6 S., unpag., Fotokopie. 25.189 SA

Dietmar Assmann, Flurdenkmale in Oberösterreich. SA aus: Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege in Oberösterreich, Linz a. D., Arbeitskreis für Flurdenkmalforschung im Oö. Volksbildungswerk. 2. Internationale Tagung für Bildstock- und Flurdenkmalforschung 14. bis 17. Juni 1979 in Zell an der Pram (Kurzfassung einiger Referate). 43 S. Keine weiteren Angaben. 26.215 SA

Derselbe, Das Kleindenkmal in der Kulturlandschaft. SA aus: Kulturzeitschrift „ÖÖ“, 27. Jg. 1977, Heft 4, S. 31–35. 25.117 SA

Juliane und Friedrich Karl Azzola, Mittelalterliche Scheibenkreuz-Grabsteine in Hessen. In: Hessische Forschungen 10, Kassel 1972, 178 S., 135 Abb. 22.281 N

Josef Balzar, Geistliche Landschaft. Kapellen, Bildstöcke, Flurkreuze und Hausheilige im ehemaligen Gemeindebezirk Heining. SA aus: Das Salzfaß. Heimatkundliche Zeitschrift des Historischen Vereines Rupertiwinkel, N.F. IV., Heft 1, S. 22–25. 1 Karte i. T. 21.318 SA

Beiträge zur Flur- und Kleindenkmalforschung in der Oberpfalz. Regensburg. 26.344 Z

Walter Berger, Die Bild- und Lichtstöcke des XIX. Wiener Gemeindebezirkes. SA aus: Döblinger Museumsblätter, Mai 1973, Nr. 32/33, S. 1–12. 22.429 SA

Derselbe, Eine bemerkenswerte Gruppe von niederösterreichischen Bäckerkreuzen. SA aus: ÖZV XXIX/78, 1975, S. 142–145. 23.074 SA

Derselbe, Die Kultmale (Bildstöcke, Wegkreuze usw.) des Marchfeldes (Niederösterreich). SA aus: ÖZV XXX/79, 1976, 72 S., 3 Karten, 3 Taf., 139 Abb. i. T. 23.811 N

Derselbe, Vierköpfige Lichtstock-Schäfte im niederösterreichischen Weinviertel. SA aus: ÖZV XXV/74, 1971, S. 153–168, 27 Abb., 1 Karte. 21.627 SA

Derselbe, Malkreuz-Grabsteine in Mittel-Slawonien. SA aus: ÖZV XXIV/73, 1970, S. 272–277, 3 Abb. i. T., 10 Abb. auf Taf. 21.843 SA

Franz Biberschick, Schmiedeeiserne Grabkreuze im Museum zu Krems. Verlag Karl Kühne, Wien–Leipzig 1942, 12 S., 12 Taf. (= Niederdonau/Natur und Kultur). Hg. v. Reichsstatthalter in Niederdonau, Gauselbstverwaltung. Museum des Reichsgaues Niederdonau, 20. Heft. 6.618 N

Harald Boesch (Hg.), Freunde der Bildstock- und Flurdenkmalforschung. Namens- und Fachverzeichnis 1977. Begleitworte von Leopold Schmidt. Wien 1977, nicht pag. (38 S.). 24.927 SA

Heinz Bormuth, Zwei Totschlagsühnen aus dem Odenwald. SA aus: Der Odenwald. Zeitschrift des Breuberg-Bundes, 27. Jg., Heft 2/Juni 1980, S. 52–65, Abb. 27.056 SA

Wilhelm Brockpähler, Steinkreuze in Westfalen. Verlag Aschendorff, Münster 1963, 240 S., 171 Abb., 5 Karten (= Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe. Hg. v. Bruno Schier und Martha Bringemeier. Heft 12). 6.021/12 N

Gerolf Coudenhove, Die Wiener Pestsäule. Versuch einer Deutung. Mit einer Abhandlung: Die Dreifaltigkeitssäule als Kunstwerk. Von Wilhelm Mrazek. Verlag Herold, Wien 1958, 30 S., 16 Photos von Paulus Auer. 14.757 N

Anton Dachler, Zwei Bildstöcke. SA aus: Monatsblatt des Altertums-Vereines zu Wien. IX. Band, 27. Jg., Nr. 3., 1910, S. 145–147. 1 Abb. 1.563 SA

Karl Dill, Die Flurdenkmäler des ehemaligen Landkreises Stadtsteinach. Kulturreferat, Kulmbach 1973, 100 S., Abb. auf Taf., 1 Faltkarte. 22.801 N

Anton Dreselly, Grabschriften, Sprüche auf Martersäulen und Bildstöcken etc., dann Hausinschriften, Wirthsschilder, Trinkstuben-Reime, Geräte-Inschriften u. a., gesammelt und geordnet von -. Druck und Verlag von Anton Pustet, Salzburg (1898), 170 S. 489 N

Josef Dünninger und Bernhard Schemmel, Bildstöcke und Martern in Franken. Stürtz Verlag, Würzburg 1970, 216 S., XII Zeichnungen, 184 Abb. auf Taf. 21.520 N

Derselbe und Karl Treutwein, Bildstöcke in Franken. Jan Thorbecke Verlag, Konstanz 1960, 95 S., Abb. (= Thorbecke Kunstbücherei, Band 9). 15.651 N

Editions des amis des oratoires. Imprimerie Paul Roubaud, Aix-en-Provence 1961 ff. Mehrere Bände, dzt. nicht greifbar. 22.582 N

Erich Egg, Weihwasserkesselträger als Vorläufer der eisernen Grabkreuze. SA aus: Tiroler Heimatblätter 1979, S. 77–81, Abb. 26.244 SA

P. Adalbert Ehrenfried, Bildstöcke und Wegkreuze im Kirchspiel Zell am Harmersbach. Buchhandlung Kopf, Zell a. H. 1978, 90 S., Abb. (Zugleich „Das Kleindenkmal“ 4/1980, Nr. 2.) 26.321 N

Ernst Fietz, Von alten Kultmalen in Oberösterreich. Eigenverlag, Linz 1974, 72 S., 34 Abb. auf Taf. 22.946 N

Viktor Flieder, Der Zeichenstein von Göstling a. d. Ybbs. SA aus: ÖZV Bd. XVII/66, 1963, S. 32–37, 1 Karte, 1 Abb. 17.470 SA

Wilhelm Funk, Alte deutsche Rechtsmale. Sinnbilder und Zeugen deutscher Geschichte. Angelsachsen Verlag, Bremen 1940, 230 S. Text, 142 Abb. auf Taf. 16.915 N

- Milovan Gavazzi, Totenraststeine. SA aus: Schweiz. Archiv für Volkskunde, Band 57, 1961, S. 37–46, 5 Abb. 16.274 SA
- Jürgen Gottschalk, Bernhard Schemmel, Entwurf zur Erfassung freistehender religiöser Male (Bildbaum – Bildstock – Wegkapelle). SA aus: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 24/1972, 31 S., 7 Bildtaf., Abb. i. T. 22.456 SA
- Roland Graf und Willi Schreiber, Martern – Kreuzstein – Steinkreuz. Heimatkundliches Jahrbuch des Landkreises Kronach 1/1974. Arbeitskreis für Heimatpflege, Kronach 1974, 130 S., Abb., 1 Faltkarte. 22.947 N
- Rudolf Greinz, Marterln und Votivtaferln des Tuifelemalers Kassian Kluibenschädel. Zu Nutz und Frommen der verehrlichen Zeitgenossen hg. v. –. Verlag L. Staackmann, Leipzig o. J., IV., 98 S., Illustrationen. 20.184 N
- Alexander Grünberg, Pestsäulen in Österreich. Bergland Verlag, Wien 1960, 24 S., davon 16 S. Text, 43 Bildbeigaben (= Österreich-Reihe, Band 122/124). 15.841 N
- Helene Grün, Oberösterreichische Grabkreuze in volkskundlicher Sicht. SA aus: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines, 101. Band, Linz 1956, S. 251–274, 1 Farbbabb., Abb., Illustrationen. 12.785 SA
- Gustav Gugitz, Niederösterreichische Schalensteine im Volksglauben. SA aus: ÖZV. Bd. 4/53, 1950, S. 97–112, 1 Abb. 7.874 SA
- Werner Haas, Weinbergsteine – beachtenswerte Kleinflurdenkmäler. Versuch einer Bestandsaufnahme im Raum Mosbach/Gundelsheim. SA aus: „Badische Heimat – Mein Heimatland“, Heft 2, Juni 1978/58. Jg. Herausgeber: Landesverein Badische Heimat e. V. Freiburg. Zugleich „Das Kleindenkmal“ – wissenschaftliche Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft Denkmalforschung, Jg. 3 (1979), Nr. 1, S. 229–237, Abb. 26.275 SA
- Arthur Haberlandt, Volkskundliches am Wege nach Mariazell. SA aus: Deutscher Volkskalender 1935, S. 71–77, Illustrationen. 18.647 SA
- Claus und Liselotte Hansmann, Calvaires. Schloendorn Verlags-GmbH., München 1962, 246 S., Abb., 1 davon in Farbe. 16.971 N
- Hans Heppenheimer, Garser Kulturbrief. Marterl, Wegkreuze und Säulen im Garser Raum. Jg. 1972, Nr. 3–8, 1973; 1, 3, 4, 6. 24.675 SA
- Alfred Höck, Kleine Beiträge. Zu mittelalterlichen Totenlaternen und Lichthäuschen in Hessen. SA aus: Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde. Band 73 (1962), S. 115–122, Abb. auf Taf. 17.452 SA
- Ludwig von Hörmann (Hg.), Grabschriften und Marterln. Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig 1897, 2 Bändchen, Viertes Tausend, 192 S. 4.093/2 N
- Derselbe (Hg.), Grabschriften und Marterln. Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig 1896, 3. Folge. 192 S. 4.093/3 N
- Herbert Hopf, Studien zu den Bildstöcken in Franken, insbesondere im Stadtbereich und Landkreis Würzburg (= Mainfränkische Hefte 54). Würzburg 1970, 198 S., 32 Abb. auf Taf. 21.833 N

Franz Hula, Der Bildstock in der Landschaft. Xerox aus: Kulturbewußtes Reisen. Österreich-Institut, Wien 1968, S. 92–94. 27.089 SA

Derselbe, Mittelalterliche Kultmale. Die Totenleuchten Europas. Karner, Schalenstein und Friedhofsoculus. Im Selbstverlag, Wien 1970, 108 S., Karten, Abb. 21.544 N

Derselbe, Die Totenleuchten und Bildstöcke Österreichs. Ein Einblick in ihren Ursprung, ihr Wesen und ihre stilistische Entwicklung. Verlag Helene Poech, Wien 1948, 87 S., 32 Taf. 7.124 N

Franz Hutter, Das Tauschen-Kreuz nächst Kolla-Priel bei Melk. SA aus: ÖZV Bd. XVI/65, 1962, S. 100–101, 1 Abb. 16.780 SA

Derselbe, Das Wetterkreuz auf der Stolzalpe bei Murau – eine alte Kultstätte? SA aus: Aus Archiv und Chronik. Blätter für Seckauer Diözesangeschichte, III. Jg., 1950, Heft 4, S. 118–122, 1 Abb. 7.988 SA

Pierre Irigoien, Les oratoires de France depuis les origines. Dessins de Pierre Lhuillier. Editions des Amis des Oratoires, Aix-en-Provence 1977, 325 S., 51 Abb. (Nr. 50). 24.380 N

Herbert Jankuhn (Hg.), Vorgeschichtliche Heiligtümer und Opferplätze in Mittel- und Nordeuropa. Bericht über ein Symposium in Reinhausen bei Göttingen in der Zeit vom 14. bis 16. Oktober 1968. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1970, 319 S., 21 Taf., Abb. (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, philologisch-historische Klasse, dritte Folge, Nr. 74). 21.585 N

Hermann Jung, Neue Bildstöcke in neuer Landschaft. In: Die Stimme Frankens 33, 1967, S. 115–116, 3 Abb. 19.893 SA

Petronella Kainzbauer, Kleindenkmale in der Stadtgemeinde Enns. Stadtgemeinde, Enns 1977, 48 S., Abb., Pläne. Zugleich „Das Kleindenkmal“ – wissenschaftliche Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft Denkmalforschung, Jg. 4/1980, Heft 1. 26.326 N

Wilhelm Kalthammer, Die Portugiesenkreuze in Südwestafrika. SA aus: Namib und Meer 1978, Band 8. Gesellschaft für Wissenschaftliche Entwicklung und Museum, Swakopmund, Südwestafrika/Namibia. S. 7–21 (Summary), Abb. 26.274 SA

F. X. Kiessling, Alte Denksäulen, Steinkreuze und Marterln aus Drosendorf und Umgebung. SA aus: Mitteilungen des Altertums-Vereines zu Wien, Jg. 1898, 20 S., Abb. 4.736 SA

Ernst Kramer, Kreuzweg und Kalvarienberg. Historische und baugeschichtliche Untersuchung. Verlag Librairie Heitz, Kehl/Straßburg 1957, 138 S., 206 Abb., 1 Taf., Katalog (= Studien zur deutschen Kulturgeschichte, Band 313). 14.518 N

Kuhfahl, Die alten Steinkreuze in Sachsen. Ein Beitrag zur Erforschung des Steinkreuzproblems. Verlag des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz zu Dresden 1928, 238 S., 128 Abb., 1 Übersichtskarte. 13.547 N

Franz Lipp, Ein Zeichenstein aus Gosau. SA aus: ÖZV Bd. XVII/66, 1963, S. 23–31, 2 Abb. 17.469 SA

Heinrich Mehl, Fränkische Bildstöcke in Rhön und Grabfeld, Frommer Sinn und kulturelles Erbe. In: Land und Leute, Veröffentlichungen zur Volkskunde, hg. von Wolfgang Brückner, Echter Verlag, Würzburg 1978, 135 S., 172 Abb. 25.157 N

Oswald Menghin, Hausschmuck, Kreuze und Bildstöcke im Ultentale (Südtirol). SA aus: Zeitschrift für österreichische Volkskunde, XVI. Jg., Heft I/II, 1910, 28 S., Abb. 1.552 SA

Wolfgang Meyer, Das Steinkreuz von Draßburg. SA aus: Burgenländische Heimatblätter, 36. Jg., Heft 4, Eisenstadt 1974, S. 160–169, 5 Abb. 22.952 SA

Eugen Mogk, Der Ursprung der mittelalterlichen Sühnekreuze. In: Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse, 81. Band 1929, 1. Heft. Verlag S. Hirzel, Leipzig 1929, 28 S. 4.185 SA

Werner Müller et al.: Flurdenkmale im südlichen Niedersachsen. Katalog der Wanderausstellung; Alfeld 5. 2.–2. 3. 1979, Bockenem 9. 3.–1. 4. 1979, Zell an der Pram (Österr.) 14.–17. 6. 1979. AG. für Heimatkunde Alfeld–Gronau–Elze, in Zusammenarbeit mit der AG. Denkmalforschung Niedersachsen. Elze 1979, unpag. 26.315 SA

Gerhardt Müller, Harald Quietzsch, Steinkreuze und Kreuzsteine in Sachsen. I. Inventar Bezirk Dresden. In: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege. Beiheft 13, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1977, 422 S., 1 Karte, 314 Abb. 24.968 N

Wilhelm Niemeyer und Friedrich Karl Azzola, Die alten Steinkreuze und Kreuzsteine im Stadt- und Landkreis Marburg. SA aus: Zeitschrift des Vereines für hessische Geschichte und Landeskunde, Bd. 80, 1969, S. 37–74, 29 Abb., Skizzen. 21.807 SA

Friedrich Oisser,

a) Geschichte der Kreuze in der Pfarre Gallneukirchen. St. Gallus Bote, Pfarrblatt für die Katholiken von Gallneukirchen. Sondernummer III, 1973, 4 S., 12 Abb.

b) Geschichte der Bildstöcke und Marterln. Sondernummer IV, 1974, 4 S. und Bildblatt mit 66 Abb.

c) Geschichte der Kapellen. Sondernummer V, 1976, 82 Abb. 24.519 SA

Ada Paul, Steinkreuze und Kreuzsteine in Österreich. Eine Bestandsaufnahme von –. Verlag Ferdinand Berger, Horn 1975, 64 S. und 56 Abb. auf Taf., 1 Karte. 23.677 N

Reimmichels Volkskalender für das Jahr 1974 nach der gnadenreichen Geburt unseres lieben Herrn und Heilandes Jesu Christi. 53. Jg. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck (1973). Im Monatsüberblick sind Bildstöcke etc. 13.866 SA

Hans Reuther, Die Bildstöcke des Landkreises Hildesheim-Marienburg. Hg. von Heimatbund und Landkreis Hildesheim-Marienburg e. V., o. J., 54 S., 23 Abb. auf Tafeln (= Nr. 6 der heimatkundlichen Schriftenreihe). 19.446 N

J. Riedl, Die Martersäule zu Zell am See im Pinzgau. Keine weiteren Angaben. S. 80–88. 1.576 SA

Josef Ringler, Schmiedeeiserne Grabkreuze. Eine Auslese vom Ausklang der Spätgotik bis zum Empire. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck 1931, 31 Textseiten, 96 Abb. auf Taf. 4.393 N

Josef Röder (Hg.), Teutonenstein und Heunesäulen bei Miltenberg. Ein Beitrag zur alten Steinindustrie am Untermain. Mit Beiträgen von Georg Knetsch, Herbert Nesselhauf und Christian Pescheck. Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege. Abteilung für Vor- und Frühgeschichte. (= Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte. Hg. v. Klaus Schwarz, Heft 15.) Verlag Michael Lassleben, Kallmünz/Opf. 1960, 86 S., 30 Taf., 3 Kartenbeilagen, Zeichnungen i. T. 16.439 N

M. Magdalena Röder, Wegkreuze, Marterln und Bildstöcke in der Pfarre Thernberg. Hg.: Marktgemeinde Scheiblingkirchen-Thernberg in Zusammenarbeit mit der Ortsstelle des Niederöstr. Bildungs- und Heimatwerkes, Marktgemeinde Scheiblingkirchen-Thernberg 1980, 51 S., Zeichnungen. 27.172 N

Hans Roth, Marterlsprüche. Gesammelt und hg. von -. Süddeutscher Verlag, München 1973. 98 S., Abb., Zeichnungen. 22.512 N

Siegfried Rumbler, Historische Grenzsteine. In: Rad und Sparren, Zeitschrift des Historischen Vereins Rhein-Main-Taunus e. V., 3. Jg., Dezember 1977, Heft 2 (5), S. 26-37. 25.686 SA

Walter Saal, Die Entstehungszeit des Bildstockes von Hopperstadt. SA aus: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst, Band 21/1969, S. 359-362, Abb. 26.273 SA

Derselbe, Der Kreuzstein von Unterlauter. SA ohne nähere Angaben („5. Landesstiftung“). S. 69-78, Illustrationen (= Coburger Landesstiftung, Bd. 5). 26.272 SA

Hans Samitz, Kärntner Bildstöcke. Carinthia, Klagenfurt 1978, 111 S., Farbbabb. 25.722 N

Elmar Schallert, Kapellen und Bildstöcke in der Pfarre Nenzing. Dornbirn 1968, 61 S., Abb. i. T. 20.522 N

Rainer H. Schmeissner, Steinkreuze in der Oberpfalz. Ein volkstümlich-rechtskundlich-topographischer Beitrag zur Flurdenkmalforschung in Bayern. Studio Druck, Regensburg 1977, 414 S., 41 Abb. 24.751 N

Walter Schmidkunz (Hg.), Marterln und Grabschriften. Nach einer Sammlung von Ludwig von Hörmann. Richters, Erfurt 1941, 126 S., Illustrationen. 6.354 N

Leopold Schmidt, Bildstöcke im Bild. Ein Überblick über die bildkünstlerische Darstellung von Bildstöcken vom 15. bis zum 19. Jahrhundert. SA aus: ÖZV Bd. XXXII/81, 1978, S. 1-16. 24.890 SA

Derselbe, Gemauerte Bildstöcke auf gemalten Bildtafeln. SA aus: Bauernbundkalender 1973. Österreichischer Agrarverlag, Wien 1972, S. 136-140. 22.342 SA

Derselbe, Die Sitzsteine auf dem Judenbichl bei Villach. SA aus: ÖZV Bd. XXIV/73, 1970. S. 101-110. 21.322 SA

Derselbe, Wegkreuze und Bildstöcke im Umkreis von Gobelsburg. Ausstellungskatalog des Österreichischen Museums für Volkskunde, Wien 1977, 42 S., Vervielf.
22.584/13 FM-Ö+H-App.

Emil Schneeweis, Bericht über die 2. Internationale Tagung für Bildstock- und Flurdenkmalforschung. SA aus: ÖZV Bd. XXXIII/82, 1979, S. 311–316.

26.513 SA

Derselbe, Besprechung von Jürgen Gottschalk – Bernhard Schemmel, Entwurf zur Erfassung freistehender religiöser Male (Bildbaum – Bildstock – Wegkapelle). SA aus: ÖZV Bd. XXVII/76, 1973, S. 350–352.

22.710 SA

Derselbe, Bildstöcke in Niederösterreich als Objekte religiös-volkskundlicher Gedankengänge. Dissertation(sentwurf) zur Erlangung des Doktorgrades an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien, Wien 1966, 225 S., Abb., Fotokopie.

25.708 Diss.

Derselbe, Bildstöcke – Steinkreuze – Marterln. Eine Einführung in die Flurdenkmalforschung. Manuskript zur gleichnamigen Reihe in der Sendung „Wandern mit Musik“ des Landesstudios Burgenland. Keine weiteren Angaben, unpag. (12 Bl.).

26.871 SA

Derselbe, Bildstöcke und Wegsäulen in Währling. In: Unser Währling. 1. Jg., 1966, 2. Heft, S. 9–16, 7 Abb. i. T.

19.550 SA

Derselbe, Blitzschlagmarterln im Waldviertel. SA aus: Sammeln und Sichten. Beiträge zur Sachvolkskunde. Festschrift für Franz Maresch zum 75. Geburtstag. Hg. von Michael Martischig. Verband der Wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, Wien 1979, S. 395–400, 8 Abb.

26.686 SA

Derselbe, Eine verbotene Dreifaltigkeitsdarstellung als Giebelzier. Ein Beitrag zum Thema des „Dreigesichts“ (mit 1. Abb.). SA aus: ÖZV Bd. XXXIV/83, 1980, S. 15–22, 1 Abb.

26.587 SA

Derselbe, Zur Ikonographie der Flurdenkmale in Niederösterreich. SA aus: Volkskunst, Callwey, München 2/1979, S. 77–91, Abb.

26.003 SA

Derselbe, Zum derzeitigen Stand der Flurdenkmalforschung in Deutschland. 5. Tagung der AG Denkmalforschung vom 29. bis 31. Mai 1971 in Fulda. SA aus: ÖZV Bd. XXV/74, 1971, S. 259–264.

22.709 SA

Derselbe, Steinkreuze (Sühnekreuze) in Salzburg, Niederösterreich und im Burgenland. In: Das Kleindenkmal, wissenschaftliche Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft Denkmalforschung 1, 1977, Nr. 1, 9 S., 15 Abb.

25.177 N

Derselbe, Wallfahrtsmotive auf, an und in Flurdenkmalen. In: 2. Internationale Tagung für Bildstock- und Flurdenkmalforschung 14.–17. Juni 1979. Kurzfassung der Referate; hg. v. Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege in Oberösterreich, Linz an der Donau, Arbeitskreis für Flurdenkmalforschung im Oö. Volksbildungswerk, Linz 1979, S. 19–20.

26.262 SA

Robert Sieger, Nichtdeutsche Marterln. SA aus: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Heft 3, Berlin 1899, S. 236–245.

611 SA

Eduard Skudnigg, Bildstöcke und Totenleuchten in Kärnten. Verlag des Geschichtsvereines für Kärnten, Klagenfurt 1967. 280 S., 96 Abb., 52 Skizzen. (= Kärntner Heimatleben. Hg. v. Geschichtsverein für Kärnten. Geleitet von Gotbert Moro, Bd. 9.) 14.815/9 N

Derselbe, wie oben, 2. erg. u. erw. Auflage, Klagenfurt 1972, 295 S., 99 Abb., 52 Skizzen (= Kärntner Heimatleben, Bd. 15). 14.815/15 N

Derselbe, wie oben, 3. erg. u. erw. Auflage, Klagenfurt 1977, 295 S., 99 Abb., 52 Skizzen (= Kärntner Heimatleben, Bd. 22). 14.815/22 N

(Stahl), Marterl, Votivtafeln, Bildstöcke, Grabschriften, Feldkreuze, Leichenbretter, Haussprüche, Armeseelenbilder in Tirol, Vorarlberg, Bayerischen Wald, Vorgebirge und Albayerischen. Gesammelt von mehreren Touristen. Stahl'sche Buchhandlung, Regensburg, 2. Auflage o. J., 48 S., Abb. 2.916 N

(C. Stahl), Marterl, Votivtafeln, Bildstöcke, Grabschriften, Feldkreuze, Leichenbretter, Haussprüche, Armeseelenbilder in Tirol, Vorarlberg, Bayerischen Wald, Vorgebirge und Albayerischen. Gesammelt von mehreren Touristen. Stahl'sche Buchhandlung, Regensburg o. J., 38 S. 18.006 N

Heinz Sary, Die Bildstockbegründungen aus geschmiedetem Eisen – Les croix d'ornement en fer forgé. Berufs- und Fachfragen. In: Metall 14/1978, S. 562–567, Abb. 25.493 SA

H(ermann) Steininger, Grenzsteine in Niederösterreich. SA aus: Österreichische Ärztezeitung (Kultur im Zeitgeschehen), 35. Jg., Heft 7, 1980, S. 444–446, Abb. 26.875 SA

Das Steinkreuz. Mitteilungsblätter der Deutschen Steinkreuzforschung. Begründet und geleitet von Leonhard Wittmann. Nürnberg 1932 ff. 22.383 Z

Martin Stur, Zeichen am Weg. Bildstöcke, Feldkreuze, Feldkapellen. Ihre Geschichte, ihre Erhaltung, ihre Neugestaltung. Hg. vom Katholischen Bildungsheim Groß-Rußbach, NÖ., o. J., Vervielf., 39 S. 22.068 N

Das Sühnekreuz von Trausdorf/Wulka, Burgenland. SA aus: Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland; Kulturwissenschaften, Eisenstadt 1976, Heft 57, S. 64–194, 17 Abb., Karten. Mit Beiträgen von Karl Kaus, Wolfgang Meyer, Alfred Ratz. 23.909 N

László Timaffi, Emberalakú fejfák, sírkerezbeket kisértő földi temetőinkben. SA aus: Arrabona (Győr), 5, 1963, S. 303–319. Dte. und russ. Zusammenfassung, 16 Abb. i. T. (= Menschenförmige Grabsäulen und Grabkreuze in den Friedhöfen der kleinen Ungarischen Tiefebene). 18.200 SA

Alois Topitz, Zur Deutung der „Roten Kreuze“. SA aus: Oberösterreichische Heimatblätter, Jg. 33/1979, S. 100–103. 26.269 SA

Gabor Tüskés, Steinerne Weg- und Friedhofskruzifixe in Ungarn. Mit 8 Abb. SA aus: ÖZV Bd. XXXIII/82, 1979, S. 267–281. 26.512 SA

Max Vancsa, Über Bet- und Denksäulen in Niederösterreich. Vortrag, gehalten im Altertums-Vereine zu Wien am 17. März 1905. SA aus: Berichte und Mitteilungen des Altertums-Vereines zu Wien, XXXIX. Band, 1905, S. 101–118, VIII Taf.

1.190 N

P. Bernard Wagner, Die Waldandacht in Stift Zwettl. Berger & Schwarz, Zwettl o. J., 8 S., Abb.

14.550 SA

Max Walter, Vom Steinkreuz zum Bildstock. Ein Beitrag zur badischen Steinkreuzforschung. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe 1923, 37 S., Abb., Illustrationen (= Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main“, Nummer 25).

4.466/25 N

Josef Weingarten, Tiroler Bildstöcke. (= Österreichische Volkskultur. Forschungen zur Volkskunde. Hg. v. Anton Dörrer, Viktor Geramb, Leopold Schmidt. Band 4.) Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst, Wien 1948, 160 S., mit Abb.

6.993/4 N

Franz Wilhelm, Zur Geschichte der alten Steinkreuze, Ruhsteine und Marterln. SA aus: Erzgebirgszeitung XXVII. Jg., 31 S., Abb.

1.254 SA

Herbert Wolf, Die alten Steinkreuze im Landkreis Cham in der Oberpfalz. SA aus: „Der Regenkreis“, heimatkundliche Blätter für das mittlere Regen- und Schwarzahtalgebiet 1969, Heft 4/5, 26 S., 11 Abb. i. T.

21.093 SA

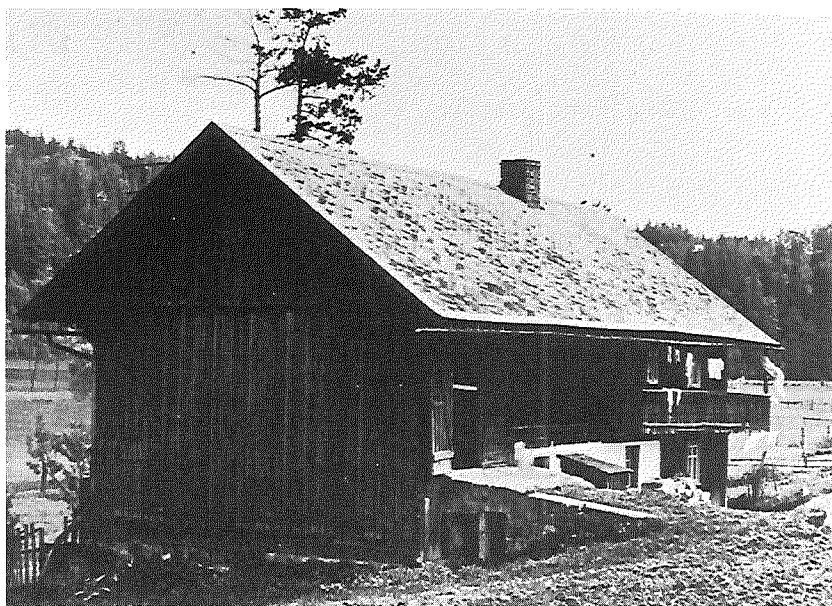
Marian Zadnikar, Znamenja na Slovenskem. Ljubljana, Slovenska Matica, 1964, 194 S., LXIV Bildtaf., Textbilder (= Bildstöcke im slowenischen Volksgebiet).

18.279 N

Zu Hanna Nasz, Zillertaler-Erdmannsdorf



1. Cmentarnastraße 12



2. Cmentarnastraße 12 (Stadel)

Zu Hanna Nasz, Zillertaler-Erdmannsdorf



3. Cmentarnastraße 12



4. Cmentarnastraße 12

Zu Hanna Nasz, Zillertaler-Erdmannsdorf

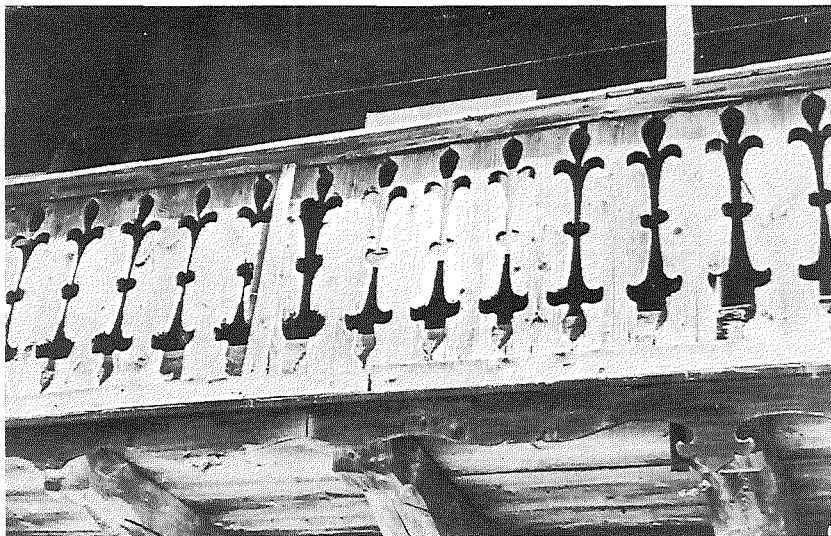


5. Cmentarnastraße 12

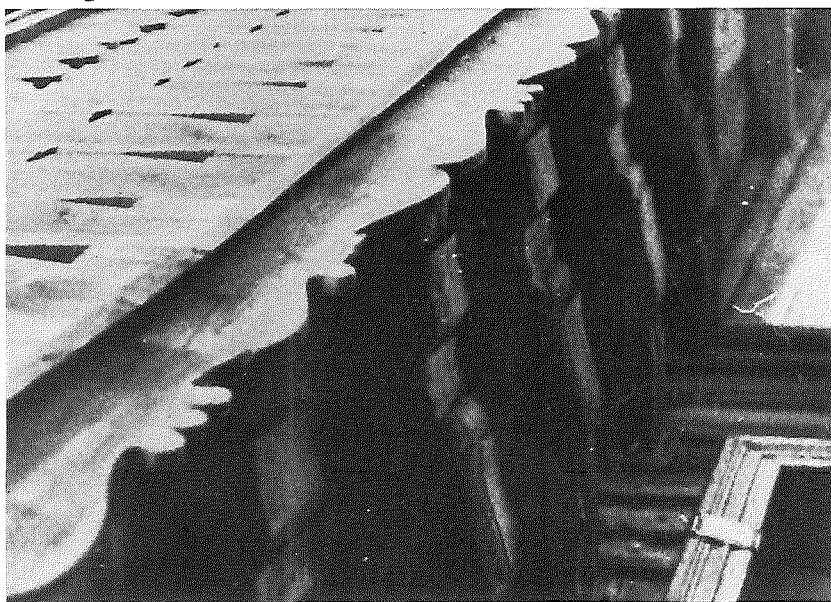


6. Cmentarnastraße 12

Zu Hanna Nasz, Zillertaler-Erdmannsdorf



7. Godebskistraße 2



8. Godebskistraße 2

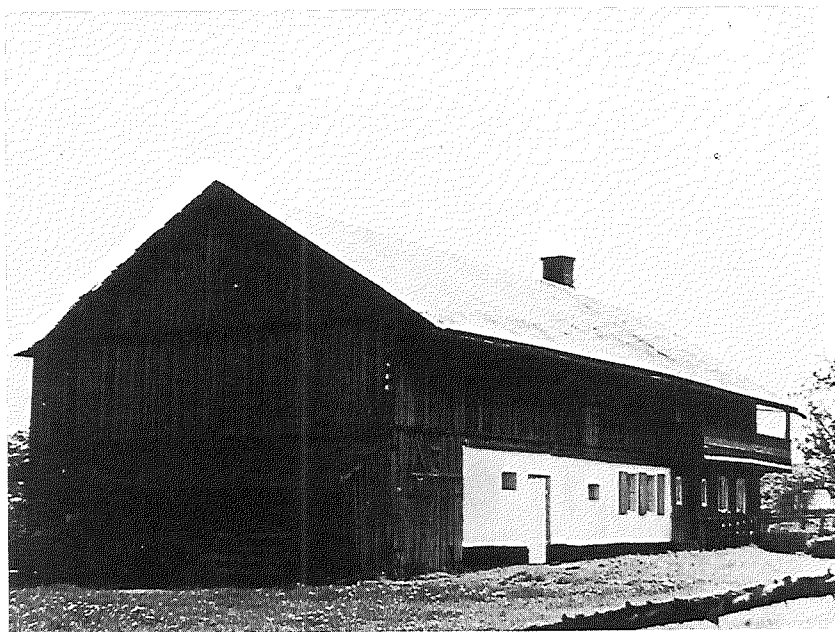
Zu Hanna Nasz, Zillertaler-Erdmannsdorf



9. Daszyńskistraße 12



10. Daszyńskistraße 12

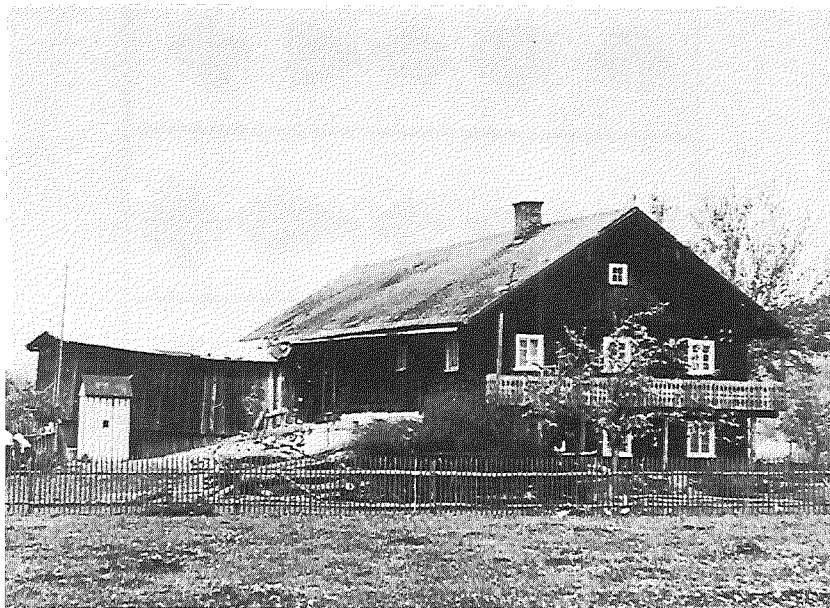


11. Daszyńskistraße 12

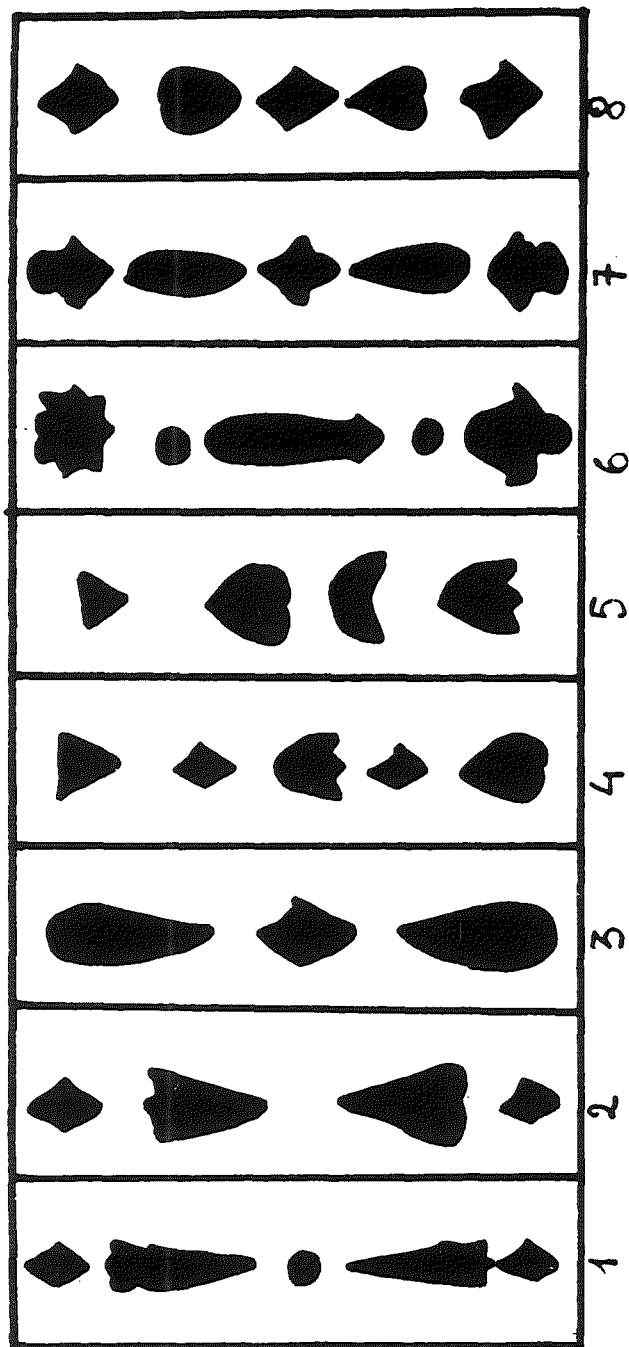


12. Daszyńskistraße 12

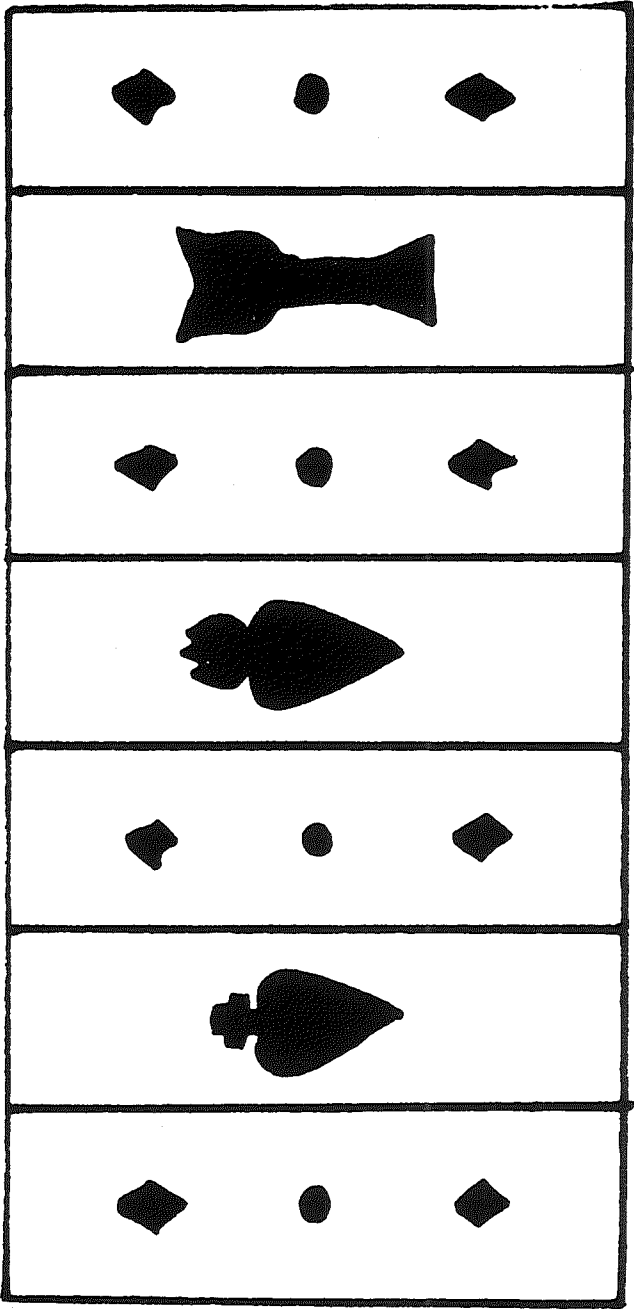
Zu Hanna Nasz, Zillertaler-Erdmannsdorf



13. Daszyńskistraße 10



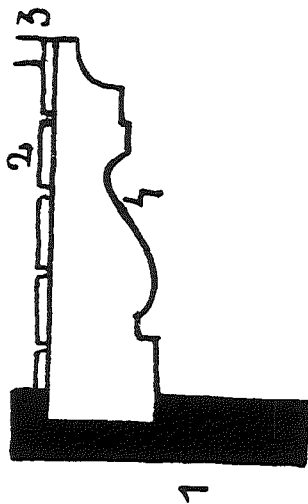
Zu Hanna Nasz, Zillertaler-Erdmannsdorf



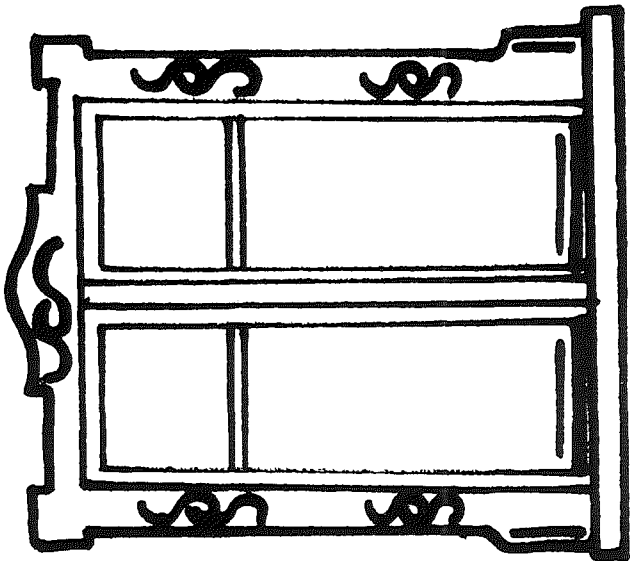
Skizze 3

Rys. 4.

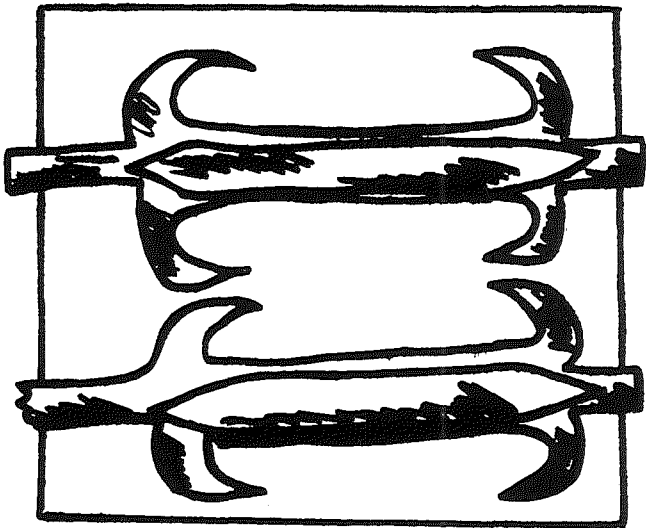
- 1 - stopień
- 2 - deski ganku
- 3 - balustrada
- 4 - wlotowy krokoszyn



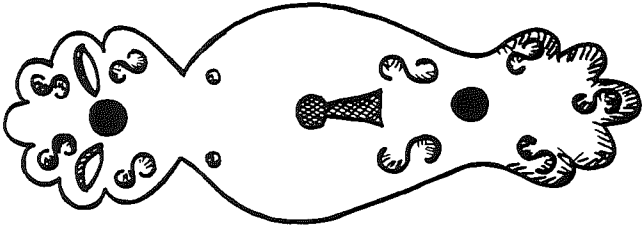
Zu Hanna Nasz, Zillertaler-Erdmannsdorf



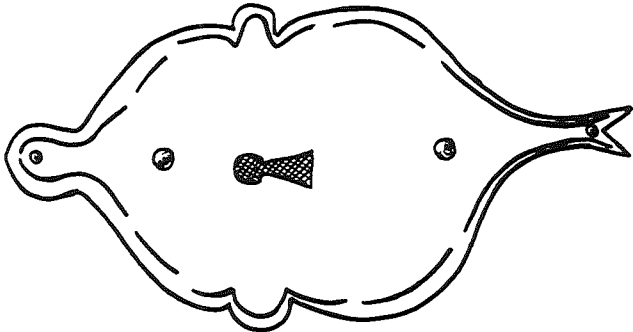
Skizze 9



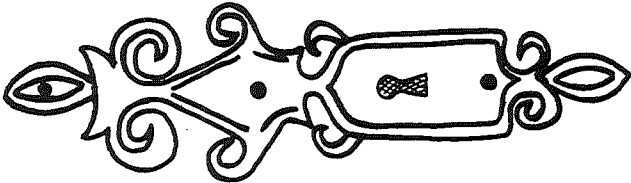
Skizze 8



Skizze 13

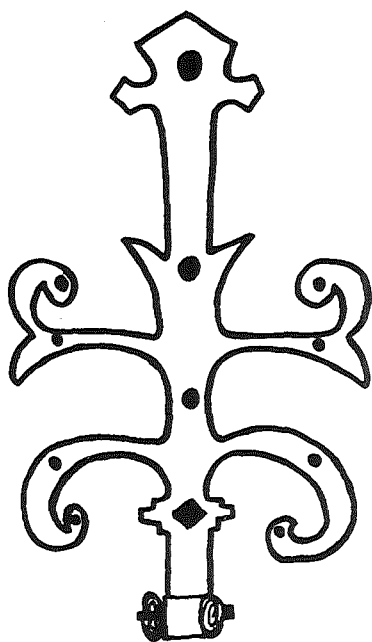


Skizze 12



Skizze 10

Zu Hanna Nasz, Zillertaler-Erdmannsdorf



Skizze 14

Die Hutterer – ein Stück alter alpenländischer Kultur in der neuen Welt

von Rolf Wilh. Brednich

Nordamerika gilt dem Europäer gemeinhin als der große Schmelztiegel der Völker, der *melting pot*, in den sämtliche Einwanderer nach kurzer Zeit eingeschmolzen wurden, um eine neue amerikanische Einheitskultur zu formen. Bei genauerem Zusehen trifft dieses Bild, das geläufigen Klischeevorstellungen folgt, jedoch nicht ganz zu. Gerade das amerikanische *Bicentennial* im Jahre 1976 hat auch unter Europäern den Blick für die Mosaikhaftigkeit der amerikanischen Kultur geschärft, und neuerdings beschäftigt sich die Forschung in mehreren anthropologischen Disziplinen besonders mit diesem Problem der *ethnicity* und dem Beitrag u. a. der verschiedenen europäischen Bevölkerungsgruppen, die das kulturelle Gepräge Nordamerikas mitgestaltet haben. Was den deutschsprachigen Anteil betrifft, so ist die Gruppe der sog. Amish in Pennsylvania, die einer vollkommenen Akkulturation bisher erfolgreich widerstanden haben, hierzulande relativ gut bekannt. Es handelt sich um extrem glaubensstrenge und konservative Mennoniten, die im 18. Jh. aus Südwestdeutschland auswanderten und sich als Angehörige einer ethnischen und religiösen Sondergruppe von der Kultur des Gastlandes bewußt absonderten. Im vorliegenden Beitrag soll von einer ähnlichen religiösen Gemeinschaft in Nordamerika gehandelt werden, die von ihrem Ursprung her jedoch wesentlich älter ist und deren Wurzeln nach Tirol zurückreichen.

Die hutterischen Brüder oder Hutterer, von denen die Rede sein soll, führen ihren Ursprung auf jenen Tiroler Hutmacher Jakob Hutter zurück, der am 25. Februar 1536 als Ketzer und Wiedertäufer

in Innsbruck öffentlich auf dem Scheiterhaufen hingerichtet worden ist. Die Nachkommen der von Hutter begründeten religiösen Gemeinschaft leben bis zum heutigen Tage in den Prärieprovinzen der Vereinigten Staaten und Kanadas. Ihre mehr als 200 über North und South Dakota, Alberta, Saskatchewan und Manitoba verstreuten Bruderhöfe stellen eine vielbeachtete deutschsprachige Subkultur im Lande und darüber hinaus einen bedeutenden Wirtschaftsfaktor dar. Nur noch wenige Österreicher wissen von der Existenz dieses alpenländischen Kulturrelikts in der Neuen Welt. Dem Ethnologen bietet sich hier die wohl einmalige Chance, einer Bevölkerungsgruppe zu begegnen, deren Wertvorstellungen sich im 16. Jh. herausgebildet haben und deren zugehörige Lebensformen und Verhaltensweisen eine vielfach ungebrochene Tradition aufzuweisen haben, wie sie in Europa selbst ohne Beispiel sein dürfte.

Die Wanderwege der Hutterer von ihrem Mutterland Tirol zu ihren heutigen Ansiedlungen in Nordamerika sind verschlungen und teilweise recht abenteuerlich. Es würde zu weit führen, sie hier detailliert nachzeichnen zu wollen. Einige kurze Hinweise müssen genügen. Die Wanderungen der Hutterer waren keine freiwilligen – etwa von nomadischem Wandertrieb ausgelöst – Bewegungen, sondern sie geschahen stets unter Zwang, den die herrschende Gesellschaft jeweils auf eine unbequeme religiöse Minderheit ausübte. So wechselten in der Geschichte der hutterischen Gemeinden stets Perioden ruhiger Seßhaftigkeit mit Zeiten schwerer Verfolgung und Unterdrückung. In diesem Prozeß wurden sie immer weiter nach dem Osten abgedrängt, bis sie sich schließlich durch die Auswanderung nach Rußland dem Zugriff der Verfolger entzogen. Dies geschah im Jahre 1770. Zuvor waren die Hutterer in Mähren (1529–1622), in Ungarn und Siebenbürgen (1622–1767) und in der Walachei (1767–1770) ansässig gewesen. In den europäischen Museen zeugt noch heute die Habaner-Keramik von dieser bedeutenden Entwicklungsphase der hutterischen Kultur. 1755–62 erhielten sie in Rumänien Zuzug von Gleichgesinnten, von Maria Theresia aus Kärnten vertriebenen Wiedertäufern, was von bleibendem Einfluß auf die Mundart der Hutterer wurde, die sich heute als eine Mischung von Tiroler und Kärntner Elementen darstellt. Als das zaristische Rußland nach 1873 seine deutschen Minderheiten durch Einführung der Wehrpflicht und den russischen Schulunterricht unter starken politischen Druck zu setzen begann, wanderten die Hutterer zusammen mit den in ihrer Nachbarschaft siedelnden deutschsprachigen Mennoniten nach den USA aus. 1918 schloß sich als Folge des 1. Weltkrieges eine letzte Zwangswanderung an, die die Hutterer in die kanadischen Prärien führte.

Was unterscheidet die hutterischen Brüder von anderen religiösen

Gemeinschaften und weshalb waren sie in ihrer 450jährigen Geschichte immer wieder solch schweren Verfolgungen ausgesetzt? Jakob Hutter, Peter Riedemann, Andreas Ehrenpreis und die vielen anderen Väter und Märtyrer dieser Bewegung predigten die radikale Abkehr von der Welt und die Rückkehr zu Formen des Gemeinschaftslebens, wie sie die christlichen Urgemeinden geübt hatten. Die wichtigsten Glaubenssätze der Hutterer sind seitdem die Erwachsenentaufe, die Nichtbeteiligung an staatlichen Ämtern, Gewaltlosigkeit, Verweigerung des Wehrdienstes und der Eidesleistung sowie Verzicht auf persönliches Eigentum. Die Hutterer haben während der langen Siedlungsperiode von 1529–1622 in Mähren eine eigene Form des Zusammenlebens auf sog. Bruderhöfen entwickelt. Der Bericht des Paulus über die Urgemeinde (Apg. 2,44: „waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam“) wurde auf diesen Höfen in die Tat umgesetzt. Dieses System gilt noch bis zum heutigen Tag; man hat es nicht zu Unrecht als „christlichen Kommunismus“ bezeichnet.

Der Verfasser dieser Zeilen hat in den Jahren 1977 und 1979 jeweils drei Monate auf mehreren hutterischen Bruderhöfen in Saskatchewan gelebt und gearbeitet und will versuchen, einige Eindrücke von diesem Aufenthalt wiederzugeben. Er arbeitet seit 1975 mit Unterstützung des National Museum of Man in Ottawa an der Erforschung deutschsprachiger Bevölkerungsgruppen in Westkanada. Seine Methode ist die der teilnehmenden Beobachtung mit hohem Partizipationsgrad. Ziel ist die Verwirklichung eines anthropologischen Konzeptes der verstehenden Interaktion, wobei sich der Forscher möglichst stark in die beobachtete Gruppe integriert, um sich an die Stelle des anderen versetzen und Einsichten in dessen Verhaltensweisen und Wertsystem gewinnen zu können. Ein entscheidender Vorteil dieser Vorgehensweise ist die Rolle, die der Forscher im Rahmen eines solchen Verstehensprozesses spielt: er tritt nicht als der Forscher in Erscheinung, der durch neugierige Fragen und sonstiges auffällige Verhalten mit Kamera und Magnetophon Material für ein Buch o. ä. gewinnen will, er ist nicht Gast, sondern Helfer, Mitarbeiter, Mitglied der verschiedenen Gruppierungen in Arbeit und Freizeit, nach einigen Wochen der verständlichen Reserve gegenüber dem Fremden schließlich sogar Kamerad und Freund. Jedenfalls konnten durch eine solcherart aufgefaßte Feldforschung Einblicke in das kulturelle System der Hutterer erreicht werden, wie sie einem Besucher verschlossen bleiben müssen, der nur wenige Stunden oder Tage auf einem hutterischen Bruderhof zu Gast weilt.

Die Hutterer nennen ihre Ansiedlungen heute nicht mehr Bruderhöfe, sondern Kolonien (von engl. colony). Gegenwärtig gibt es ca. 200 solcher Kolonien in den USA und in Kanada bei einer Gesamtzahl

von über 22.000 Hutterern. Das bedeutet, daß auf einer solchen Kolonie rund 100 Menschen zusammenleben. Steigt die Zahl über 100, so wird eine Teilung herbeigeführt, die eine Hälfte der Bevölkerung übersiedelt in eine neue Kolonie und baut diese auf. Mit diesem System ständiger ‚Zellteilung‘ ist im Laufe der letzten 60 Jahre der mittlere Westen Kanadas mit einem ganzen Netz hutterischer Großfarmen überzogen worden. Durchschnittlich vergehen 15 Jahre von einer Teilung zur anderen. Seit der Auswanderung in die Neue Welt ist dabei kein Bevölkerungszuzug von außen mehr eingetreten, d. h. daß sich die Gesamtpopulation noch immer aus den Nachkommen jener 600 Einwanderer rekrutiert, die 1874 aus Rußland emigrierten; ein anthropologisch und soziologisch wohl einmaliges Phänomen, das in der hohen Kinderzahl und der geringen Kindersterblichkeit nur teilweise seine Erklärung findet.

Innerhalb der hutterischen Bewegung unterscheiden wir heute drei Zweige, die Darius-Leute, Lehrer-Leute und Schmiede-Leute, benannt nach den Namen bzw. Berufen der ersten Gründer von Bruderhöfen in North Dakota im Jahre 1879. Die Unterschiede zwischen den drei Zweigen sind geringfügig, jedoch im Bewußtsein der Hutterer bereits so stark eingepreßt, daß z. B. eheliche Verbindungen zwischen ihnen selten sind. Der Verf. lebte hauptsächlich auf einer Darius-Leute-Kolonie am South Saskatchewan River 16 Meilen von Saskatoon. Die Darius-Leute können als die konservativste der drei Gruppen angesehen werden, was bedeutet, daß irgendwelche Neuerungen wenig Chancen haben, in ihr kulturelles System aufgenommen zu werden.

Dieser Rigorismus trifft allerdings nur für das häusliche und religiöse Leben zu, nicht für die Farmeinrichtungen. In bezug auf letztere gilt der ‚historische Kompromiß‘, den die Hutterer bei ihrem Eintreffen in Amerika schlossen: um zu überleben, waren sie bereit, die bis dahin abgelehnte moderne Technik zu adaptieren. Demzufolge stellt sich ein Hutterer-Hof heute zunächst einmal als ein landwirtschaftlicher Musterbetrieb dar, auf dem die modernsten Errungenschaften der Technologie anzutreffen sind. Die Hutterer betreiben auf ihrem jeweils riesigen Landbesitz ein sog. large scale farming, außerdem setzen sie ihr großes Potential von eigenen Arbeitskräften auf den Kolonien auch für alle erdenklichen Arten der Viehzucht und sonstiger Nahrungsmittelproduktion (Schweine- und Rinderzucht, Milchwirtschaft, Aufzucht von Enten, Gänsen, Truthähnen, Hühnern, Bienen usw., Gemüseanbau) ein. Der erwirtschaftete Gewinn fließt nicht dem einzelnen Mitglied, sondern der Gemeinde zu und dient fast ausschließlich der Kapitalanhäufung und anschließenden Investition für die regelmäßigen Teilungen. Daraus ergibt sich bereits ein wichtiger

Hinweis auf die Einschätzung der Hutterer durch die heutige Öffentlichkeit in Kanada: Sie gelten als landhungrig, bedürfnislos bis geizig, man hält sie für gute Geschäftsleute, die den Kanadiern das Land vor der Nase wegkaufen und überdies keine Steuern bezahlen und an keinen Wahlen teilnehmen. D. h. die Einstellung des Kanadiers schwankt zwischen Bewunderung und Verachtung, je nach Nähe bzw. Betroffenheit. Die Vorurteile gegenüber diesen fremdartig anmutenden Nachbarn überwiegen jedoch, besonders aufgrund der Tatsache, daß die Hutterer meist fernab der Durchgangsstraßen und großen Städte siedeln und daß auch ihr äußeres Erscheinungsbild bis zum heutigen Tag fast mittelalterlich und unangepaßt geblieben ist. Da nur wenige Kanadier wirklichen Einblick in das Gemeinschaftsleben auf einer solchen Kolonie haben, kursieren unter ihnen viele falsche, mitunter kuriose Vorstellungen über das hutterische System.

Die Riverview Colony liegt in einer Flußniederung am South Saskatchewan River, meilenweit entfernt von der nächsten menschlichen Behausung, jedoch mit einer guten Straßenverbindung in die Stadt. Das andere Ufer mit einem weitgehend von rußlanddeutschen Mennoniten besiedelten Landstrich erreicht man über eine sieben Kilometer entfernte Fähre. Die Hutterer haben sich 1958 hier niedergelassen. Sie kamen aus dem südlichen Teil der westlichen Nachbarprovinz Alberta. Riverview ist die zweitälteste Hutterer-Kolonie in Saskatchewan; der Zustrom der Hutterer in diese Provinz hält bis zum heutigen Tag an, zumal hier häufig Farmland zum Kauf angeboten wird, wenn auch zu phantastischen Preisen.

Riverview besitzt 8.800 Acres Land, das sind 3.561 Hektar oder nahezu 14 Quadratmeilen oder Sektionen, das entspricht 36 km² (die ersten Siedler vor hundert Jahren begannen mit einer Viertelsektion oder 160 Acres Land). An europäischen Verhältnissen gemessen mag das zunächst als eine riesenhafte Fläche erscheinen, aber ein Drittel des weiten Landbesitzes ist steinigtes Grasland, das für den Getreidebau ungeeignet ist und lediglich als Weideland für eine Herde von 160 Rindern dient. Immerhin erlaubt das Land, das sich unter dem Pflug befindet, einen ausgedehnten Getreideanbau. Die Kolonie bestreitet aber ihren Lebensunterhalt noch aus weiteren Quellen: Milch, Eier, Honig und Gartenprodukte spielen neben der Schweinezucht eine Hauptrolle im regelmäßigen Einkommen des Hofes. Er besitzt ein gutes Management und wird seit seiner Gründung erfolgreich bewirtschaftet, so daß 1977 eine der im hutterischen System üblichen Teilungen erfolgen konnte. Die Hälfte der Bevölkerung von Riverview übersiedelte auf einen neuen Hof 100 km östlich von der Mutterkolonie.

Der Personenstand von Riverview ist daher nicht sehr groß; die

Kolonie zählte zum Zeitpunkt meines Besuches insgesamt 56 Personen. Die Durchschnittsgröße der Familien mit ca. fünf Mitgliedern liegt erheblich unter dem Durchschnitt anderer hutterischer Höfe, aber mehrere Familien auf Riverview sind noch sehr jung, so daß die Kolonie in den nächsten Jahren sicherlich weiter wachsen wird. In den Kindergarten gingen 1979 nur fünf Kinder, die Grundschule besuchten 14. Jede Familie verfügt über eigene Wohn- und Schlafräume, jedoch über keine Küche und Speisezimmer, da die Mahlzeiten bei den Hutterern im Gemeinschaftshaus eingenommen werden. In diesem Gebäude befinden sich Küche, Backraum, Kühlraum, Speisekammer und Keller sowie zwei getrennte Speiseräume für Erwachsene und Kinder. Gegenüber diesem Gemeinschaftshaus steht die Schule, die bei den Hutterern gleichzeitig als Kirche dient. Alle Gebäude sind rechteckig zueinander angeordnet und lassen in der Mitte Raum für einen großen, gepflegten Rasen. Um dieses Zentrum sind die verschiedenen anderen Wirtschaftsgebäude angeordnet. Ein ähnliches Schema liegt mehr oder weniger allen Hutterer-Höfen zugrunde. Nach diesem Modell waren bereits die Bruderhöfe im Osten Europas eingerichtet, ein Zeichen dafür, daß sich diese Siedlungsstruktur bewährt hat. Sie ist sichtbarer Ausdruck des Gemeinschaftslebens, zumal man die Kommunikationsbahnen zwischen den einzelnen Familien an den Pfaden ablesen kann, welche die täglichen Schritte der Menschen im Rasen hinterlassen.

Das Alltagsleben auf einer hutterischen Kolonie ist durch den Rhythmus von Arbeit, Andacht und Freizeit gekennzeichnet. Das Gemeinschaftsleben wird rein äußerlich durch eine Glocke geregelt, die vor dem Gemeinschaftshaus aufgestellt ist und zu allen Tageszeiten an die verschiedenen Einrichtungen gemahnt. Sie ruft allerdings nur zu den weltlichen Anlässen, nicht jedoch zum Gebet, da die Hutterer als radikale Reformatoren nichts aus dem altkatholischen Erbe übernehmen wollten, auch nicht das Glockenzeichen. Die meisten Arbeiten auf den Feldern und in den Ställen werden von den Männern gemeinschaftlich ausgeführt, ebenso haben die Frauen ihre getrennten Aufgaben in Küche und Keller. Die Kinder werden schon sehr früh in den Arbeitsprozeß einbezogen und besuchen die englische Schule auf der Kolonie nur bis zur neunten Klasse. Einen weiterführenden Schulbesuch lehnen die Hutterer seit Jahrhunderten ab. Obwohl die Mitglieder einer Kolonie keine spezielle Ausbildung erfahren, verfügen sie doch auf den verschiedensten Gebieten der Technik über hervorragende Kenntnisse. Jede Kolonie besitzt Schreiner, Schuster, Buchbinder, Maurer, Kraftfahrzeugmechaniker usw., und bei der geringen Zahl von erwachsenen männlichen Mitgliedern auf der Riverview-Kolonie war es nahezu selbstverständlich, daß jeder von ihnen verschiedene Funk-

tionen auszuüben imstande war. Die Kenntnisse werden schon während der Schulzeit an die jüngeren Mitglieder der Kolonie weitergegeben, die nach ihrem Ausscheiden aus der Schule Übergangslösungen in die Arbeitsprozesse eingegliedert werden können.

Nach vollbrachter Tagesarbeit am Abend begibt man sich zum täglichen „Gebet“. Frauen und Männer nehmen auf getrennten schmucklosen Holzbänken Platz, singen die seit Generationen von ihren Vorvätern überlieferten hutterischen Hymnen, hören die vom Prediger verlesenen und aus dem 16. oder 17. Jh. stammenden alten Predigttexte und verrichten mit aufgehobenen Händen und niedergebeugten Knien ihr langes Gebet. Bei dieser Gelegenheit wird besonders deutlich, daß das hutterische System sich auf die Basis des Glaubens gründet, daß man das Überleben dieses Systems bis zur Gegenwart nur richtig verstehen und einschätzen kann, wenn man diese Glaubensgrundlagen kennt, die diese Menschen bis zum heutigen Tage zusammenhalten und verbinden. Die strengen Regeln und Normen dieses patriarchalischen und altertümlichen Gemeinschaftslebens haben sich im 16. Jh. herausgebildet und werden bis zum heutigen Tage ohne Abstriche verfolgt.

Auch das gesamte Privatleben der Mitglieder einer Kolonie der hutterischen Brüder unterliegt der strengen Gesetzmäßigkeit dieser Glaubensgemeinschaft. Die Abgewandtheit von der Welt bedeutet für sie konkret, daß sie sich mit dem, was in der Welt draußen vorgeht, kaum beschäftigen. Da sie Radio, Fernsehen, Tageszeitungen und sonstige Medien strikt ablehnen, bilden ihre Kolonien gewissermaßen Inseln. Nur in der Abgeschlossenheit des kanadischen Westens war es möglich, daß ein solches System bisher von der Entwicklung der Kultur nicht überrollt worden ist und seine Eigenständigkeit bewahren konnte. So ist auch das private Gemeinschaftsleben der Hutterer nach Arbeit und Gebet zu Hause durch archaische Kommunikationsformen gekennzeichnet. Als Außenstehender fragt man sich unwillkürlich, wie solche Menschen jenseits aller Beeinflussung durch Massenmedien ihre langen Abende verbringen. Die Antwort ist denkbar einfach: Diese Menschen sprechen miteinander, verkehren miteinander in verschiedenen Kommunikationszirkeln. Sie haben den engsten menschlichen Kontakt, der sich denken läßt, und an Gesprächsthemen mangelt es nie, wobei im Mittelpunkt der Gespräche das Gemeinschaftsleben der Hutterer in den einzelnen Kolonien in Kanada steht. Zumindest telefonisch und brieflich stehen alle diese Kolonien im engsten Kontakt zueinander, und hier fließt der Informationsaustausch dank der modernen Medien reibungslos und nach einem geheimen Schneeballsystem, so daß sich die Kenntnis z. B. von einem Unglücks- oder Todesfall auf einer Kolonie in Windeseile über die ganze Provinz ausbreiten kann.

Zur Aufrechterhaltung dieses weltabgewandten, fast mittelalterlichen Systems ist es überaus wichtig, daß die Kinder frühzeitig in die Spielregeln und Normen dieses Gemeinschaftslebens eingeübt werden. Sie werden deswegen schon im Alter von drei Jahren aus den Familien herausgenommen und in den Kindergarten, die sog. hutterische „kleine Schule“ gegeben, wo sie von den Kindergärtnerinnen – älteren Frauen, die sich bei dieser Tätigkeit abwechseln – in das Gedankengut der Wiedertäufer eingeführt werden. Das setzt sich fort in der deutschen Schule, die von einem deutschen Schullehrer parallel zur englischen Schule geleitet wird und die dem Schüler neben der Kenntnis der hochdeutschen Sprache vor allem die Kenntnis der Bibel, der hutterischen Geschichte sowie ihrer Gebete und Lieder vermittelt. Ein weiteres Instrument der Sozialisation ist die Sonntagsschule, an der auch jeder Schulentlassene bis zu seiner Taufe im Alter von etwa 19 Jahren teilnehmen muß.

Wir haben in der Überschrift zu diesem Beitrag davon gesprochen, daß es sich bei den Hutterern um ein Stück alter alpenländischer Kultur in der Neuen Welt handle. Dieser Aspekt dürfte für die Leser dieser Zeitschrift von besonderem Interesse sein. Deshalb sollen hier noch einige Bemerkungen zur Sprache der Hutterer angeschlossen werden. Natürlich spricht heute jedes erwachsene Mitglied einer Hutterer-Kolonie in Kanada die englische Sprache, die es in der Schule als erste Fremdsprache zwangsläufig lernen muß und die es braucht, um sich überhaupt mit seiner Umwelt verständigen zu können. Aber die tägliche Umgangssprache der Hutterer ist eine deutsche Mundart, und zwar ein Dialekt alpenländischer Herkunft, der auf der Basis des Tirolerischen im 16. und 17. Jh. oberdeutsche Elemente und um die Mitte des 18. Jh.s kärntnerische Leitformen übernommen hat, so daß es sich um eine Mischform handelt, die im Laufe der Jahrhunderte weitere Fremdworte aus dem Rumänischen, dem Russischen und Ukrainischen und heute vor allem aus dem modernen Amerikanischen übernommen hat. Das Ergebnis ist eine Mischsprache, wie sie nirgends in der Welt, außer bei den Hutterern, gesprochen wird, wie sie aber jeder Tiroler leicht verstehen wird, wenn er von den Lehnwörtern absieht, die als Sprache der Technik in das Idiom der Hutterer später eingedrungen sind. Eine kleine Sprachprobe aus dem Alltag der Hutterer in Kanada mag das verdeutlichen.

Dos Geschichtl von dem Ofn

Jo, dos is schon johrelong hintr, waßt, wie sie olba Kohle hom gebrennt. Dos wor mit de Lehrerleit passiert. Is amol a Vettr kumme, hom's gsesse, vrzehlt of der Nocht, hom Koffee ghobt, hom gluncht. No soht dr Vettr: „Wos hobt'n des fer e Ofn?“ No sogt dr onder Vettr:

„Der Ofn is der beste Ofn dr Welt.“ – „Jo, wir kafen jo ach gute Efn, warum wer'n das dr besta?“ Sogt er: „Der Ofn brauch i nie a Kohln ålegn, i brauche nie d'Glenda raußer dån, i brauche nie d'Oschn außer dā, un olba wårn, olba wårn! Olba die gleicha Hitz!“ – „Dos muß i oba unsern Wirt a sogn, wenn i hamkumm. So'n Ofn miß'n mir a hobm. I muß olba an mein Ofn olle Frieß Glenda außer dån, muß d'Oschn außer trogn, un dr Staub in Haus, dos muß i unsern Wirt a sogn!“

Un so ham si verzeht. San sie ganga schlofn. In der Frieß hot dr Vetr net nochgebn. Sog er: „Lus emol, Vetr, du schreib mir jetz auf, wie dr Ofn haßt, was dos fer e Sort Ofn is.“ – „Was manst du jetzt?“ – „Jo, du hast mir doch gestern do sog von den Ofn, er braucht nie 'n Oschn außer dån, er braucht nie d'Glenda raußer mochn, er braucht nie a Kohln alegn. So a Ofn muß mr ach hobn! Immr olba aufstehn, Glenda außer dā, Oschn außer dā, Kuhln alegn!“ – „Na“, sog dr Vetr, „du host des doch net geglaubt, dos Gschichtl.“ – „Jo, worum net, so'n Ofn miß mr hobn, i wer's dem Wirt sogn, wenn i hamkumm.“ – „Na“, sogt er, „so en Ofn kannst net kafn, mei Weib dut's!“ – „Ollmechtela, do host du mir jo vorgluigt!“

Erzählt am 28. September 1977
von Pastor Michael S. Stahl (geb.
1935), Riverview Colony.

Wir wollen nur auf einige typische Leitformen des Textes hinweisen: olba = immer, im Kärntnerischen Wörterbuch von M. Lexer gebucht als ållw-n; Glenda = Glut, Funken, Schlacke, kärntnerisch Glander, Glanderle, mhd. Glanster. Besonders interessant ist die Form „Wos hobt'n des“, das Personalpronomen 2. Person Plural von bayrisch-österreichisch es, kärntnerisch-hutterisch des.

Den Abschluß dieses kurzen Berichtes sollen einige persönliche Erfahrungen und Gedanken des Verf. bilden. Er möchte zunächst vor allem die geradezu überwältigende Gastfreundschaft rühmen, die ihm auf den verschiedenen hutterischen Bruderhöfen, insbesondere aber auf der Riverview Colony, entgegengebracht wurde. Er konnte bei seinen Aufenthalten Freunde fürs Leben gewinnen. Die Anhänglichkeit und Zuneigung, besonders von seiten der Kinder, ist unvergeßlich. Es besteht ein reger Briefkontakt und die Absicht, die angeknüpften Verbindungen nicht abreißen zu lassen, sondern durch regelmäßige Besuche, auch zusammen mit anderen Familienangehörigen, zu pflegen. Der Verf. war auf Riverview Gast der Familie des Predigers Michael Stahl. Die Stahls sind eine der ältesten hutterischen Familien; ihre Zugehörigkeit zu den Wiedertäufern ist schon im ausgehenden 16. Jh. in Mähren nachgewiesen. Michael Stahl steht voll in seiner Familientradition, ist ein Prediger („Diener am Wort“) aus Überzeugung, ein guter Geschichtenerzähler (s. o. Textprobe), ein guter

Familienvater (er hat zwei Söhne und sechs Töchter), und er ist das mit viel Verantwortung belastete, geistliche und weltliche Oberhaupt seiner Kolonie. Er hat den Feldforscher, der als Fremder aus dem fernen Deutschland zu ihm kam, nicht nur gastliche Aufnahme gewährt, sondern ihn am Familienleben und darüber hinaus am gesamten Leben einer „Gema“ teilnehmen lassen, und er hat ihn durch viele, viele Gespräche zutiefst in das Wesen des hutterischen Systems eingeführt. Er hat sich ihm rückhaltlos geöffnet und ihm sogar erlaubt, seine eigene Lebensgeschichte aufzuzeichnen, er hat es ihm ferner ermöglicht, die mündlichen Erzähltraditionen der Hutterer kennenzulernen, ihre Predighandschriften zu lesen und die für den Volksliedforscher unschätzbar reichen Liedüberlieferungen auf Band aufzunehmen. Die Auswertung dieser gesammelten Materialien wird Jahre in Anspruch nehmen und der Forschung noch reichen Gewinn bringen. Diese Forschungen sollen dazu beitragen, das Wissen um die Existenz eines Stücks alter europäischer Kultur im Norden des amerikanischen Kontinents zu verbreitern und von der einmaligen Kontinuität im Leben dieser Täufergemeinden zu berichten. Die österreichische Forschung hat die Hutterer nach ihrer Auswanderung nach Amerika gewissermaßen „aus den Augen verloren“. Die Werke von J. Beck und R. Wolkan (s. Literaturhinweise) haben keine Fortsetzung bis zur Gegenwart erfahren.

Die abschließende Frage, die sich dem Leser aufdrängen wird, die Frage nach der Zukunft und dem voraussichtlichen weiteren Schicksal der Hutterer in Amerika, soll nicht ganz ohne Antwort bleiben. Es wäre sicher falsch, diesen Bericht zu schließen, ohne nicht wenigstens mit einem Wort auf die Gefährdung des hutterischen Bruderhof-Systems hingewiesen zu haben. Selbst in den Weiten der kanadischen Prärien bleibt die Zeit heute nicht stehen; die Welt wird von Jahr zu Jahr auch dort kleiner, sie rückt enger zusammen und kreist die hutterischen „Inseln“ immer mehr ein. Sich von dieser Welt fernzuhalten, wird auch für die Hutterer immer schwieriger. Durch die Übernahme der modernsten Technik reicht das Industriezeitalter bereits in jeden einzelnen Hof hinein, und ein zeitgemäßes Farm-Management bedarf dauernder engster Kontakte mit der Außenwelt, die diese Technik liefert und die die von den Hutterern erwirtschafteten Produkte abnimmt. Durch die ständigen Berührungen zumindest der männlichen erwachsenen Mitglieder jeder Kolonie lernt der Hutterer beinahe täglich die angenehmen und verlockenden Seiten des modernen Stadtlebens kennen und – trotz aller Verbote – schätzen. Im Supermarkt riskiert er gerne einmal ein Auge beim „Tiewie“ (TV=Fernsehen) und findet auch sonst viele (untersagte) Dinge der städtischen Kultur attraktiv: Kinos, Selbstbedienungsrestaurants,

modische Kleidung, Autofahren, Jahrmärkte, Grillparties, Skilaufen, Urlaub, Schmuck usw. usw., Dinge, die ihm aber verschlossen bleiben müssen, weil die monatliche „Zehrung“ von zwei Dollar, die der Haushalter ihm ausbezahlt, ihn nicht in die Lage versetzt, daran teilzunehmen. Da ist es menschlich nur zu verständlich, daß sich in vielen Mitgliedern einer Kolonie der heimliche Wunsch nach Teilhabe an den verbotenen Früchten dieser Welt regt. Und so versucht im Grunde jeder, ein Zipfelchen von den Segnungen der Zivilisation zu erhaschen, einen kleinen deal zu machen, etwas private money in die Hand zu bekommen, um sich irgend einen geheimen Wunsch zu erfüllen. Und so habe ich z. B. mehr als eine hutterische Familie kennengelernt, die einen Fotoapparat und ein Album mit Familienfotos besitzt, obwohl offiziell das Fotografieren und der Besitz von Bildern („Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen . . .!“) streng verboten ist. Und so bewahrt manches Hutterermädchen in seiner hope chest (Brauttruhe) Lippenstift und Nagellack, obwohl es in der Kolonie selbst kaum in die Verlegenheit kommen wird, sie zu benutzen. In Manitoba gibt es bereits Schmiedeleut-Kolonien, die ihren jungen Mitgliedern erlauben, in normaler „englischer“ Kleidung zum shopping in die Stadt zu gehen (angeblich, um damit vor den Hänseleien durch die Stadtbevölkerung sicher zu sein). Die Vorschriften für die weibliche Haartracht wurden dort stark gelockert, und ein hutterisches Gesangsquartett aus Manitoba singt seine englischen Lieder auf Musikkassetten, die auf vielen Kolonien zirkulieren und abgespielt werden, wenn der Prediger nicht in der Nähe ist. Alle vier Wochen findet auf einigen Schmiedeleut-Kolonien angeblich bereits ein Gottesdienst in englischer Sprache statt . . .

Den konservativen Dariusleuten in Saskatchewan mögen diese Entwicklungen in der Nachbarprovinz ein Greuel sein, aber auch hier werden die ersten Krisenzeichen durchaus schon sichtbar. So schreibt etwa die älteste Tochter des Riverview-Predigers heimlich an einem dicken Heft Country Songs and Western Music, und bei den beiden Hochzeiten, die ich miterleben konnte, kam jeweils erst Stimmung auf, als die traditionellen Hymnen aus dem Gesangbuch der hutterischen Brüder abgesungen waren und sich das junge Volk in einem abgelegenen Gebäude ohne Hemmungen den Cowboyliedern hingeben konnte. Gewiß sind das zunächst Einzelbeobachtungen – aber insgesamt wird hier doch eine Gefährdung von innen heraus sichtbar. Das Eindringen von Wertvorstellungen und Verhaltensweisen aus der amerikanisch-kanadischen Kultur lockert und unterminiert die traditionellen Normen des eigenen Systems, so daß noch schwer abzusehen ist, welche Entwicklung sich durchsetzt, wenn die jetzige junge Generation die Führungsschicht stellt und die alten Autoritäten –

Garanten der Kontinuität – nicht mehr über die pünktliche Einhaltung aller Gebote und Verbote (the dos and don'ts) wachen.

Eine noch größere Gefahr bedeuten die vielen jungen Hutterer, die sich den rigorosen Zwängen des Systems entziehen und in die Welt hinausgehen. Diese „Weggelufenen“ haben es anfangs naturgemäß schwer, sich draußen zu bewähren: Sie sind – zur Unmündigkeit erzogen – kaum fähig, auf eigenen Füßen zu stehen, sie haben nicht gelernt, mit Geld umzugehen, und das Heimweh nach der Geborgenheit in der Familie und der Gemeinschaft treibt viele früher oder später wieder zurück. Diese verlorenen Söhne erleiden zwar nach der Wiedereingliederung ihre Strafe, aber sie werden doch wieder aufgenommen. Andere finden nie mehr ihren Weg nach Hause; jede Kolonie hat einen oder mehrere solcher Fälle. Man spricht zwar nicht gerne darüber, macht aber bei Erkundigungen auch kein Geheimnis daraus. Solcher Substanzverlust ist für manche Kolonien heute schon schwer zu verdauen. Mit jedem „Abspringer“ geht ein potentieller Familienvater verloren, die weitere Entwicklung der betreffenden Kolonie ist dadurch gehemmt. Das sichtbare Zeichen dieser Auszehrung sind die vielen unverheirateten Frauen, die man auf den hutterischen Kolonien antrifft. So treten heute schon manche Kolonien „auf der Stelle“, das nächste Outbranching ist in weite Ferne gerückt. Voreilige Hochrechnungen, die man angestellt hat und die wahrscheinlich machen wollen, daß den Hutterern im 21. Jh. einmal ganz Kanada gehören könnte, erweisen sich als bloße Zahlenspielerei. Unter dem starken Druck der herrschenden Kultur wird es diesem „vergessenen Volk“ (M. Holzach) immer schwerer gemacht werden, sein eigenes Leben zu führen und das Überleben der eigenen Kultur zu sichern. Der Tag, an dem die Hutterer dem American way of life zum Opfer gefallen sein werden, ist vielleicht nicht mehr so weit entfernt.

Literaturhinweise

Beck, Josef: Die Geschichts-Bücher der Wiedertäufer in Österreich-Ungarn. Wien 1883.

Brednich, Rolf Wilh.: Die biographische Methode in der volkskundlichen Feldforschung. Das Beispiel des hutterischen Predigers Michael S. Stahl, Riverview Colony, Saskatoon, Saskatchewan. In: Annalen 2. Tradition, Integration, Rezeption. Symposium Deutsch-Kanadische Studien (Montreal 1978) S. 31–46.

Brednich, Rolf Wilh.: Hutterische Volkserzählungen. In: Deutsch-kanadisches Jahrbuch 6 (1981) (im Druck).

Brednich, Rolf Wilh.: Empirische Hymnologie. Zur Kontinuität und Diskontinuität im Liedgut der hutterischen Brüder. In: Jahrbuch für Volksliedforschung 26 (1981) (im Druck).

Brednich, Rolf Wilh.: Die Hutterer in Amerika und ihre Zusammenhänge mit dem deutschen Südwesten. In: Allmende 2 (1981) (im Druck).

Brednich, Rolf Wilh.; Dittmar, Jürgen: Osteuropäisches Erbe in der Volkskultur der Hutterer in Nordamerika. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 24 (1981) (im Druck).

Friedmann, Robert: Hutterite Studies, Goshen, Indiana 1961.

Gross, Paul S.: The Hutterite Way. The Inside Story of the Life, Customs, Religion and Traditions of the Hutterites. Saskatoon 1965.

Holzach, Michael: Das vergessene Volk. Ein Jahr bei den deutschen Hutterern in Kanada. Hamburg 1980.

Hostetler, John A.: Hutterite Life. Scottdale, Pa. 1965.

Hostetler, John A.: Hutterite Society. Baltimore and London 1974.

Müller, Lydia: Der Kommunismus der mährischen Wiedertäufer. Leipzig 1927.

Peters, Victor: All Things common. The Hutterite Way of Life. Minneapolis 1965.

Rein, Kurt: Religiöse Minderheiten als Sprachgemeinschafts-Modelle. Deutsche Sprachinseln täuferischen Ursprungs in den Vereinigten Staaten von Amerika. Wiesbaden 1977.

Wolkan, Rudolf: Die Hutterer. Österreichische Wiedertäufer und Kommunisten in Amerika. Wien 1918.

Zieglschmid, A. J. F.: Die älteste Chronik der Hutterischen Brüder. Philadelphia, Pa. 1943.

Zur Egils Saga Einhenda

Von Rudolf Simek

Die Egils saga einhenda ok Ásmundar berserkjabana¹⁾ ist eine Fornaldarsaga, die bis jetzt in der einschlägigen Literatur so gut wie völlig vernachlässigt worden ist. Nur Lagerholm in der Einleitung zu seiner Edition der Saga 1927²⁾ und kürzlich zwei Artikel über das Polyphem-Motiv³⁾ widmen dieser Saga mehr als nur einen Absatz. Dafür ist sicherlich mitverantwortlich, daß sie seit Lagerholm nicht als „echte“ Fornaldarsaga betrachtet, sondern wegen der märchenhaften Elemente als Lügensaga abqualifiziert wurde⁴⁾, wenn sie auch im Vergleich mit noch „schlechteren“ späten Fornaldarsögur als abwechslungsreicher hervorgehoben wird⁵⁾. Daß ihr Autor, wie auch die von anderen Fornaldarsögur, nicht nur ältere Sögur verschiedener Kategorien ausgiebig verwendet und mit Themen der Übersetzungsliteratur verbrämt hat, sondern daß auch Volksmärchen als Basis bei der Entstehung der Saga einen Anteil gehabt haben müssen, ist keine neue Erkenntnis: In der Einleitung zur Ausgabe der E. A. stellte Lagerholm fest, daß die Rahmenerzählung der Saga hauptsächlich vom Märchenmotiv der entführten Königstöchter zehrt, worauf dann die Handlung

¹⁾ „Die Saga vom einhändigen Egil und vom Berserkertöter Ásmund“, in der Folge als E. A. abgekürzt.

²⁾ Ake Lagerholm (Hg.): Drei Lygisögur. Halle 1927 (= ASB 17).

³⁾ Donald Fry: Polyphemus in Iceland. In: The Fourteenth Century, Acta IV (1977), pp 65–86; Hans-Peter Naumann: Das Polyphem-Abenteuer in der altnordischen Sagaliteratur. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 75 (1979), pp 173–189.

⁴⁾ Lagerholm, a. a. O. p XVII.

⁵⁾ Jan de Vries: Altnordische Literaturgeschichte. 2. Bd. ²Berlin 1967, pp 541 f; Lagerholm, a. a. O. pp XXII f.

durch Kompilierung verschiedener Fornaldarsagamotive aufgepfropft worden sei⁶⁾).

Neben dieser märchenhaften Rahmenhandlung besteht die E. A. aus drei in sie eingebettete Lebensgeschichten, und zwar die der beiden Protagonisten der Handlung, Egil und Asmund, sowie die ihrer Helferin, der Trollkönigin Arinnefja. Die Lebensgeschichte dieser Trollfrau ist nun so sehr von Märchenmotiven durchsetzt, daß Lagerholm es wegen dieser Häufung ablehnt, bei der E. A. von einer wirklichen Fornaldarsaga zu sprechen. Bei Egils Lebensgeschichte sind die märchenhaften Stellen zwar noch häufig, aber von geringerer Bedeutung, nur bei Asmunds Erzählung jedoch meint Lagerholm, daß wir „eine gewöhnliche fornaldarsaga vor uns haben, mit all den ingredienzen, woraus eine solche bestehen soll“⁷⁾.

Zur Beeinflussung der Saga durch die Übersetzungsliteratur bemerkt er, daß trotz der häufigen Verwendung von Fremdwörtern oder Wörtern, die der Übersetzungsliteratur nahestehen, der Einfluß dieser Literatur eher äußerer Art blieb und die Saga keinem Werk dieser Literatur direkt verpflichtet ist. Von Hermann Pálsson und P. Edwards wurde diese eigentümliche Art der Beeinflussung treffend als „elegant cross-currents“ bezeichnet⁸⁾. Beispiele dafür möchte ich noch weiter unten anführen.

Wie außerordentlich häufig der Autor der Saga stereotype Ausdrucksweisen und sprachliche Klischees verwendet und wie sehr er damit anderen und älteren Sögur verpflichtet ist, hat Lagerholm im Apparat seiner Ausgabe ausreichend gezeigt.

Nun hat diese Saga, wie gesagt, sehr viel Märchenhaftes an sich, ganz besonders in der Rahmenhandlung, aber auch in den drei Mittelteilen. Es scheint daher der Untersuchung wert, festzustellen, ob sich dieses vage „Märchenhafte“ auf getrennte Einzelmotive, wie immer häufig, beschränkt, oder ob die Saga, bzw. einer oder mehrere ihrer Einzelteile, auch eigenständig als komplettes Märchen bestehen könnte; auf diese zweite Möglichkeit zielt nun diese Untersuchung ab. Obwohl die Diskussion um eine Märchenklassifizierung sicherlich noch nicht abgeschlossen ist, möchte ich auch hier das Genre des Zaubermärchens postulieren, da es sich bei den in der untersuchten Saga auftretenden Märchenelementen offensichtlich weder um solche aus

⁶⁾ Lagerholm, a. a. O. p XL.

⁷⁾ Lagerholm, a. a. O. p XXIII.

⁸⁾ Hermann Pálsson und Paul Edwards: *Legendary Fiction in Medieval Iceland*. Reykjavik 1971, p 115.

Tiermärchen noch aus Abstammungsmärchen handelt, und auch das Mythologische nur eine ganz untergeordnete Rolle spielt.

Für die Untersuchung von etwaigen märchenhaften Handlungsstrukturen in der Saga bietet sich nun Vladimir Propps strukturalistische Vorgangsweise an, deren Thesen heute so bekannt und auch so leicht zugänglich sind⁹⁾, daß sich ihre Darstellung hier erübrigt und im folgenden als bekannt vorausgesetzt werden kann. Die Anwendung von Propps Inventar an Funktionen für die im Märchen handelnden Personen auf die Fornaldarsögur ist nicht völlig neu: Erst kürzlich hat H.-P. Naumann in dem erwähnten Aufsatz zum Polyphem-Motiv Propps Kategorien, die von A. J. Greimas weiterentwickelt wurden¹⁰⁾, im Rahmen des Vergleichs des Motivs in verschiedenen altnordischen Texten verwendet. Hier soll nun aber der Versuch gemacht werden, eine ganze Saga nach Propps Schema zu analysieren. Propps System hat den Vorteil, daß nach der Aufgliederung der Handlungselemente sich diese einzeln den stereotypen Funktionselementen des Zaubermärchens zuordnen lassen. Nach dieser Zuordnung müssen sich diese stereotypen Elemente nach bestimmten obligaten Strukturkombinationen verbinden lassen, um die Bezeichnung Zaubermärchen zu verdienen. D. h.: Es gibt nach Propp nur eine bestimmte Anzahl von Variationen, welche die Funktionen innerhalb des Handlungsablaufs eines echten Zaubermärchens einnehmen können.

Um dabei allerdings deduktiv vorgehen zu können, ist es empfehlenswert, den untersuchten Text auf die eigentlichen Handlungsschritte zu komprimieren und in diese aufzugliedern, da beim ungekürzten Text zu viele unwesentliche Funktionselemente die eigentliche Handlungsstruktur verdecken und dies dann zu leicht die „gewünschten“ Ergebnisse auftreten läßt.

Ich möchte nun zuerst die E. A. in einer solchermaßen reduzierten Form vorstellen, um dann dort, wo es zutrifft, die Handlungsschritte mit Proppschen Funktionen zu identifizieren.

Als Basis diente mir dabei die knapp über drei Druckseiten umfassende Inhaltsangabe von Lagerholm, die ich aber, wo notwendig, umformulierte und ergänzte, um die Reihenfolge des Handlungsablaufs der Saga genau aufrechtzuerhalten; die Einteilung in fünf Abschnitte stammt von mir.

⁹⁾ Vladimir Propp: *Morphologie des Märchens*. Frankfurt 1975.

¹⁰⁾ Algirdas Julien Greimas: *Strukturele Semantik*. Braunschweig 1971. Auf diese Entwicklung einzugehen, erübrigt sich in diesem Fall allerdings, da wir uns in nächster Nähe des Märchens bewegen, sodaß Propps Funktionen und ihre Schemata noch direkt anwendbar sind.

Abschnitt 1:

Der König Hertrygg hat zwei Töchter,
Brynhild und Bekkchild.

i (Ausgangssit.)

Als der König auf der Jagd ist,
wird Brynhild vom Riesen Gaut in
Gestalt eines Untiers geraubt,

a¹ (Entfernung)

A¹ (Schädigung)

später wird auch Bekkchild vom Riesen
Hildir in Gestalt eines Greifen geraubt.

A¹ (Schädigung)

Der König verspricht dem Finder seiner
Töchter ihre Hand und ein Drittel des Reichs.

B¹ (Vermittlung)

Einige Zeit später kommt Asmund berserkjabani
auf einem Schiff an und ist des Königs Gast.

Asmund kämpft gegen Egil einhendi, der in das
Königreich eingefallen ist, besiegt ihn,
schenkt ihm aber das Leben und schließt mit
ihm Blutsbrüderschaft.

K (Kampf)

Asmund und Egil machen sich nun auf
den Weg, um des Königs Töchter zu suchen.

C (Gegenhandlung)

Sie kommen nach Jötunheim, wo sie bei der
Trollkönigin Arinnefja Aufnahme finden.

Sch² (Schenker)

Während Arinnefjas Tochter Grütze für die
Gäste kocht, sollen sie ihr Leben erzählen.

Abschnitt 2:

Asmund erzählt, er sei der Sohn des
Königs Ottar von Halogaland.

i (Ausgangssit.)

Auf der Jagd verirrt, trifft Asmund den
Königssohn Aran und schließt mit ihm
Blutsbrüderschaft.

a³ (Entfernung)

Sie segeln nun nach Tartaria,
wo Arans Vater Rodian von zwei Brüdern aus
Blökumannaland erschlagen worden ist.

Die Blutsbrüder greifen jetzt die Ein-
dringlinge an und besiegen und töten sie
in einer Seeschlacht.

K (Kampf)

Aran wird nun König,
stirbt aber bald darauf.

Asmund begräbt ihn aufs Stattlichste und
bringt selbst drei Nächte beim Toten im Grab-
hügel zu, wobei er in der dritten Nacht von

Aran angegriffen wird, ihn aber schließlich erschlägt und mit allen Schätzen den Hügel verläßt.

Darauf hat Asmund einen Kampf mit zwei Berserkern, den Brüdern von König Rodian, zu bestehen.

Diesen gelingt es, ihn gefangen zu nehmen,
er befreit sich aber und erschlägt sie.

A¹⁵ (Schädigung)

Lö (Lösung)

Er erhält nun den Beinamen Berserkertöter
und erhält von Arans Bruder Herraud ein Schiff,
mit dem er in See sticht und zu Hertrygg kommt.

M³ (Markierung)

Abschnitt 3:

Egil erzählt, daß er der Sohn des Königs Hringr
von Smaland ist.

i (Ausgangssit.)

Als er sich im Alter von zwölf Jahren beim Schwimmen
im Nebel auf eine Insel verirrt,

a³ (Entfernung)

fällt er dort einem Riesen in die Hände, für den er
7 Jahre das Vieh hüten muß.

A¹ (Schädigung)

Dann gelingt es ihm jedoch mit einem Trick, dem
Riesen die Augen auszustechen, und er entkommt
in einem Bocksfell aus der Höhle.

H⁹ (Reaktion)

Nachdem er eine Zeitlang auf Wikingerfahrten
zugebracht hat, wobei er den Berserker Glammadr
besiegt,

sieht er eines Tages einen Riesen und eine Riesin
um einen Goldring kämpfen.

Egil greift den Riesen an, der ihm aber die rechte
Hand abschlägt, worauf Egil flüchten muß.

Sch⁷ (Schenker)

M¹ (Markierung)

Er bekommt jetzt den Beinamen einhendi.

M³ (Markierung)

Ein Zwerg schmiedet ihm allerdings ein Schwert,
das er trotz des abgehauenen Arms führen kann.

L⁶ (Liquidierung)

Abschnitt 4:

Arinnefja ergreift das Wort und erzählt, daß sie
die Tochter des Riesen Öskrud sei.

i (Ausgangssit.)

Als jüngste von 18 Schwestern wird sie von den
anderen nach dem Tod der Eltern schlecht behandelt
und ruft daher Thor an und gelobt, ihm ihren
besten Bock zu schenken.

a¹ (Entfernung)

Thor legt sich zur ältesten Schwester, welche aus
Neid sofort getötet wird; so geht es allen anderen,
bis Arinnefja allein übrig bleibt.

Sie wird nun Erbin aller anderen und bekommt von Thor eine Tochter.

Jetzt verliebt sich Arinnejja in den Königssohn Hringr, wird aber beim Versuch, seine Braut zu verhexen,

V (Verfolgung)
L^I (Liquidierung)

entdeckt und muß sich ihr Leben durch die Beschaffung von drei Kleinodien erkaufen.

Sie zieht in die Unterwelt, trinkt für die Frau des Königs Snja das Gift und bekommt dafür das Horn,

P (Prüfung)

kämpft unter dem Lukanusberg mit drei Schwestern um das Spielbrett, das auf einer Seite selber spielt,

P

und schläft schließlich mit Odin und springt durchs Feuer, um einen feuerfesten Mantel zu erwerben.

P

Sie bringt die Kleinode und muß einen Eid schwören.

Lö (Lösung)

Abschnitt 5:

Die Grütze ist jetzt fertig und die Mahlzeit wird beendet.

Die Blutsbrüder bitten die Alte um Hilfe und sie erzählt, von wem Hertryggs Töchter entführt wurden.

Z⁹ (Empfang des Zaubermittels)

Arinnejja zeigt ihnen ihre Schätze und auch Egils Hand, die sie ihm wieder nahtlos ansetzt.

L⁹ (Liquidierung)

Die Blutsbrüder werden nun durch Arinnejjas Zauberspiegel größer und schöner gemacht.

T (Transfiguration)

Sie kommen alle zur Hochzeit der Riesen, wo sie die Trolle töten, die Königstöchter retten und auf einem fliegenden Teppich aus Jötunheim davonführen.

R^I (Rettung)
L^I (Liquidierung)

Die Blutsbrüder heiraten die Töchter Hertryggs.

H⁺ (Heirat)

Arinnejja kommt zur Hochzeit, versöhnt sich mit Königin Ingibjörg und wird reich beschenkt.

Egil wird König von Tartaria, Herraud von Hunaland.

H⁺

Asmund regiert lange in Halogaland.

H⁺ (Thronbesteigung)

Sein Sohn Armod wird von Starkad im Bad erschlagen.

Nach dem Tode Brynhilds verheiratet sich Asmund mit der Tochter des Königs Soddan von Serkland.

H⁺ (Heirat)

Als ihm Verrat droht, läßt er sich das Riesenschiff Gnod bauen.

Er scheitert mit dem Schiff bei Hleysey und man sagt, Odin selbst habe ihn mit seinem Speer durchbohrt.

Obwohl durch die Kürze dieser Inhaltsangabe zahlreiche Elemente und Funktionen unterdrückt werden, sind die verbleibenden ausreichend, um daraus eine für die ganze Handlung repräsentative Abfolge etablieren zu können.

Anzumerken wäre noch, daß die effektive Textlänge der einzelnen Handlungsschritte der Saga durch die Inhaltsangabe stark verwischt ist; darüber hinaus steht diese Länge der einzelnen Schritte in keiner Relation zu der Bedeutung des jeweiligen Schrittes für die (Märchen-?)Handlung. Das liegt vor allem daran, daß das Interesse des Verfassers (und sicherlich seines Publikums) von bestimmten Faktoren getragen war, die dazu führten, daß vor allem Kampfszenen, aber auch die äußerliche Beschreibung von Personen sehr breit geschildert werden, während Dialoge und Landschaftsbeschreibungen so kurz wie möglich gehalten wurden; beim Vergleich mit anderen Werken der Trivialliteratur überrascht dies allerdings kaum.

Beinahe überflüssig zu erwähnen ist die Tatsache, daß bei einem hohen Grad der Übereinstimmung von Handlungselementen mit Märchenfunktionen dies zum Teil durchaus irreleiten kann: Bestimmte Situationen sind für die meisten abenteuerlichen Handlungsabläufe obligat und daher auch nicht für das Märchen allein konstitutiv.

Aus der obigen Aufgliederung ergibt sich nun folgende schematisierte Abfolge der Ereignisse:

/1:/ i a¹ A¹ A¹ B¹ K C Sch² /2:/ i a³ K (M¹) A¹⁵ R⁹ Lö M³ /3:/ i a³ A¹ H⁹ Sch⁷ M¹ M L⁶ /4:/ i a¹ V L¹ P P P Lö /5:/ Z⁹ Ü L⁹ TR¹ L¹ H[±] H⁺ H⁺ H⁺

Nach Propp lassen sich die Strukturformeln der Märchen nach gewissen Elementgruppen gliedern, die jedoch in einer bestimmten Reihenfolge auftreten müssen. Elemente aus unserer Sagahandlung, die nicht in die richtige Reihenfolge passen, werden daher bei der folgenden Zuordnung ausgeschieden, ebenso aber der Übersichtlichkeit wegen mehrfach hintereinander auftretende Elemente.

No.	Sch	H	Z	W	$\frac{K}{P}$	M	$\frac{S}{L\ddot{o}}$	L	↓	V	-	R	X	U	E	Ü	T	S	H [±]
1 & 5																			H [±]
	A ¹	B ¹	C	↑	Sch ²														
2				↑			K	Lö											
3		A ¹		↑		H ⁹	M ¹	L ⁶											
4		A		↑			P	Lö											

(nach Propp, a. a. O. pp 136 f)

Allerdings liegen bei Abschnitt 4 die Dinge komplexer als es in der Tabelle den Anschein hat, denn obwohl hier ganz offensichtlich Märchenstrukturen vorliegen, kann dies aus der Tabelle nicht deutlich werden. Arinnejfa ist nämlich in der Episode von Hrings Verfolgung nicht Heldin ihres „Lebensmärchens“, sondern Hrings böse Gegenspielerin; zusätzlich wird sie auch später, als die Saga wieder zur Rahmenhandlung zurückkehrt, die Helferin der Blutsbrüder, welche die Helden der Rahmenhandlung sind, und bleibt es bis zum Ende der Saga.

Wir sehen also aus der Tabelle, daß die Rahmenerzählung der Saga relativ problemlos den geforderten Märchenstrukturen entspricht und hierin das eigentliche Märchen, auf dem die Saga beruht, anzunehmen ist. Egils und Arinnejfas Lebensgeschichten sind ebenfalls kürzere märchenartige Texte, die mit der Haupthandlung an einigen Stellen (Egils Hand, Hringr) verknüpft sind. Schwer zu entscheiden ist allerdings, ob die komplizierte Struktur von Arinnejfas Lebensgeschichte darauf zurückzuführen ist, daß also hier eben ein so komplexes Märchen vorlag, oder ob der Autor der Saga sich mehrere kurze Märchen oder Teile davon für seine Zwecke dienstbar gemacht hat. Von einem Märchen kann man dagegen sicherlich nicht bei Asmunds Lebenslauf sprechen; hier dominieren die sagenhaften, skandinavischen Elemente, also solche, welche eine übliche Fornaldarsaga konstituieren.

Diese drei Märchen und eine kurze Fornaldarsaga zu einem Ganzen verwebt zu haben, das symmetrisch aufgebaut ist, in ziemlich harmonische Abschnitte zerfällt und bei dem es auch inhaltlich nicht allzu viele blinde Motive gibt, ist das Verdienst des Sagaautors. Er läßt jedoch seine schaffende Hand nicht nur darin merken: Was aus der obigen Inhaltsübersicht nicht hervorgeht, sind die schon eingangs erwähnten literarischen Querströmungen, die aus der ausländischen und Übersetzungsliteratur einfließen und die wohl ein Zugeständnis an den Publikumsgeschmack der Zeit darstellen, wie auch ein Zeugnis vom literarischen Informationsniveau des Autors, der seine Bildung in Form von Fremdwörtern wie auch der Kenntnis höfischer Sitten miteinbringt; sein Herz hängt jedoch nicht daran: Viel wichtiger ist ihm die Ausgestaltung seiner blutrünstigen Kampf- und Schlachtszenen.

Die eingestreuten Hinweise auf höfische Umgangsformen sind durchwegs kurz und machen im Sagakontext immer den Eindruck der Manieriertheit. Zur Verdeutlichung seien die auffälligsten dieser Stellen hier wiedergegeben.

Kap. II: . . . nú býr hon sik ok sínar skemmumeyjar ok ganga út á straetit, ok fylgdu beim sæmiligr hofmenn.

Sie richtete sich mit ihren Kammermädchen zum Ausgehen und sie gingen auf die Straße hinaus, gefolgt von Hofleuten, wie es sich gehörte.

Kap. VI: *thá sá hann mann ganga á móti sér mikinn ok frídan í skarlatskyrtli, en hárit gult sem silki.*

Da sah er einen großen und gutaussehenden Mann mit blondem seidigem Haar in einem scharlachroten Mantel auf sich zukommen.

Kap. XV: *... „ok munu slíkir menn varla finnaz í Jötunheimum, ef hœversku þarf at reyna; hefi ek aetlat thá til at thjóna í brullaupi thínu.“ ... „und es werden sich in bezug auf höfische Sitte kaum solche Männer in Jötunheim finden; ich habe gedacht, daß sie bei dieser Hochzeit aufwarten sollten.“*

Kap. XVII: *... ok var eigi langt at bíða, áðr þar reis upp soemilig veizla; mátti þar heyra margskonar hljóðfœri, ok sjá margan hofmann;*

... und man brauchte nicht lange zu warten, bevor da ein entsprechendes Fest abgehalten wurde. Man konnte vielerlei Musikinstrumente hören und sah viele Edelleute.

Wie man am vorletzten Beispiel sieht, können diese höfischen Einschübe durchaus ironisch verwendet werden (die höfischen Sitten im Riesenland), aber die Hauptabsicht des Autors war das in den meisten Fällen doch kaum.

Zusammenfassend läßt sich also feststellen, daß die Fremdwörter und höfischen Querströmungen meines Erachtens zweifellos aus der Kenntnis des Autors von schriftlichen literarischen Werken – auch ausländischer Provenienz – stammen, wie die Saga ja auch anderen Fornaldarsögur oft sogar im Wortlaut verpflichtet ist, und diese Anleihen wahrscheinlich aus diesen Werken in ihrer schriftlich fixierten Form stammen. Andererseits ist aber der überwiegende Teil dieser Saga, und vor allem die tragende Rahmenhandlung außer ihrem allerletzten Teil doch offensichtlich aus einem Märchen entstanden und damit vom Autor aus der ihm bekannten mündlich tradierten Volksüberlieferung des mittelalterlichen Skandinavien geschöpft. Erst vom Autor der E. A. wurde dieses Volksmärchen in eine literarische Form gegossen, nämlich der der Fornaldarsaga, und dabei mit zahlreichen anderen Elementen verwoben; auf Grund dieser Tätigkeit ist aber die E. A. als eigenständiges literarisches Werk aufzufassen und nicht als bloße Kompilation.

Volksleben und geistige Volkskultur im Merkensteiner Gedenkbuch

von Hiltraud Ast

Noch vor Ende des Türkenjahres 1683 begann der Pfleger der niederösterreichischen Herrschaft Merkenstein, Johann Laister, ein Gedenkbuch anzulegen, das nach zweiunddreißigjähriger Amtszeit von seinen beiden Nachfolgern bis zum Jahre 1768 fortgeführt wurde¹⁾. Wenn man diese 500 Doppelseiten umfassende Handschrift kennengelernt hat, kann man den hier als Pfleger wirkenden vielseitigen Männern Anerkennung nicht versagen. Am meisten wohl jenem Johann Laister, der seine Aufzeichnung mit einer Zusammenstellung der wenigen Untertanen beginnen muß, die den „Türkenrummel“ überlebt haben, und der mit Umsicht, Konsequenz und Strenge, mit Charakterfestigkeit gegenüber seinen Vorgesetzten, aber einem warmen Herzen für die ihm Anvertrauten diese böse Nachkriegszeit gemeistert hat.

Den größten Teil der Handschrift nehmen Konzepte von Briefen ein, meist gleich mit den darauf erhaltenen Antwortschreiben. Ferner sind die Verfahren der niederen Gerichtsbarkeit hier protokolliert und die eingegangenen Strafgelder vierteljährlich verbucht. Außerdem macht es der Verlust älterer Urkunden im Türkenkrieg notwendig, diese nach mündlicher Überlieferung oder nach in Wien erhalten gebliebenen Abschriften ins Gedenkbuch einzutragen und so für den Dienstgebrauch zugänglich zu machen.

¹⁾ Das Merkensteiner Gedenkbuch wird unter der Signatur 976 im Haus-, Hof- und Staatsarchiv aufbewahrt. Der volle Text des Titelblattes lautet: „Gedenk-Protokoll Bey der Hochfürstlich Dietrichsteinschen Herrschaft Mörkhenstein, so durch Mich, Johann Laister, Verwalter, Nach Belagerung Wienn im 1683isten Jahre aufgerichtet worden“. Unterschrift: Pfleger und Landgerichtsverwalter. Der Amtssitz der Grundherrschaft Merkenstein war Gainfarn.

Korrespondenz und Gerichtsverfahren betreffen zum allergrößten Teil wirtschaftliche Belange wie Weinbau und Gewerbe, Weide- und Jagdrecht. Sehr viel Material findet sich über Holzwirtschaft, woraus in anderem Zusammenhang schon gelegentlich zitiert wurde. Es scheint aber nützlich, das Augenmerk der Volkskunde auch auf jene Teile des Gedenkbuches zu lenken, die einen Blick in das Volksleben und die geistige Volkskultur dieses Landstriches am Ostrand der Alpen gestatten²⁾.

S. 67: „Verzeichnis etlicher, der Herrschaft Merkenstein zustehender Freiheiten zu St. Veit an der Triesting“: Der Inhalt entspricht dem unter Nr. 71 in den Niederösterreichischen Weistümern, Bd. 1, abgedruckten Text. Darin der Satz: „Der Dorfrichter möge mit der Herrschaft Bewilligung zum Kirchtag ein Clainat aufstecken und Kegelstatt auf offener Gassen halten, sonst niemand“. Was man sich unter „Clainat“ etwa vorzustellen hat – das Glossar der Weistümer erklärt das Wort mit „Spielbest“ – ergibt sich aus einem Vergleich mit dem aus Gutenstein bekannten Brauch des Kübelrennens. Er wird in der sogenannten „Kirchlichen Topographie“ nach Hormayr geschildert:³⁾

„hernach richt der Marktrichter neben denen geschworenen alles in guete Ordnung und pflegt die Preiß an einer Stangen bei dem Wiertshauß herauszu henkhen, doch ein jeder Preiß absonderlich auf stangen“

Der Preiß ist ein Huet p 1 fl 15 kr
samt einem Facenetl⁴⁾ – und Gürtel und

ein Beutel darinnen p 30 kr

Der andere nach dem ersten hat ein Paar

strümpf p 45 kr

Ingleichen ein Facenetl p 9 kr

der dritte ain Hüetel und ain Halßtuech p 24 kr

Noch Ende des vorigen Jahrhunderts konnten sich die Burschen in Peisching bei Waldegg vom „Kletterbaum“ Preise wie eine

²⁾ Vgl.: Hans Plöckinger: Die Auswertung der Geschichtsquellen für die Volkskunde“ (ÖZV Bd. 51, 1948.) Das Merkensteiner Gedenkbuch wird darin nicht eigens erwähnt.

³⁾ Historische und topographische Darstellung von Pottenstein und dessen Umgebung mit besonderer Rücksicht auf Pfarren, Stifte, Klöster, milde Stiftungen und Denkmäler, Wien 1826.

⁴⁾ Facenetl = Gesichtstuch (facies), später auch Taschentuch.

Tabakspfeife, ein Taschentüchl oder ein Fläschchen Schnaps holen.⁵⁾

S. 106: „Ausrufung des Freitanzes zu St. Veit, so den 15. Juni 1690 als am Hl. Veitstag nach Belagerung Wienn zum ersten Mal gehalten worden:

Herrn Herrn und junge Gesellen trets herbei und tuets vernehmen: es wird allhier zu St. Veit an der Triesting auf dieser löblichen Kirchweih ein öffentlicher Tanzplatz publiziert und ausgerufen, welcher durch die ehrsamten jungen Gesellen allhier sollt ehrlich gehalten werden.

Zum Erstenmahl:

Erstlich wird auf dieser löblichen Kirchweih und Tanzplatz im Namen des Ferdinand Gundacker, Reichsgraf⁶⁾ von Dietrichstein Freiherrn zu Merkenstein als auf desselben Jurisdiktion und Freiheit vermeldt und ausgerufen:

Wenn etwa einer oder mehr sich allhier befinden täten, die gegen einander eine alte Feindschaft und Widerwillen hätten, die sollen denselben auf dieser löblichen Kirchweih und Tanzplatz nicht suchen oder austragen, sondern an Orten und Enden, wo es gebühren will.

zum andermahl:

So es sich aber zutrüg, daß einer etwa aus Frevel aus der Scheid sein Gewehr oder Degen blöbte, solle derselbe hochgedachtem Grafen Dietrichstein als dieses Orts Grund- und Landgerichtsobrigkeit zur Strafe verfallen sein zweiunddreißig Gulden. Steckt er ihn aber ohne Schaden in die Scheide, sole er verfallen sein fünf Gulden sechzig Pfennig⁷⁾.“

„Zum Dritten Mal (fehlt)

zum vierten und letzten: werden auch auf dieser löblichen Kirchweih und Tanzplatz Würfel- und Kartenspiel und in summa alle ungebührlichen Spiele ganz und gar abgeschafft und verboten. Im Falle aber einer sich darwider begreifen ließ,

⁵⁾ Hiltraud Ast: Das Marktbuch des Wachsziehers Johann Wiedorn (ÖZV. Bd. 73, 1970).

⁶⁾ Nach einer alten Vorlage tritt hier Dietrichstein noch als Reichsgraf in Erscheinung, obwohl er 1690 schon dem Fürstenstande angehörte.

⁷⁾ Einzelne Passagen eines Weistums wurden also auch am Kirchtag in Erinnerung gebracht.

der solle auf Befehl des obbemeldten Herrn Grafen aus Gnaden von dem Dorfrichter allhier nach seinem Belieben in seine Straf verfallen sein.

Nun folgen die Aufrufe:

Ihr jungen Gesellen vom Markt Pottenstein und beider Bernsdorf! Seid ihr hier so tretets herfür, ihr sollt die alte Gerechtigkeit ersuchen zum erstenmal“.

Dasselbe folgt nun für Großau, Gainfarn, Kotingbrunn, Markt Leobersdorf, Enzesfeld, Lindabrunn, Hernstein und beide Aigen, Grillenberg und Veitsau.

„Von den hievor genannten Orten sind nachfolgende Burschen aufgezogen: Erstlich die Veitinger, unter welchen Tanzmeister gewesen ist Georg Postl“.

Wortlaut wie oben für Pottenstein, Tanzmeister Philipp Hützenhammer, für Gainfarn: Georg Krauttinger, für Kotingbrunn: Thomas Plank, für Grillenberg und Veitsau: Tanzmeister Michael Mayer aus Veitsau.

- S. 108: „Ausrufung des Freitanzes zu Gainfarn, so den 24. Juni 1690 als am Hl. Johannes des Täufers Tag nach Belagerung Wienn wiederum zum Erstn Mal gehalten:“

Dieser Text unterscheidet sich vom vorigen nur in folgendem: Punkt 2. “ daß einer freventlich wider einen andern ein Gewehr blößt und dreinschlägt, der solle Hochgedachter Obrigkeit verfallen sein: die rechte Hand oder 32 fl. Droht er aber mit einem Gewehr und verfügt sich des Faustrechts, der hat verfallen 5 fl 60 d.“

Punkt 4. „Es werden auch auf dieser löblichen Kirchweih und solange der Freitanz währt, alle andere Kurzweil als Saidten-, Würfel- und Kartenspiel gänzlich verboten und abgeschafft⁸⁾“.

⁸⁾ Daß um 1690 auf der Kirchweih Saitenspiel verboten war, wirft einige Fragen auf, zumal in dem nur etwa 20 km entfernten Wiener Neustadt schon 1638 auf den Märkten Geiger zu hören waren, wenig später (1643) dort auch von Lautenisten und Harfern, 1721 auch von „Hackbrettern“ (Hackbrettspielern) die Rede ist: offenbar sah man die Musikausübung der Untertanen nicht gerne und wollte diese auf die Berufsmusiker beschränken, die in der Nikolaizeche organisiert und dem Spielgrafen unterstellt waren. Vgl.: Josef Mayer: Geschichte von Wiener Neustadt, Bd. III, S. 411 und Bd. IV, S. 107.

„Jetzt wird gerufen: Die jungen Gesellen allhier zu Gainfarn, sein sie hier, so tretens herfür und fangen an die alte Gerechtigkeit“

„Hernach folgt der Anfang zum Tanz durch die hiesigen Gesellen mit Vortanz des Richters“.

„Hernach folgen die Rufe der auswändigen (auswärtigen?) Burschen“.

Wortlaut wie oben für die Orte Grossau, St. Veit, Leobersdorf, Enzesfeld, Kotingbrunn, Tattendorf, Sooß, Vöslau.

„Von den genannten Orten sind nachfolgende Burschen aufgezogen: „Erstlich die Gainfarn, unter welchen Tanzmeister Georg Krauttinger gewesen“.

Wortlaut wie oben für St. Veit: Tanzmeister Ulrich Schleicher, für Kotingbrunn: Thomas Plank, für Vöslau: Mathias Steinhäuser.

- S. 167: In einem erbosten Brief vom Jahre 1694 wirft Johann Laister als Landgerichtsverwalter dem Pfarrherrn von Grillenberg vor, daß man in dessen Pfarrsprengel, und zwar im „Zobalter Weingebirg“, einen Toten gefunden habe, der viele Bücher bei sich getragen hätte, ohne daß aber das Landgericht verständigt worden sei.

Aus der Antwort des Pfarrers, eines Melker Benediktiners, geht hervor, daß zwei Bauern den Bücherboten noch „redend“ angetroffen hätten und diesem auch von einem des Wegs kommenden Jäger Brot gereicht worden sei.

Der Sachverhalt wird erst klar, als Laister die beiden Augenzeugen samt dem Dorfrichter von Neusiedel, dem Marktrichter von Pottenstein und einem Geschworenen nochmals zu einem Lokalaugenschein schickt und diese dann getrennt einvernimmt:

Die vazierende Mannsperson sei nicht tot, sondern noch redend und ohne Bücher gefunden worden. Deshalb hätten die Bauern auch eine Anzeige beim Landgericht zunächst nicht für nötig gehalten. Als die beiden jedoch vergeblich nach dem Dorfrichter von Grillenberg gesucht hätten und wiederkehrten, fanden sie den Mann schon tot. Der herbeigerufene Pfarrer hätte sie geheißt, die Leiche „abzugreifen“. Da keine „Beten“ (Rosenkranz?) gefunden wurden, hätte man den Toten für lutherisch gehalten und auf Befehl des Pfarrers an Ort und Stelle eingescharrt.

Die Bücher seien erst später oberhalb der Unglücksstelle unter

einem Steinfelsen entdeckt worden, verpackt in einen „Zweimetzensack“, im ganzen 16–17 Stück, und, „da es lauter große Bücher gewesen, wohl eine Butten voll“. Da der Dorfrichter abermals nicht daheim gewesen, hätten die beiden Bauern diesen Fund zum Pfarrer gebracht. Dieser habe versprochen, die Bücher, „die den weltlichen nicht erlaubt zu lesen“, durchzusehen und, wenn sich ein Anhaltspunkt gefunden hätte, daß der Tote doch katholisch gewesen sei, ihn „wieder herausgraben und im Freithof beisetzen zu lassen“.

Die Bücher habe der Pfarrer seinen Vorgesetzten ins Schloß Leesdorf gebracht.

S. 188: In der Herrschaft Enzesfeld wurde ein Mann namens Mathäus Pfarrer wegen Diebstahls verhaftet und dem zuständigen Landgericht Rauhenstein übergeben. Da man bei ihm ein „Beschwörbüchl“ gefunden und er angegeben hatte, mit etlichen anderen daraus einen Christophorusgebeten zu haben, erhielt das für diese zuständige Landgericht Gainfarn einen „Extrakt aus der guetlichen Aussag“. Von Bedeutung ist erst die

„Interrogatio 79: Woher der Delinquent das geschriebene Büchl, worin der eine oder andere Beschwörsegen (stehe), bekommen?“

Responsoria 79: Von Christoph N (Hofstetter), Enzesfelderischer Untertan zu Pottenstein, im Haus des Lederers wohnhaft; der hab ein solches Büchl gehabt, das hab er begehrt und abschreiben lassen.

Interrogatio 80: wer ihm davon gesagt?

Responsoria 80: der Michl Mayr hab ihn dazu gebracht und gesagt: wenn mans mit Andacht beten tuet, so bringt uns der Christophorns Geld⁹⁾.

Interrogatio 81: wer es abgeschrieben, wo sie doch nicht lesen könnten?

Responsoria 81: der Schulmeister zu Puchberg habe es abgeschrieben“.

⁹⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hrsg. von H. Bächtold-Stäubli, Bd. II, Sp. 73:

„Christophorus, als Nothelfer angerufen, schützte vor allem Übel des Tages und vor jähem Tod. Später wird dann Chr. auch beim Schatzgraben angerufen, wobei man Beschwörungen anwendet, die auf die mittelalterliche Fassung der Legende Bezug nehmen: von nun an soll man dich nicht mehr Offerus nennen; ich mache dich zum Schatzmeister und gebe dir die Macht über alle in der Erde verborgenen Schätze, damit du unter die, welche dich in meinem Namen anrufen, diese verteilst. Ich gebe dir auch Macht über alle bösen Geister . . .“

Auch ein zweiter (Christoph Hofstetter) und ein dritter (Georg Schweindl, Lederer zu Pottenstein) wurden verhaftet und verhört:

„Wozu sie so etwas getan hätten?

„Der hl. Christoph, so unsern Herrn durch das Meer getragen, hätte ihnen sollen Geld bringen“.

Übereinstimmend geben die drei an:

sie und noch zwei andere hätten im Ledererhaus in Pottenstein mehrmals zwischen 11 Uhr und 12 Uhr nachts diesen Segen gebetet. Sie hätten „vier fingerlange, geweihte Wandl-Körzn-Trümb“, die ihnen der Schulmeister von Puchberg in Wien gegen 24 Kreuzer erkaufte hatte, an die Ecken und „ein geweihtes Tauf-Körzn-Trümb“ in die Mitte des Tisches gestellt und angezündet. Drei hätten am Tisch gebetet, wo die Lichter gesteckt, der Michl Mayr hätte in der Kammer gebetet, der fünfte noch in einem anderen Raum, denn es hätte müssen „arth“ sein. Auch nach der Aussage eines anderen hätten sie sich „abgeteilt, daß sie arth gewesen wären¹⁰⁾“.

Trotz allem hätten sie aber nichts gesehen und nichts gehört, auch nichts bekommen.

Johann Laister klassifiziert in einem Bericht an seinen Vorgesetzten, den Dietrichsteinschen Güteradministrator Pentenrieder, bei dem er häufig juristischen Rat suchte, den oben beschriebenen Vorgang als eine „simplice“ Sache, die, mit einer Kirchenstrafe zu belegen, genügen würde. Jener dagegen gibt Anweisung zu weiteren, ja sogar peinlichen Verhören. Johann Laister, immer zu Milde und Nachsicht mit den einfachen Menschen, unter denen er lebte, geneigt, konnte den Prozeß scheinbar niederschlagen, da weitere Nachrichten fehlen.

- S. 221: Johann Laister fragt den Güterdirektor in Wien um Rat, da in Gainfarn das Schimpfwort „Glockenschmierer“ wieder aufgetaucht sei, das auf einen alten Gerichtsfall zurückginge und nun schon 30 Jahre „verpönt“¹¹⁾ gewesen sei.

Vor Jahren hatte eine Bäuerin, deren Kühe wenig Milch gaben und kränklich waren, ihrem Sohn befohlen, die Gainfarner

¹⁰⁾ J. A. Schmeller: „Bayer. Wörterbuch, Bd. I, Sp. 150: ort, ortig (adverbiell), ungerade (der Zahl nach).

¹¹⁾ Das Aussprechen des Schimpfwortes war mit einer Geldstrafe bedroht. Vgl. dazu die Weistümer von Hornstein, Bgld., NÖ. Weistümer Bd. IV/151 Z 35–42, wo von der Obrigkeit die Erfindung und der gehässige Gebrauch von Spitznamen unter Strafdrohung gestellt wird, um Zwietracht zu vermeiden.

Glocken mit Milchrahm anzustreichen. Aus dem gesamten Umkreis, wo man das Geläut hörte, könnte nun von „letzten Leuten“ ihrem Vieh nichts böses angetan werden.

Güterdirektor Pentenrieder teilt in seiner Antwort die Neigung des Volkes fürs Phantastische nicht: „Wenn der Verwalter (Laister) ihm die Glockenschmiererei nicht expliziert hätte, hätt ers in Ewigkeit nicht verstanden“. Wie immer rät er zu strengem Vorgehen, da seiner Herrschaft „durch solche Spitzbübereien große Händel“ erwachsen könnten¹²⁾.

S. 293: Pröchl-Straf

Margaretha Häydtlerin, sonsten aber insgemein mit ihrem Spitznamen die „Khollpöchdudel“ genannt, ihres Alters 24 Jahr, aus Prein unter dem Dekanat Priglitz gebürtig, ist, umwillen diesselbe dem sogenannten Steyrer-Peter, mit seinem Namen aber rechts zu nennen: Peter Wänerl, seiner Hantierung ein Kholler, sehr often und vielmahl seines willens gewesen und sich miteinander ungebührlich verhalten also hat man sie den 2. 4. 1702 in der Pröchl vor der Kirchen zu Gainfarn abgestraft und ihr bedeutet, sie solle sich nicht mehr blicken lassen.

S. 351: Im Jahre 1711 wurde von der NÖ. Landesregierung dem Landgericht Gainfarn ein Zirkular zugesendet und verlangt, „gegn vazierendes und gefährliches Raub-, Diebs- und Zigeunergesindel, auch Beutelschneider, die dem Land nicht geringe Drangsal zufügen, vorzugehen, solches auszurotten und darüber zu berichten“. Im Landgericht Retz war tatsächlich eine Inhaftierung gelungen und man hatte den Delinquenten Hans Georg Schiller einvernommen. In seiner „guetlichen Aus-sag“ werden zwei „Diebs-Karten“¹³⁾ angeführt und die Männer, die diesen Banden angehören, als Verdächtige mit Namen, Spitznamen, Gestalt, Kleidung und gewöhnlichem Aufenthalt beschrieben:

¹²⁾ Manche Herrschaften erließen Bestimmungen zum Schutz ihrer Untertanen gegen die Beschuldigung der Zauberei. (Vgl. Hans Plöckinger a. a. O.) Noch in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts war in Miesenbach ein Aberglaube verbreitet, der „aufhoazn“ genannt wurde: Eine Bäuerin, deren Vieh kränklich war oder wenig Milch gab, hielt dieses für „verschrien“. Um den Übeltäter auszuforschen, suchte sie in der Nähe des Hofes nach einem vergrabenen Knochen, den sie im Herd verheizte. Die erste Person, die nach dem „Aufhoazn“ in die Küche trat, um sich etwas auszuleihen, hatte nach dem Glauben der Bäuerin das Vieh verschrien.

¹³⁾ Kärtn = Vereinigung (Albert Petrikovits, Die Wiener Gauner-, Zuhälter- und Dirnensprache, Wien 1922).

„Urberl“ namens Urban Widler mit dem Spitznamen „lausiger Brieftrager“ trägt einen blauen Rock mit gelbmessingenen Knöpfen, baumwollenen, rötlichen leinwandenen¹⁴⁾ Brustfleck, Hosen von blauem Kronrasch¹⁵⁾, den Hut mit guten goldenen Borten eingebrämt und schwarze Bänder drauf, eine Person von mittlerer Größe, kreisrundes Gesicht und kleines, rotes Rätzen – Bär¹⁶⁾. Seine Einkehr ist gewöhnlich bei dem Bierwirt zu Urbau, zu Aschatitz bei einem Hauer, zu Pratsch, bei dem daselbstigen Wirt, zu Weinitz bei dem s. v¹⁷⁾, Abdecker, zu Partitz bei einem Hauer; alle diese Orte liegen in Mähren.

„Schremserbuben“: die zwei Hänßl und Wenzl, die „Gerstenschreiner“ genannt. Der Wenzl trägt auch einen blauen Rock mit rundmessingenen Knöpfen, schwarzes Camisol¹⁸⁾, Hose von grauem Tuch, einen großen schwarzen Hut mit gutm Gold eingebrämt, mit sieben Ellen schwarzen Bändern eine Masche drauf; ist eine kleine Person, rundes Gesicht und blattermäßig, ein weißlichtes, von mittlerer Länge glattes Haar, hat keinen Bart.

Der Hänsel, dessen Bruder, gehet mit einem grauen Rock, die Knöpf von eigenem Tuch, schwarzer Hut mit gutm Gold eingefäßt. Hose von blauem Tuch und mit falschen goldenen

¹⁴⁾ Der „baumwollene, leinwandene“ Brustfleck dürfte nur ein scheinbarer Widerspruch sein und ist wohl als „baumwollen in Leinwandbindung“ zu verstehen.

¹⁵⁾ Kronrasch = eine Art „rasch“, besonders der englische, der „crownrash“ aus Exeter wegen seiner Güte hervorzuheben. Der Rasch war ursprünglich ein locker gewebtes wollenes Zeug aus Arrás, Nld., (G r i m m, Deutsches Wörterbuch, Lpz. 1893).

¹⁶⁾ Rätzen-Bart = Schnurrbart, benannt nach dem slawischen Volksstamm der Raizen mit Wohnsitz in Ungarn. Nach Goethe „Aus meinem Leben“ nannte man „Räzel“ einen Menschen, dessen Augenbrauen über der Nase zusammenstießen (J. A. Schmeller, Bayer. Wörterbuch, Bd. II, Sp. 194).

Vgl. dazu das Volkslied:

Jeder Hälterbua håt an Ratzelbårt',
nur mei(n) Bua, der håt kan.

Wân i wissen tat, daß er eam passn tat,
so kafat eam an.

Anton Anderluh, Kärntner Volksliedsammlung, I/5, Nr. 707

¹⁷⁾ s. v. = *salva venia*, stehende Wendung mit der Bedeutung: mit Verlaub zu sagen.

¹⁸⁾ Camisol: kurze, ärmellose Jacke, Vorläufer von Weste und Gilet, mit aus dem Französischen übernommenem Namen, die sich im 17. Jh. eingebürgert hatte. (Vgl. Leopold Schmidt: Volkstracht in Niederösterreich, Wien 1969 S. 42).

Borten verbrämt; im Gesicht weiß-bleich, auf der rechten Seite am Hals ein schwarzes Muttermal; schwarze, glatte Haare von mittlerer Länge; einen roten stiftlichten Bart, einen Leib von einer hübschen r a h n e n ¹⁹⁾ Länge.

Diese beiden halten sich mehrenteils auf zu Tätschitz, Jaunitz, bei dem s. v. Abdecker und zu Müllerschitz auch bei dem s. v. Abdecker in Mähren, auch bei dem Frätinger Peter seinem Vattern.

Joseph Settlmayr, sonst mit dem Spitznamen „das kleine Mändl“ genannt, ist eine kleine Person, trägt einen schwarzen Rock und ein blaues Camisol, blautüchene Hosen, blaue Strümpf, kleines rötliches Gesicht, ein schwarzes mittleres Ratzenbärtl, hat ein langes glattes schwarzes Haar, dieser hat keine eigene Einkehr, ist ein abgedankter Soldat und geht täglich von Dorf zu Dorf.

Frätinger Peter, mit dem Spitznamen „die Stichwurz n²⁰⁾“ genannt, haltet sich bei seinem Vatern zu Müllerschitz in Mähren auf. Dieser trägt einen leberfarbenen Rock, blauen baumwollenen Brustfleck, Hut obenher mit einem blauen Band anstatt der Hutschnur; ein weißbleiches Gesicht, roten Ratzenbart, schwarzes krauses Haar; Gestalt von einer mittleren, dicken Person.

Paul Griebkirchner, ein Diener, mit dem Spitznamen „der Rothe Feuersenger“ genannt, trägt nur ein weißtuchenes Camisol, dergleichen Farb die Knöpf, gelbtuchene Hosen, Caffefarben Winterstrümpf, blau baumwollenen Brustfleck, schwarzen Hut; weißlichtes, blattermäßiges Gesicht, einen großen, roten Ratzenbart, goldfarbene, krause Haar; haltet sich bei dem s. v. Abdecker zu Loybendorf auf.

Kleine Hiesel mit dem Spitznamen auch das „Kleine Mändl“ genannt, trägt ein blaues Camisol und blauen, baumwollenen Brustfleck, lederne Hosen, weiße Winterstrümpf, schwarzen Hut; ein kleiner, junger Bub bei 17 Jahren, weißes Gesicht und Haar; haltet sich in Mähren bei dem s. v. Abdecker zu Frischau auf.

¹⁹⁾ ran, ranig (rani, rank) = schlank, schwächig, Die Rane = die Schwächigkeit (J. A. Schmeller: Bayer. Wörterbuch, Bd. II, Sp. 102).

²⁰⁾ Stich = Anteil an der Beute, Wurz n = der Leichtgläubige, der splendide Gastgeber (Albert Petrikovits, Die Wiener Gauner-, Zuhälter- und Dirnensprache, Wien 1922).

Haindl, ein Diener, des obigen Bruder, mit dem Spitznamen „der Bub mit dem Weib“ genannt, trägt ein weißtuchenes Camisol mit messingenen Knöpfen, gelblederne Hosen, schwarze Winterstrümpf; eine mittlere Person von 21 Jahren, weiß im Gesicht, ohne Bart, schwarzes Kraushaar; haltet sich allzeit zu Weinitz bei dem s. v. Abdecker auf.

Singerbub Wästl, trägt einen schwärzlichen Rock und Camisol von Tuch, rotlederne Hosen, bald schwarze, bald weiße Sommerstrümpf, schwarzen großen Hut; ein bleiches Angesicht ohne Bart, weißlichte und etwas krauste Haar, hat einen dicken rechten Fuß (Klumpfuß?); dieser haltet sich auf zu Schallersdorf in Mähren bei seinem Vater, so ein Singer ist und auf alle Märkte samt seinem Sohn herumb singen geht.

Thoma Schiller, auch ein Diener, mit dem Spitznamen der „Bayerische Thoma“ genannt, traget einen weißen Rock mit zinnernen Knöpfen, blau baumwollenen Brustfleck, schwarze lederne Hosen, grünlichte Winterstrümpf; eine mittlere dicke Person, rötliches blattermäßiges Angesicht, einen roten französischen Bart, lichtetes, kleines glattes Haar; dieser hat keinen Aufenthalt, gehet von einem Ort in das andere.

Andere Märkl, ein Diener, mit einem Kebs-Weib und einem Kind, sonsten der „Hühner Anderl“ genannt, der sein Lebtag viele 1000 Hühner abgefangen, traget einen alten, zerrissenen ziegelfarbenen Rock, blau baumwollenen Brustfleck, blau lederne Hosen, weiße Winterstrümpf; eine lange Person bei besten Jahren; längliches Angesicht, einen roten Ratzenbart, schwarze, krauste Haar; dieser gehet von Dorf zu Dorf und ist seine mehreste Profession das Hühnerfangen.

Andere, mit dem Spitznamen der „Singende Anderl“ genannte, ist ein Diener Knecht, haltet sich auch bei dem Wirt zu Pratsch auf; trägt einen weißlichten Rock mit Knöpfen vom eigenen Tuch, einen weiß und blau gestreiften, baumwollenen leinwatenen Brustfleck, weißtuchene Hosen, weißgraue Winterstrümpf, schwarzen, großen Hut; eine große, lange, „rachne“ Person, weißbleiches Angesicht, roten, französischen Bart und schwarze, glatte Haar.

Die „Schön Simandlische Karte“ besteht in dem „Scharteten Adam“ und dem „Scharteten Anderl“, dieses Anerls Sohn Michael, deren beide Schwäger Martin und Wastl, (und) ihrem Vettern Leonhard; diese Karten haltet sich meistens im Marchfeld bei Sauring auf.

Adam (der schartete Adam) trägt einen weißen Rock mit weißseidenen Knöpfen, ein dergleichen Camisol, rot baumwollenen Brustfleck, schwarzen Hut, gelblederne Hosen, braune Winterstrümpf; eine dicke Person von mitterlangen, schwarzen, krausten Haar, rötliches blattermäßiges Gesicht und rotem großen Ratzenbart.

Andere, ist eine mittlere Person, lichtgraue, glatte Haar, rotes, blattermäßiges Gesicht, roten, mittleren Bart; trägt einen weißlichten Rock mit weißseidenen Knöpfen, dergleichen Camisol, graue Sommerstrümpf, blautuchene Hosen und schwarzen Hut.

Michael ist eine mittlere Person, rahn von Leib, schwarzes, glattes Haar, weiß bleichgespitztes Gesicht, ohne Bart; schwarzer Rock, weißes Camisol, alles von Tuch, schwarze geschmitzte²¹⁾ loderne Hosen, und einen schwarzen, großen Hut.

Martin, eine kleine rahne Person, rundes rotes Gesicht, ohne Bart, weißglattes kurzes Haar; schwarzer Hut, trägt einen weißtuchenen Rock, Knöpf von eigenem Tuch, weiße Sommerstrümpf, gelbe lederne Hosen.

Wastl, eine lange, rahne Person, schwarzes, kurzes glattes Haar, bleiches rundes Gesicht, ohne Bart; schwarzer Hut, weißtuchenes Camisol mit weißseidenen Knöpfen, einen blauen baumwollenen Brustfleck, blaue tuchene Hosen, schwarze Winterstrümpf.

Leonhard ist ein kleiner Bub bei 14 Jahren, traget ein rotes Camisol von Tuch mit messingenen Knöpfen, blau baumwollenen Brustfleck, gelblederne Hosen, weiße Winterstrümpf, schwarzer Hut; weißes, glattes Haar.

Notandum primo

Gegen die oben genannten hat nicht nur Hans Georg Schiller, sondern auch die mit ihm verhafteten Diebs- und Raubgesellen: Adam Ladner, Simon Markl (Simandlische Karte) und Thoma Schiller vielfältig gütlich ausgesagt.

Notandum secundo:

obzwar die meisten von der ersten obengenannten Diebskarten

²¹⁾ geschmitzt: besonders bearbeiteter Loden; abgeleitet von „schmitzen“ (sh. schmeißen) „mit der Spitze eines dünnen biegsamen Körpers schnell schlagen“ (Adelung: Handwörterbuch der Deutschen Sprache, Wien 1846).

sich meistens in Mähren aufhalten, kommen selbe doch öfters auf Stehlen und Rauben in das Land Österreich.

Notandum tertio:

daß Schiller auch ausgesagt hat, daß er mit seinen Diebsgespänn öfters beim Diener in Schönggrabern eingekehrt sei und öfters gehört hätte, daß besagten Dieners zu Schönggrabern Eheweib eine Beutelschneiderin sei und um zu stehlen auf die Märkte herum reise.

S. 453: Brief des Güterdirektors an den Verwalter:

Die Untertanen würden angeblich ohne Vorwissen und Bewilligung der Herrschaftskanzlei ihre „Pettschäfter“ von sich geben und sowohl in- als auswendigen Untertanen zum großen Nachteil „attestieren²²⁾.

S. 496: Im Amte Gainfarn gab es um die Mitte des 18. Jahrhunderts auch einen Eremiten, der sich Ephrem Wieser nannte. Er suchte mehrmals, so auch 1766, mit unterwürfigen Worten beim Fürsten Dietrichstein um Brennholz und Getreide an.

Unter den Nachfolgern des Johann Laister wird das Merkensteiner Gedenkbuch in volkskundlicher Hinsicht weniger aussagekräftig. Außer Strafen, vor allem Fornikationsstrafen, enthält es meist Auszüge von Zirkularen und Patenten, die an alle Herrschaftskanzleien gegangen sind, wie etwa das Verbot, bei Hochzeiten und festlichen Kirchgängen im Weichbild des Dorfes zu schießen oder bei Tanzveranstaltungen mit Spielleuten die Sperrstunden der Wirtshäuser zu überschreiten. Für den Raum um Gainfarn enthalten sie kaum etwas spezifisches und sind im Codex Austriacus gesammelt zugänglich.

²²⁾ Vgl.: NÖ. Weistümer, Bd. 1: Bannbuch von Grillenberg, S. 395, § 50.

Chronik der Volkskunde

Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1980

Am Freitag, dem 20. März 1981, fand um 17 Uhr im Konzertsaal der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien, Johannesgasse 8, 1010 Wien, die Ordentliche Generalversammlung 1981 statt. Unter Teilnahme einer großen Anzahl von Mitgliedern aus Wien, aus den Bundesländern und sogar aus dem Ausland wurde folgende im Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde ordnungsgemäß ausgeschriebene Tagesordnung abgehandelt:

1. Jahresberichte des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde für das Jahr 1980

A. Verein für Volkskunde in Wien

a) Mitgliederbewegung: Der Mitgliederstand des Vereins für Volkskunde in Wien hat mit Jahresende 1980 die Zahl 735 erreicht. Bei 48 Neuanmeldungen und 20 Abgängen (4 Todesfälle, 5 Austritte, 11 Streichungen wegen mehrjährigen Beitragsrückstands) ergibt sich ein reiner Zuwachs von 28 Mitgliedern. Im Jahr 1980 konnte somit die seit langem erstrebte Grenze von mindestens 700 Mitgliedern erreicht werden. Bei dem ganz offensichtlich zunehmenden Interesse an der vielfältigen Tätigkeit des Vereins für Volkskunde dürfte sich durch eine entsprechende Werbetätigkeit auch der Vereinsmitglieder selbst in absehbarer Zeit eine noch beträchtlichere Steigerung erzielen lassen. Die Vereinsleitung ihrerseits wird bestrebt sein, im Herbst 1981 eine neue Werbeaktion über das Nachrichtenblatt anlaufen zu lassen.

Die Generalversammlung gedachte ehrerbietig der im vergangenen Jahr verstorbenen Mitglieder: Korrespondierende Mitglieder Prof. Dr. Matthias Eder S.V.D. (Nagoya/Japan) und Univ.-Prof. Dr. Christo Vakarovski (Sofia/Bulgarien); Ordentliche Mitglieder Hofrat Dr. Leopold Fulmek (Wien) und Prof. Alice Schulte (Wien).

b) Vereinsveranstaltungen: Im Jahr 1980 wurden in den zehn Monaten des Sommer- und Wintersemesters insgesamt 19 öffentliche Veranstaltungen wissenschaftlichen und volksbildnerischen Charakters durchgeführt. Das Jahresprogramm wies unter Berücksichtigung des Doppelcharakters einiger Veranstaltungen 7 wissenschaftli-

che Vorträge, 1 Filmvortrag, 2 Studientage, 1 wissenschaftliche Tagung, 7 Ausstellungseröffnungen mit Vorträgen und Führungen sowie 5 Studienfahrten auf:

25. Jänner 1980: Filmvortrag „Fasching von Bad Aussee, Steiermark“ von Univ.-Ass. Dr. Olaf Bockhorn und wiss. Oberkommissär Dr. Franz J. Grieshofer mit Vorführung der wissenschaftlichen Filmdokumente „Umzug der Markter Trommelweiber in Bad Aussee“ (BHWK CTF, Wien 1980) von Olaf Bockhorn und „Schützenwesen in Österreich: Schützenfest der Augstbacher Kapselschützen, Altaussee, Stmk.“ (BHWK CTF 1651, Wien 1979) von Franz J. Grieshofer.

22. Februar 1980: Vortrag von Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, „Fortschritte der burgenländischen Volksschauspielforschung“ (mit Lichtbildern).

14. März 1980: Ordentliche Generalversammlung 1980 mit anschließendem Vortrag von Wiss. Rat Dr. Georg S. Schroubek (München), „Peregrinatio Bohemica. Zeittypisches und Regionaltypisches im volksbarocken Wallfahrtswesen Böhmens“ (mit Lichtbildern).

21. März 1980, gemeinsam mit dem Verein Ethnographisches Museum Schloß Kittsee: Studientag „Volkskunde der Gottschee“ mit Vorträgen von Univ.-Prof. Dr. Maria Hornung (Wien), „Die Gottscheer Mundart“; Martin Ruch (Freiburg i. Br.), „Die Gottschee als Volksliedlandschaft“; Univ.-Prof. Dr. Richard Wolfram (Wien), „Brauchtum und Volksglaube in der Gottschee“. Zugleich Eröffnung der Sonderausstellung „Volkskunde der Gottscheer. Die Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde aus der ehemaligen deutschen Sprachinsel Gottschee in Slowenien“ mit Einführungsvortrag von Museumsleiterin Oberkustos Dr. Maria Kundegrabner (Stainz), „Die traditionelle Sachkultur in der Gottschee“.

23. April 1980, gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien: Vortrag von Univ.-Lektor Wiss. Oberrat i. R. Dr. Emil Schneeweis, „Die Via Sacra, I. Teil“ (mit Lichtbildern).

10. Mai 1980: Frühjahrsexkursion gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (44. Studienfahrt): „Die Via Sacra, I. Teil, unter volkskundlichen Gesichtspunkten“, Führung Univ.-Lektor Wiss. Oberrat i. R. Dr. Emil Schneeweis.

19. Mai 1980: Vortrag gemeinsam mit dem Wiener Goethe-Verein von Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, „Goethes Berührungen mit der überlieferten Sachkultur: Das Bauernhaus“ (mit Lichtbildern).

23. Mai 1980: 45. Studienfahrt zum Besuch der Ausstellung Schallaburg 1980 „Adel – Bürger – Bauern im 18. Jahrhundert“ und zur Eröffnung der Sonderausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde in der Außenstelle Schloßmuseum Gobelsburg (Niederösterreich) „Volsleben im Ausseerland“; mit feierlicher Überreichung der Michael-Haberlandt-Medaillen für besondere Verdienste um die österreichische Volkskunde im Jahr 1980 an Frau Hiltraud Ast und Prof. Ing. Franz Maresch.

27. Juni 1980: 46. Studienfahrt zum Besuch der Ausstellung „Maria Theresia Königin von Ungarn“ im Schloß Halbturn (Burgenland) und zur Eröffnung der Sonderausstellung „Hinterglasmalerei der Donauländer: Bayern – Österreich – Rumänien. Aus der Sammlung Udo Dammert“ im Rahmen eines Studientages zum Semesterabschluss im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee (Burgenland); Vortrag von Generaldirektor Dr. Tamás Hoffman (Ethnographisches Museum Budapest), „Prin-

zipien für die Neuerrichtung der Schausammlung des Ethnographischen Museums Budapest“; Klaviervortrag Udo D a m m e r t, „Perspektiven zur Volksmusik: Schubert – Bartók – Liszt“.

28. Juni 1980: 47. Studienfahrt zum Besuch der Steiermärkischen Landesausstellung 1980 „Musik in der Steiermark“ im Stift Admont.

27. September 1980 bis 1. Oktober 1980: Österreichische Volkskundetagung in Feldkirch (Vorarlberg), gemeinsam mit dem Österreichischen Fachverband für Volkskunde. Generalthema „Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich, in der Ostschweiz und in Bayern“ (Ausführlicher Bericht in: ÖZV XXXV/84, 1981, S. 48–51).

17. Oktober 1980, gemeinsam mit dem Verein Ethnographisches Museum Schloß Kittsee: Eröffnung der Sonderausstellung „Bulgarische Volkskunst. Aus der Sammlung des Ethnographischen Museums Plovdiv“ im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee.

15. Oktober 1980: Vortrag gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien von Univ.-Lektor Wiss. Oberrat i. R. Dr. Emil S c h n e e w e i s, „Die Via Sacra, II. Teil“.

18. Oktober 1980, gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien: Herbstfahrt (48. Studienfahrt) „Via Sacra, II. Teil (von Lilienfeld bis Mariazell) unter volkskundlichen Gesichtspunkten“.

26. Oktober 1980 (Nationalfeiertag): „Tag der offenen Tür der Bundesmuseen“ mit Eröffnung der Sonderausstellung „Volkskunst aus dem Ausseerland“ im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien; Eröffnungsführung Wiss. Oberkommissär Dr. Franz J. Grieshofer.

13. November 1980, gemeinsam mit dem Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften: Feierliche Eröffnung der neuen Ausstellungsräume in der Institutsarbeits- und Präsentationsstelle Mattersburg (Burgenland) mit der Ausstellung „Vereine als Träger von Volkskultur in der Gegenwart am Beispiel Mattersburg“ (siehe ausführlichen Bericht: ÖZV XXXV/84, S. 45).

14. November 1980: Vortrag von emer. Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher (München – Lebring/Stmk.), „Volkskundliche Feldforschungen im heutigen Slawo-Makedonien und in Serbien“ (mit Lichtbildern).

25. November 1980: Vortrag gemeinsam mit dem Verein der Museumsfreunde in Wien von Museumsdirektor Dr. Klaus Beitzl, „Das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien. Entwicklungsperspektiven für die achtziger Jahre“ (mit Lichtbildern).

30. November 1980: Eröffnung der Großen Weihnachtsausstellung: „Alte Krippenkunst aus Österreich“ im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien.

c) Vereinspublikationen: Das vom Verein für Volkskunde in Wien unter der Schriftleitung von Leopold Schmidt und Klaus Beitzl herausgegebene Fachorgan der österreichischen Volkskunde, die „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“, erschien mit Band XXXIV der Neuen Serie (83. Jahrgang der Gesamtreihe) auch 1980 regelmäßig in vier Vierteljahresheften mit einem Gesamtumfang von 291 Seiten. Die Auflage betrug je Heft 1.100 Exemplare. Die Zahl der Dauerbezieher konnte annähernd gehalten werden. 34 Neubeziehern stehen 30 Abbestellungen bzw. Streichungen von

Abonnenten, die trotz Zahlungsaufforderung die Bezugsgebühr nicht regelmäßig entrichtet hatten, gegenüber. Die Anzahl der Zeitschriftenbezieher beläuft sich somit auf 845 Abonnenten, von welchen 71 Empfänger von Pflicht- und Belegexemplaren und 186 Tauschpartner sind. Der Abonnementpreis blieb mit S 270,- (für Mitglieder: S 180,-) unverändert. Entsprechend der Erhöhung der Postgebühren für das Jahr 1981 mußten allerdings die Versandspesen geringfügig erhöht werden.

Die Finanzierung der Zeitschrift wird zu einem guten Teil aus Eigenmitteln des Vereins getragen. Dennoch können die Druckkosten zu einem hohen Prozentsatz nur aus zusätzlichen Beihilfen abgedeckt werden, für deren Gewährung seitens der öffentlichen Hand der Verein zu danken hat. Subventionen haben das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung und alle Landesregierungen (Burgenland, Kärnten, Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Vorarlberg und Wien) bewilligt.

Vom Nachrichtenblatt des Vereines für Volkskunde, „Volkskunde in Österreich“, erschienen ebenfalls wieder 10 monatliche Folgen. 1980 konnte der 15. Jahrgang dieses Nachrichtenorgans abgeschlossen werden. Als Folge der verstärkten Betreuung der Mitglieder des Vereines für Volkskunde in Wien und des Vereines Ethnographisches Museum Schloß Kittsee mußte 1980 der Umfang des Mitteilungsblattes auf 60 Seiten erweitert werden. Es erweist sich immer mehr, daß diese Veröffentlichung, die zunächst für die Kommunikation innerhalb des Vereines gedacht war, in wachsendem Maße auch als Verbindungsorgan zu den verschiedenen öffentlichen Stellen und zu den Medien Bedeutung erlangt. Unter Einbeziehung der Mitglieder des Vereines Ethnographisches Museum Schloß Kittsee erreicht die Auflage des Nachrichtenblattes gegenwärtig 1.300 Exemplare. Neben der eigenen Veröffentlichungstätigkeit zeigt sich der Verein stets auch bemüht, in entsprechenden Ankündigungen im Nachrichtenblatt (Verlautbarungen in den Rubriken „Neuerscheinungen“ und „Kleiner Büchermarkt“) allgemein auf neue Veröffentlichungen im Bereich der österreichischen Volkskunde sowie auf das Angebot älterer Titel hinzuweisen. Von der Möglichkeit der Werbung mit Verlagsprospekten als Beilage zu den einzelnen Nummern der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ gegen Vergütung des reinen Mehraufwandes wurde im vergangenen Jahr weiterhin reger Gebrauch gemacht.

d) Bibliographische Arbeitsgemeinschaft: Wie angekündigt konnte im vergangenen Jahr die vom Verein für Volkskunde im Verlag des Verbandes der Wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs herausgegebene „Österreichische volkskundliche Bibliographie“ mit der Folge 11/12 (Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1975 und 1976) fortgesetzt werden. Der von mehreren Mitarbeitern unter der Leitung von Klaus Beitzl verfaßte Band weist auf 404 Seiten insgesamt 2.370 bibliographische Nachweise aus, die von den entsprechenden Autoren-, Orts- und Sachregistern erschlossen werden. Die nächste Folge 13/14 (Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1977 und 1978) konnte inzwischen redaktionell abgeschlossen werden und wird noch vor dem Sommer 1981 in Druck gegeben. Die Vorarbeiten für den nächsten Band, der 1982 als Folge 15/16 (Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1979 und 1980) erscheinen soll, wurden bereits aufgenommen.

(Berichterstattung: Franz Grieshofer.)

e) Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung: Die Archivierungs- und Kartierungsarbeiten in der von Harald Boesch in Floridsdorf nach wie vor großzügig zur Verfügung gestellten Außenstelle in Floridsdorf

gehen zügig weiter; nach Angaben von Dr. Klaus Gottschall sind die Kuverts mit den Photos zum Großteil bereits mit Maschine beschriftet und musterhaft geordnet.

Nun zur Chronologie: Am 23. Jänner 1980 sprach WOR i. R. Dr. Dietmar Assmann, Linz, über das Thema: „Das Kleindenkmal in der Kulturlandschaft“. Anwesend waren 19 Personen, was übrigens die durchschnittliche Teilnehmeranzahl bei allen Vorträgen ist.

Am 20. März und 25. April 1980 setzte WOR i. R. Dr. Emil Schneeweis seinen Zyklus „Zur Ikonographie der Flurdenkmale“ fort. Dr. Emil Schneeweis konnte auch im ORF, Landesstudio Burgenland, eine Reihe von 6 Vorträgen über Bildstockforschung halten, die infolge der regen Nachfrage auch im Druck erschienen sind und immer wieder verlangt werden; überdies gelangten schriftliche Anfragen aus dem Burgenland an den Vortragenden und wurden von diesem beantwortet. Auch die Broschüre über den Bildstock-Wanderweg Gobelsburg findet nach wie vor guten Anklang.

Nach diesem bahnbrechenden Vorbild entstanden inzwischen in der Marktgemeinde Thaya, BH Waidhofen an der Thaya, über Initiative des Pfarrers, KSR Florian Schweitzer, sowie unter Beratung durch Dr. Emil Schneeweis zwei Wanderwege, die in verschiedener Länge an den dort zahlreich vorhandenen Flurdenkmalen vorbeiführen.

Zum Nationalfeiertag 1980 erhielt Dr. Klaus Gottschall eine Einladung nach Scheiblingkirchen in der Buckligen Welt zu einer Ausstellung sowie Präsentation einer Broschüre über die dortigen Flurdenkmale, an welcher er jedoch aus dienstlichen Gründen nicht teilnehmen konnte.

Zum gleichen Termin und Anlaß hielt WOR i. R. Dr. Emil Schneeweis in der Großgemeinde Inzersdorf ob der Traisen-Walpersdorf (BH St. Pölten) zwei Vorträge, einen davon speziell für die Schuljugend, und erteilte an Ort und Stelle Ratschläge zur Renovierung und Erhaltung der dort reichlich vorhandenen Monumente. Zur Vorbereitung der Vorträge bzw. Begehung und photographischen Erfassung wurden drei Wochenenden benützt, wobei Frau Gertrud Schneeweis die automobilistische und zum Teil auch die photographische Arbeit übernahm. Die Arbeiten in Walpersdorf-Inzersdorf sind noch nicht abgeschlossen, sie stoßen bei der Bevölkerung im allgemeinen und der Gemeindeverwaltung im besonderen auf gute Teilnahme und reges Interesse.

Am 30. Oktober 1980 zeigte Frau Inge Koller Bilder aus ihrem reichen und gut präsentierten Material, da WOR i. R. Dr. Emil Schneeweis wegen gesundheitlicher Schwierigkeiten absagen mußte. Er hielt jedoch am 20. November 1980 sowie am 20. Februar weitere Fortsetzungen seines nun schon institutionalisierten Zyklus über Ikonographie.

Neben diesen auch nach außen hin merkbaren Aktivitäten liefen die Vorbereitungen auf die III. Internationale Tagung für Bildstock- und Flurdenkmalforschung, die von Dr. Klaus Gottschall, Primarius Dr. Franz Farthofer (Kärnten) und Herrn Harald Boesch getätigt wurden und werden. Die Tagung lief vom 18. bis zum 21. Juni 1981 in St. Georgen am Längsee in Kärnten ab, über Ansuchen von Dr. Klaus Gottschall erhielt die Arbeitsgemeinschaft von Bund und Land bisher öS 17.000,- an Subventionen.

Dr. Gottschall erledigte weiters diverse telefonische und schriftliche Anfragen, überdies erarbeitete er ein Verzeichnis über die vom Österreichischen Museum für

Volkskunde vorhandene Literatur zur Bildstock- und Flurdenkmalforschung; dieses ist in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde erschienen.

(Berichterstatter: Emil Schneeweis.)

B. Österreichisches Museum für Volkskunde

1. Personal.

Höherer wissenschaftlicher Dienst: Dr. Margot Schindler wurde mit Wirkung vom 1. September 1980 zum provisorischen Kommissär ernannt.

Gehobener Dienst: Amtsrat Lieselotte Goebeler konnte nach längerer Krankheit am 22. September 1980 wieder ihren Dienst in der Museumsverwaltung aufnehmen. Für die Dauer ihres Krankenstandes wurde stud. phil. Beatrix Hain als Ersatzkraft aufgenommen.

Fachdienst: Fachoberinspektor Karl Utz ist nach mehr als vierzigjähriger Dienstzeit am Museum mit Wirkung vom 31. Dezember 1980 in den dauernden Ruhestand getreten.

Mittlerer Dienst: Aus Krankheitsgründen ist Karl Weiser mit 31. Oktober 1980 vorzeitig pensioniert worden. Als Ersatzkraft konnte Karl Streimelweger am 19. Mai 1980 zunächst befristet aufgenommen worden; mit Wirkung vom 1. November 1980 ist er für dauernd in den Personalstand des Museums aufgenommen worden.

2. Raum und Beschaffung.

Das 1978 begonnene kurzfristige Bauprogramm zur Schaffung und Einrichtung von bislang zur Gänze fehlenden Studiensammlungen sowie von zusätzlichen Ausstellungsräumen konnte 1980 im wesentlichen abgeschlossen werden. Die Planung weiterer mittelfristiger Baumaßnahmen (1981–1983) wurde erstellt: Werkstättenräume im Erdgeschoß des Museumsinnenhofes, Erweiterung und Umstellung der Bibliothek, Schaffung der erforderlichen Räume für die Restaurierwerkstatt und für das Institut für Gegenwartsvolkskunde durch Aufstockung des Nordwesttraktes des Museumsinnenhofes. Im Rahmen der langfristigen Planung wurde für eine zur Durchführung größerer Sonderausstellungen erforderliche Ausstellungshalle auf dem Museumsbunker im Schönbornpark ein Vorprojekt erstellt.

Museumshauptgebäude Gartenpalais Schönborn: Für die Restaurierung der sehr schadhaft und unansehnlich gewordenen Straßen-, Garten- und Innenhoffassaden des denkmalgeschützten Museumsgebäudes wurden seitens des Wiener Altstadterhaltungsfonds Mittel für die Teildurchführung denkmalpflegerischer Arbeiten bewilligt. Der vom Verein für Volkskunde in Wien als vertraglich verpflichtete Erhalter des gemeindeeigenen Gebäudes erstellte Finanzierungsplan für die Gesamtrestaurierung liegt dem Magistrat der Stadt Wien und dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung zur Begutachtung vor. Die dringendsten bestandserhaltenden Arbeiten (Reparatur des gesamten Daches, weitere Rostanstriche von Dachverblechungen, Erneuerung eines Kaminkopfes) wurden aus Museumsmitteln durchgeführt.

Zur Verbesserung der Abfertigung und Kontrolle der Museumsbesucher und im Hinblick auf die geplante Inbetriebnahme des zweiten Museumseinganges auf der Parkseite wurde die Eingangshalle und die Kassenloge umgebaut und neu eingerichtet.

Zwei blinde Türen in diesem Bereich wurden zu großen Vitrinen ausgebaut. Die bislang ungenützten Kellerräume des Gartenpalais Schönborn wurden für die Zwecke der Studiensammlung für Keramik baulich adaptiert und eingerichtet, sowie mit einer Frischluftanlage ausgestattet.

Der geplante Ausbau des Dachbodens des straßenseitigen Haupttraktes des Museumsgebäudes als Studiensammlung für Metallgegenstände wurde durch die Errichtung einer dem Stil des Museumsgebäudes angepaßten Dachgaube mit einer Laufkraneinrichtung eingeleitet.

Bunker Schönbornpark: Der ehemalige Luftschutzbunker im Schönbornpark wurde am 13. Juni 1980 von der Magistratsdirektion der Stadt Wien dem Museum zur nunmehr vollen Nutzung als Studiensammlungsgebäude übergeben. Die Wiederherstellung der Bunkerinnenräume erforderte die Erneuerung sämtlicher Malereien und Anstriche, die Versiegelung der Betonböden, den Einbau eines neuen Stromverteilers und Sicherheitskastens sowie die Reparatur der gesamten elektrischen Anlage. Zur Sicherung der Studiensammlung wurden Stahlgittertüren eingebaut.

Präsentationsstelle und Studiensammlung Mattersburg: Umbau und Einrichtung des gemeinsam mit dem Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften genutzten Präsentations- und Ausstellungsraumes. Die Ausstattung mit Vitrinen erfolgte mit Hilfe von gebrauchten Beständen des Kunsthistorischen Museums in Wien.

Studiensammlung Schloß Kittsee: Ein zweiter Raum im Bereich des Obergeschosses des Schlosses Kittsee wurde für den weiteren Ausbau der Studiensammlung ost- und südeuropäischer Volkskunde aus den Beständen des österreichischen Museums für Volkskunde für die Zwecke des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee bereitgestellt.

3. Sammlungen und Dokumentation.

Die Schausammlungen im Museumshauptgebäudes blieben vom 7. bis 31. Jänner 1980 wegen Bauarbeiten geschlossen. In dieser Zeit wurde die gesamte Schausammlung einer Generalreinigung und Überarbeitung unterzogen.

Hauptsammlung: Neuerwerbung von 526 inventarisierten Gegenständen (Sammlungsbestand nunmehr 68.377 Inventarnummern), davon 90 Ankäufe und 436 Widmungen. Unter den Ankäufen ist hervorzuheben ein Trogtisch aus der Steiermark, ein gestickter Ledermantel aus Siebenbürgen, ein Augsburger Hinterglasbild, ein sizilianisches Prunkkummet, zwei Kärntner geschnitzte „Klaubauf“-Masken. Für die Gemäldegalerie zeitgenössischer Künstler, die Motive des Volkslebens darstellen, konnten Arbeiten von Anton Velim und E. Rizek angekauft werden. Eine 300 Inventarnummern umfassende Puppensammlung aus dem Nachlaß Nasty und eine Kollektion russischer Lackarbeiten von MR Dr. E. Baumfeind sind die wichtigsten Widmungen des Jahres.

Schausammlung: Die Vitrinen des Saales „Masken und Maskenbrauch“ wurden neu gestaltet.

Studiensammlungen: Die bisher zerstreut deponierte, sehr umfangreiche Sammlung volkstümlicher Keramik wurde nach vorheriger wissenschaftlicher und präparatorischer Bearbeitung in die neugeschaffenen Kellerräume der Studiensammlung für Keramik eingelagert und wird dort einer weiteren systematischen Ordnung unterzogen.

Die Bearbeitung der Sammlung von Trachten und Textilien wurde planmäßig fortgesetzt. Die Einrichtung der entsprechenden Studiensammlung in Mattersburg erfolgt schrittweise.

Für die Studiensammlung Schloß Kittsee wurden 50 Hartfaserkartons nach vorhandenem Muster zur Einlagerung von ost- und südosteuropäischen Trachten und Textilien angekauft.

Die Einrichtung der Studiensammlung im Bunker Schönbornpark wurde mit der Aufarbeitung und Einordnung der Kollektionen zur Volkskunde Frankreichs (Bretagne, Savoyen, Baskenland) fortgesetzt.

Bibliothek: Der Zuwachs der Bibliothek beträgt ohne Berücksichtigung der großen Anzahl von Neueingängen bei den laufenden Schriftenreihen, Buch- und Katalogserien sowie Zeitschriften 1.001 Inventarnummern und erreicht den Stand von 27.374 Inventarnummern: 286 Bücher wurden angekauft, 553 Schriften wurden dem Museum vorzüglich vom Institut für Gegenwartsvolkskunde im Rahmen der Fragebogenaktion des Wissenschaftsgeschichtlichen Archiv der Volkskunde gewidmet; weiters sind 51 Bücher als Rezensionsexemplare und 111 Bücher im Wege des wissenschaftlichen Tauschverkehrs eingegangen. An Buchbinderarbeiten sind 80 Bände vergeben worden.

Die Präsenzbibliothek des Museums weist 318 Benützer auf und zeigt eine steigende Ausnützung dieser zentralen Fachbibliothek (Vorjahr 297 Benützer) an. Etwa ein Drittel der Benützer sind Studenten und Schüler. Die Anzahl der in Fernleihe entlehnten Bücher ist gegenüber dem Vorjahr etwa gleich geblieben.

Photothek: Das Hauptgewicht der Arbeit der Photothek lag in der serienmäßigen Aufnahme sämtlicher Neuerwerbungen der Hauptsammlung und der in den Studiensammlungen bereits eingeordneten Museumsgegenstände. Die Bestände der Photothek erreichen folgende Zahlen: 53.239 Positive (Zuwachs 520), 9.330 Diapositive (Zuwachs 153), 14.356 Negative (Zuwachs 114) und 430 Negativstreifen (Zuwachs 76).

Unter den 55 auswärtigen Photoaufträgen überwiegen Auslandsaufträge. Im August wurden im Amtshilfeweg sämtliche ausgestellten und inventarisierten Objekte des „Kinderweltmuseums Schloß Walchen“, Vöcklamarkt (Oberösterreich), durchphotographiert.

Ein leistungsfähiger Elektronenblitz konnte angekauft werden.

Archiv: Die Erfassung von Herkunftsakten zur Hauptsammlung volkskundlicher Umfrageergebnisse, von Dokumentationen zur historischen Volkskunde und Sachvolkskunde und von wissenschaftlichen Nachlässen wurden im Rahmen der laufenden Archivarbeit fortgeführt.

Institut für Gegenwartsvolkskunde: Die bis vor wenigen Jahren vom Museum mitbetriebene Dokumentation zur Gegenwartsvolkskunde wird vom Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (mit Sitz am Museum) in fortgesetzter Zusammenarbeit mit dem Museum wahrgenommen. Die wissenschaftliche Bibliothek des Museums und dessen Archiv bilden die Grundlage für die Erhebung bio-bibliographischer und institutionengeschichtlicher Daten der Volkskunde im deutschsprachigen Bereich.

4. Restaurierung und Konservierung.

Wesentlichen Anteil an der Tätigkeit der Restaurierabteilung bildeten nach Fertigstellung der Planungen der Umbauten im und am Museumshauptgebäude und in den Studiensammlungen die Einleitung, Überwachung und Abnahme der einschlägigen

Professionistenarbeiten. Sämtliche Bauagenden müssen mangels einer zuständigen Behörde vom Museum selbst wahrgenommen werden. Für den Bau einer Dachgaube wurden in der Restaurierwerkstatt ein Türgewände mit Korbbogen aus Kunststein, Schablonen zum Ziehen von Putzgesimsen und der Entwurf eines gleichfalls an den Stil des Museumsgebäudes angepaßten Kaminkopfes hergestellt. In der Studiensammlung im Bunker Schönbornpark wurde auf der Grundlage längerfristig gesammelter Klimawerte die Planung für die Wiederinbetriebnahme der vorhandenen Belüftungs- und Heizanlage durchgeführt.

Für die Restaurierung der im Museumsgarten im Freien stehenden Holzkapelle wurden neue Dachschindeln beschafft und die Sanierungsarbeiten begonnen. Eine große Anzahl von Objekten wurde für die Überstellung in die Studiensammlungen gereinigt und entwest. Im Zuge der Einrichtung der Studiensammlung für Keramik wurden sechs zerlegte Kachelöfen gereinigt und deponiert sowie 250 Krüge und Teller präpariert und konserviert.

Vier Ölgemälde wurden für Ausstellungszwecke konserviert, dubliert, retouchiert und gefirnißt. Weiters wurden 69 Objekte verschiedener Art gereinigt, konserviert und retouchiert, darunter 40 Holzmasken.

Je 30 Kopien von Madonnenfiguren sowie von figürlichen Brotstempeln wurden für den Verkauf an der Museumskasse abgeformt, gefaßt und patiniert. Die Herstellung von Abformungen in Alabastergips von verschiedenen Lebzeltenmodellen in großer Serie erfolgte laufend.

5. Ausstellungen und Leihgaben.

Ausstellungen im Museumshauptgebäude: Die Sonderausstellung „Volksmusikinstrumente. Neuerwerbung der Sammlung Kotek“ (mit gedrucktem Katalog) wurden wegen des großen Interesses eines vor allem fachlich interessierten Publikums bis Mitte Oktober 1980 verlängert. – „Das Handwerk. Seine Zeichen und Symbole“ (15. März bis 31. Oktober 1980). Diese Ausstellung wurde als Beitrag für den in Wien im Juli 1980 abgehaltenen Weltkongreß „Schöpferisches Handwerk“ des World Crafts Council erstellt und stand während der Ferienmonate im Mittelpunkt eines Fragespiels der Ferienaktion des Wiener Landesjugendreferates. – „Volkskunst im Ausseerland. Zum Gedenken an die 100. Wiederkehr des Geburtstages von Konrad Mautner“ (mit Führungsblatt und Plakat) wurde am 26. Oktober 1980 von der Museumsaußenstelle Schloß Gobelsburg in das Hauptgebäude übernommen und im Rahmen einer volksmusikalischen Veranstaltung am „Tag der offenen Tür“ der Bundesmuseen in Wien eröffnet. – „Alte Krippenkunst in Österreich. Große Weihnachtsausstellung im Gartenpalais Schönborn“ (vervielfältigter Katalog, Plakat und Handzettel): Eröffnung am 30. Dezember 1980 (4. Adventssonntag), begleitet von Adventmusik des Wiener Volksgesangvereins; Sonderöffnungszeiten bis 23. Dezember 1980 täglich von 9 bis 18 Uhr und anschließend bis 6. Jänner 1981 täglich 9 bis 15 Uhr sowie eine gezielte Werbeaktion mit Hilfe einer Hauswurfsendung im 8. Wiener Gemeindebezirk zeitigten eine Besucherfrequenz, die für das Jahr 1980 eine Verdoppelung der bisherigen Jahresbesuchszahlen zur Folge hatte.

Museumsaußenstellen Schloßmuseum Gobelsburg: Ausstellung „Alte Volkskunst aus dem Ausseerland. Zum Gedenken an die 100. Wiederkehr des Geburtstages von Konrad Mautner“ (23. Mai bis 20. Oktober 1980) im Rahmen einer festlichen Veranstaltung des Vereins für Volkskunde in Wien.

Präsentationsstelle Mattersburg: „Vereine als Träger von Volkskultur in der Gegenwart am Beispiel Mattersburg“ (Katalog in Vorbereitung, Plakat) als gemeinsame Ausstellung mit dem Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Eröffnung 13. November 1980).

Ethnographisches Museum Schloß Kittsee: Ausstellungen in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde (siehe Bericht im 4. Heft der Zeitschrift).

Auswärtige Ausstellungen und Ausstellungsbeteiligungen: „Maria Theresia und ihre Zeit“ (Wien): Beistellung von Exponaten für die Abteilung „Volkskultur“ (2 Säle), samt Katalogbeitrag; – „Viticultura en Austria“ (Jerez de la Frontera, Spanien): Gestaltung des volkskundlichen Teiles des Österreichbeitrages zur Ausstellung im Rahmen der Weinmesse, September 1980; – „Faszination des Objektes“ (Wien, Museum des 20. Jahrhunderts): Gestaltung des Beitrages „Volkskunst“ zur Ausstellung des Modernen Museums, mit Katalogbeitrag; – 6. Weihnachtsausstellung der Stadt Wien im Rathaus: Aufstellung der barocken „Jaufenthaler“-Großkrippe aus Vill, Tirol.

Leihgaben für Ausstellungen: Bundesanstalt für Meteorologie, Ausstellung „100 Jahre Bundesanstalt für Meteorologie“ im Wiener Rathaus; – Steiermärkische Landesregierung, Landesausstellung „Musik in der Steiermark“ im Stift Admont; – Niederösterreichische Landesregierung, Landesausstellung „Österreich zur Zeit Kaiser Joseph II.“ im Stift Melk; – Niederösterreichische Landesregierung, Ausstellung „Adel-Bürger-Bauer im 18. Jahrhundert“ in der Schallaburg; – Musée National des Arts et Traditions Populaires (Paris), Ausstellung „L'instrument de musique populaire. Usages et symboles“.

6. Wissenschaftliche Tätigkeit:

Neben der Durchführung von Seminaren, Arbeitstagungen, vielfältiger wissenschaftlicher und museologischer Beratung auf dem Fachgebiet Volkskunde, Teilnahme an wissenschaftlichen Tagungen und einer regen Vortragstätigkeit aller wissenschaftlichen Beamten liegt das besondere Gewicht der wissenschaftlichen Tätigkeit auf dem Veröffentlichungswesen des Österreichischen Museums für Volkskunde bzw. des Vereins für Volkskunde:

Kataloge: „Volkskunde der Gottscheer. Die Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde aus der ehemaligen Sprachinsel Gottschee in Slowenien“ (gemeinsam mit dem Ethnographischen Museum Schloß Kittsee und dem Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum, Außenstelle Stainz) von Maria Kundegrabner mit einem Beitrag von Klaus Beitzl; – „Bulgarische Volkskunst. Aus der Sammlung des Ethnographischen Museums Plovdiv, Bulgarien“ (zusammen mit dem Ethnographischen Museum Schloß Kittsee) von Elena Kolewa und Felix Schneeweis mit einem Vorwort von Klaus Beitzl; – „Alte Krippen aus Österreich. Große Weihnachtsausstellung“, von Franz Grieshofer; – „Viticultura en Austria“, von Gudrun Hempel; „Maria Theresia und ihre Zeit: Volkskultur“, Katalognotizen von Klaus Beitzl; – „Faszination des Objektes: Volkskunst“, Katalogbeitrag von Gudrun Hempel.

Schriftenreihe „Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde“, Band XIX: Richard Wolfram, „Brauchtum und Volksglaube in der Gottschee“.

Schriftenreihe „Raabser Märchenreihe“, Band 4: „Europäische Volksliteratur. Festschrift für Felix Karlinger“, herausgegeben von Dieter Messner in Zusammen-

arbeit mit Angela Birner; – Band 5: Karl Haiding und Sophie Gaß, „Kinder- und Jugendspiele aus Niederösterreich“.

„Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“. Geleitet von Klaus Beitzl und Leopold Schmidt. Band XXXIV/83, 1980; – „Volkskunde in Österreich. Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde in Wien.“ Schriftleitung: Klaus Beitzl. Jg. 15, 1980.

„Österreichische volkskundliche Bibliographie“. Im Auftrag des Vereins für Volkskunde herausgegeben von Klaus Beitzl. Folge 11/12: Neuerscheinungen für die Jahre 1975 und 1976.

„Österreichs Museen stellen sich vor“ (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung), Folge 13. Mit den Beiträgen „Das Ethnographische Museum Schloß Kittsee“ von Klaus Beitzl und Felix Schneeweis und „Zusammenstellung österreichischer Museen mit volkskundlichem Charakter“ von Klaus Gottschall.

(Berichterstatter: Klaus Beitzl.)

2. Kassenbericht des Vereins für Volkskunde und 3. Entlastung der Vereinsorgane für das Jahr 1980

Der Rechnungsabschluß 1980 weist einen Überschuß von S 37.430,96 auf. Es war möglich, durch Ersparungen bei der Zeitschrift und auch im Vereinsbetrieb einen Abgang zu vermeiden; im Vereinsbetriebs obwohl die Kosten des Nachrichtenblattes um rund S 20.000,- gestiegen sind. Der Verkauf alter Jahrgänge der Zeitschrift und der Bücher, deren Druck in den letzten zwei Jahren eine der Hauptursachen des Defizites waren, erbrachte Einnahmen von rund S 28.000,-. Die leichte Anhebung des Mitgliedsbeitrages und die Anpassung der Versandgebühren an die Postgebühren werden mithelfen, auch im kommenden Jahr ohne Abgang durchzukommen.

Als Kassenprüfer berichtete Prof. Dr. Stephan Löscher, daß die Kassenbücher und die Rechnungsbelege sowie das Konto und die Bargeldkasse des Vereins geprüft und in Ordnung befunden worden sind. Auf Antrag des Kassenprüfers wurde dem Vereinskassier für das Jahr 1980 von der Generalversammlung einstimmig die Entlastung erteilt.

In gleicher Weise hat die Generalversammlung alle übrigen Vereinsberichte einstimmig zur Kenntnis genommen und den Vereinsorganen die Entlastung ausgesprochen.

(Berichterstatter: Franz Maresch.)

4. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern

Die Generalversammlung hat die vom Vereinsausschuß zur Wahl vorgeschlagenen Korrespondierenden Mitglieder einstimmig bestätigt: Dr. Margarete Baur-Heinhold, Universitätslektor für Volkskunde an der Universität München und Inhaberin des Kunstverlages G. D. Callwey in München, und Univ.-Prof. Dr. Ingeborg Weber-Kellermann, Institut für Europäische Ethnologie und Kulturforschung der Philipps-Universität Marburg an der Lahn.

5. Allfälliges

Es wurde der Generalversammlung vom Vereinsvorstand mitgeteilt, daß Univ.-Assistent Dr. Olaf Bockhorn auf Grund einer mit dem Österreichischen Fachverband für Volkskunde getroffenen Vereinbarung als in Wien ansässiger Delegierter dieser Berufsvereinigung in den Ausschuß des Vereins für Volkskunde kooptiert worden ist. Der Generalsekretär des Vereins für Volkskunde, Direktor Dr. Klaus Beitzl, wurde seinerseits als Vertreter des Vereins für Volkskunde in Wien als Beirat in das Leitungsgremium des Fachverbandes gewählt.

Weiters lag keine Wortmeldung zu diesem Tagesordnungspunkt vor.

*

Zum wissenschaftlichen Vortrag im Anschluß an die Ordentliche Generalversammlung war der Generaldirektor des Bayerischen Nationalmuseums in München, Dr. Lenz Kriss-Rettenbeck, eingeladen worden. „Volkskunde oder ...? Selbstaufgabe oder Neugestaltung“ hieß das Thema. Die Frage lautete, ob in der problematischen Selbstdarstellung der Volkskunde in den letzten fünfzehn Jahren, die ein vielschichtiges und vielfältiges Bild zeigt, ein vernünftiger Kern oder das Symptom einer politischen problematischen Kultur steckt. Anhand von traditionellen Grundbegriffen des Faches Volkskunde wurde diesen Fragen im Anschluß an den jüngsten Aufsatz von Leopold Schmidt, „Volkskunde in der Gegenwart“ (ÖZV XXXIV/83, 1980) nachgegangen.

Den durch lebhaftes Diskussion noch sehr angeregten, aber harmonischen Ausklang fand die Ordentliche Generalversammlung 1981 in der geselligen Zusammenkunft aller anwesenden Mitglieder und Freunde des Vereins für Volkskunde in den Räumen der Sammlung Religiöse Volkskunde des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien.

Klaus Beitzl

Schloßmuseum Gobelsburg

Sonderausstellung 1981: Die Stabkirchen Norwegens

Im Konzept des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien nimmt die Außenstelle auf Schloß Gobelsburg eine wichtige Stellung ein. Die prunkvollen Räume im Weingut des Stiftes Zwettl bieten einen stilvollen Rahmen für die Präsentation der reichen Sammlungen an altösterreichischer Volksmajolika, an Bauermöbeln und volkstümlichem Glas. Darüber hinaus wird die ständige Schausammlung jeden Sommer durch eine Sonderausstellung ergänzt, in der einzelne Kulturlandschaften zur Darstellung gelangen.

1981 ist den Stabkirchen Norwegens gewidmet. Diese Ausstellung, die bereits in mehreren europäischen Ländern zu sehen war, kann dank der Vermittlung und der Zusammenarbeit mit der Königlichen Norwegischen Botschaft in Wien nun auch in Österreich gezeigt werden. Die schönen Farbbilder geben Einblick in die hohe Kunst der mittelalterlichen Holzbautechnik Skandinaviens, die das Weiterleben von Formelemen-

ten der Wikingerkunst wie den Einfluß der europäischen Romanik erkennen läßt. Das Konstruktionsprinzip der Stabkirchen beruht im Gegensatz zum Blockbau auf einem System von mächtigen senkrechten Säulen („Stäben“). Zusätzliche Pultdächer, Arkaden, Dachreiter und Drachenköpfe prägen die Silhouette der bretterverschalten Stabkirchen.

Wenn man bedenkt, daß von den rund 1.000 Stabkirchen um das Jahr 1300 nur mehr an die 30 übrigblieben, gewinnt diese Photodokumentation auch unter dem Gesichtspunkt der Denkmalpflege einen wichtigen Stellenwert. Durch Jahrhunderte waren die Stabkirchen nämlich unbeachtet und dem Verfall preisgegeben. Erst der Maler Johan Christian Clausen Dahl entriß sie durch seine Publikation und den 1844 gegründeten „Verein zur Erhaltung der norwegischen Kulturdenkmale“ der völligen Vernichtung. Zwar mußten etliche Kirchen den Standort wechseln, von manchen blieben nur mehr Reste in den staatlichen Sammlungen übrig. Ohne die Initiative des Vereines gäbe es heute wohl keine Stabkirche in Norwegen.

Franz Grieshofer

Heimatismuseen in Österreich und ihre Probleme

Unter diesem Titel veranstaltete das Referat „Salzburger Heimatpflege“ (Leiter: Harald Dengg) der Kulturabteilung im Amt der Salzburger Landesregierung am 14. und 15. Mai 1981 im Kaisersaal der Salzburger Residenz eine Arbeitstagung. Organisation und Leitung lagen in den Händen von Frau Dr. Rotraut Acker, im obgenannten Referat für die Belange der Salzburger Heimatismuseen zuständig. Eingeladen waren Vertreter der Kulturabteilungen der Länder (welche auch die Entsendungskosten trugen), der Museen, der Universitäten, aber auch Fachleute aus dem benachbarten Ausland. Die Zahl der Teilnehmer (mehr als vierzig, wobei alle neun Bundesländer vertreten waren) bewies die Aktualität des Themas; ebenso wie die regen, anspruchsvollen Diskussionen (denen schon von der Planung des Tagungsablaufes her viel Zeit eingeräumt wurde), welche den kurzen, durchwegs informativen und problemorientierten Referaten folgten.

HR Dr. Peter Krön, Leiter der Kulturabteilung des Amtes der Salzburger Landesregierung, begrüßte namens der Veranstalter die Teilnehmer, voran Herrn Dir. Dr. Klaus Beitzl als Vertreter von Frau Bundesminister für Wissenschaft und Forschung, Dr. Hertha Firnberg. Die Eröffnung nahm dann der ressortzuständige Landesrat, Dr. Sepp Baumgartner, vor, welcher sich ebenso zur Förderung der Heimatismuseen bekannte wie nach ihm der Salzburger Landeshauptmann-Stellvertreter Dr. Herbert Moritz in seinem Eröffnungsreferat „Heimatismuseen und Kulturpolitik“. Über Stand, Aufgaben und Probleme dieser Museen (der Name „Heimatismuseum“ wurde als Arbeitsbegriff vorerst einmal beibehalten) berichteten sodann:

Hans Lunzer, Eisenstadt (Volksbildungswerk für das Burgenland): „Heimatismuseen im Burgenland“;

Elmar Vonbank, Bregenz (Direktor des Vorarlberger Landesmuseums): „Heimatismuseen in Vorarlberg“;

Liselotte Perkmann, Graz (Rechtsabteilung 6 des Amtes der Steiermärkischen Landesregierung) und Friedrich Waidacher, Graz (Direktor des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum): „Steirische Heimatismuseen 1981“;

Manfred Mohr, Linz (Kulturabteilung des Amtes der Oberösterreichischen Landesregierung): „Fachmuseen und Heimatstuben in Oberösterreich“;

Helmut Fielhauer, Wien (Arbeitsgemeinschaft der Wiener Bezirksmuseen): „Die Wiener Bezirksmuseen“;

Franz Maresch, Wien (Arbeitsgemeinschaft der Betreuer volkskundlicher Sammlungen im Nö. Bildungs- und Heimatwerk): „Die Arbeitsgemeinschaft der Betreuer volkskundlicher Sammlungen in Niederösterreich“;

Werner Galler, Wien (Niederösterreichisches Landesmuseum): „Förderungsmaßnahmen des Landes Niederösterreich“;

Helmut Prasch, Spittal/Drau (Arbeitskreis für Denkmalpflege und Heimatmuseen): „Schenkungen, Leihgaben, Legate“;

Hans Gschnitzer, Innsbruck (Direktor des Tiroler Volkskunstmuseums): „Inventarisierung und fachliche Betreuung der Tiroler Heimatmuseen“;

Hans Griebmair, Brixen (Direktor des Südtiroler Landesmuseums für Volkskunde in Dietenheim): „Heimatmuseen in Südtirol. Bestand und Probleme“;

Hans Hönigschmid, Bramberg a. W. (Arbeitskreis für Salzburger Heimat-sammlungen): „Gegenwärtiger Stand und Probleme der Heimatmuseen in Salzburg“;

Walter Lendi, St. Gallen (Chef des Amtes für Kulturpflege): „Stellung und Aufgaben der Heimatmuseen in der Schweiz anhand von Beispielen aus dem Kanton St. Gallen“;

Adolf Lässer, Innsbruck (Landesfremdenverkehrs-Direktor für Tirol): „Werbung, Öffentlichkeitsarbeit, Zusammenarbeit mit Fremdenverkehrseinrichtungen.“

Die Referate boten einen ausgezeichneten Überblick über allgemeine und spezielle Fragen und zeigten durchwegs auch Verschiedenheiten in den einzelnen Ländern – etwa Organisation, Finanzierung, Betreuung betreffend – auf. Auf solche Einzelheiten kann und soll hier nicht eingegangen werden (diese kann man hoffentlich in einem Tagungsband – der hiemit angeregt sei – einmal nachlesen). Durchgehend wurde jedoch auf Probleme verwiesen, die mit Verwahrung, Aufstellung, Erhaltung und Finanzierung von Museen und Sammlungen in Zusammenhang stehen, welche sich im Besitz von Gemeinden, Vereinen oder Privatpersonen befinden. Die Diskussion war vielseitig, wobei in Anfragen und Stellungnahmen praktische und theoretische Probleme gleichermaßen angeschnitten wurden – ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien hier einige genannt: Aus- und Weiterbildung der Museumsbetreuer; Ausstellung und Depot sowie deren Sicherung; Museumsdidaktik und -pädagogik; kulturelle, bildungspolitische und wissenschaftliche Bedeutung von Heimatmuseen; Hilfestellung durch die jeweiligen Landesmuseen bzw. andere Zentralstellen; Ausarbeitung von Förderungsrichtlinien; Schutz des Begriffes „Museum“. Eine Beantwortung dieser und anderer Fragen war im Rahmen dieser Arbeitstagung weder möglich noch vorgesehen, verstand sie sich doch als erste Anregung zu einer weiteren Beschäftigung mit diesem Thema. Die Notwendigkeit dazu wurde von den Teilnehmern einhellig erkannt, wobei man allgemein eine Fortsetzung in Form von Arbeitsgesprächen mit eingeschränkter Thematik als besten Weg erachtete. Ort und Zeit konnten natürlich noch nicht festgelegt werden, ebensowenig ein konkreter Aufgabenbereich – diesbezüglich tendierten die Museumspraktiker zu Sachfragen, die Theoretiker zu Begriffsklärungen. Wie auch immer man sich entscheiden wird, man wird sich jedenfalls mit dem Begriff und den Aufgaben eines „Heimatmu-

seums“ einmal eindringlicher beschäftigen müssen, als dies bis jetzt geschehen ist. Sieht man vom problematischen, vielfach doch neu zu definierenden Begriff „Heimat“ ab, so bleibt festzuhalten, daß nicht jedes Museum, welches sich nicht im Besitz von Bund oder Land befindet, Heimatmuseum genannt werden kann. Welchen Typ kann bzw. soll man dann so bezeichnen? Soll man überhaupt ein Museum so nennen? Reichen „neutrale“ Namen wie Landschafts-, Bezirks-, Ortsmuseum aus, um die verschiedenen Formen von bestehenden Museen und Sammlungen zu kategorisieren? Und dann: Nicht jede Sammlung ist auch ein Museum, nicht jedes Museum verdient als solches angesprochen zu werden . . . Fragen über Fragen, die es ebenso zu klären gilt wie jene unbequeme nach der politischen Bedeutung von „Heimat“-museen (welcher Art auch immer).

Ein eigentliches „Ergebnis“ hat die Tagung nicht erbracht. Ein solches – und das ist durchaus positiv – war ja auch nie geplant: Man wollte vielmehr die Diskussion in Schwung bringen, die Probleme der Heimatmuseen hinterfragen, die Frage der Heimatmuseen problematisieren. Daß dies erstmals in größerem Rahmen geschehen ist, dafür sei den Veranstaltern, insbesondere Frau Dr. Acker, aufrichtig gedankt.

Olaf Böckhorn

Erstes Kärntner Fischereimuseum eröffnet

Unter Teilnahme von vielen Persönlichkeiten, sehr beachtet von Einheimischen und Fremden, wurde am Seeausfluß am 15. Juni 1980 in dem seit 1638 bestehenden Fischerhaus Brugger das erste Kärntner Fischereimuseum eröffnet. Im Land der vielen Seen sei dies rühmlich, betonte der Präsident des Fördererverbandes, Altbgm. Hans Hatz, in seiner Begrüßungsansprache. Das Bezirksmuseum Spittal verdanke diese „Filiale“ der Schenkung des Areals durch Frau Baronin Klinger-Klingerstorff, so daß nach der Idee von Prof. Helmut Prasch mit seinen Mitarbeitern und der Hilfe vieler Stifter eine schöne volkskundliche Einrichtung geschaffen werden konnte, die zum Millstätter See und der seit Jahrhunderten bekannten Lachsfischerei gehört. Dazu ist das Werk ohne jegliche Subvention gelungen. Schon äußerlich ist das Fischerhaus mit seinem Doppelschopf ein Schmuckstück. Neben Rauchküche, Lachsselche, der Seebodner Heimatstube und dem Wappenraum ebenerdig ebenso ansprechend am „Mauf“ (Obenauf), wo in fünf Abteilungen das Raub-, Lust- und Erwerbsfischen mit vielerlei Geräten, Netzen, Photomontagen von Fischzügen, kapitalen Huchen-, Waller-, Aal-, Hecht- und Lachsköpfen gezeigt wird. Selbstverständlich sieht man die Einrichtungen des Ablaichens und der Fischzucht, aber auch Einbäume aus dem Weißensee, das Faltboot „Seeadler“ der Erstbefahrung der Mur, Enns, Eisack und Lieser. Natürlich ist auch an den Wintersport am See gedacht, an das Schwimmenlernen mit dem Schwimmbrett usw. Eine Abteilung ist der Wasserrettung mit Gummianzügen, künstlichen Lungen, Preßluftflaschen, Bergemagneten gewidmet und eine weitere dem Unterwassersport, dem Harpunieren, Orientierungstauchen, Filmen und Photographieren. Dies ergab sich, weil der UW-Sportler (Unterwassersportler) Axel Huber – ein Seebodner – selbst in der Mannschaft des EKUS (Erster Knt. Unterwasser-Sportverein) an den Wettkämpfen in Kuba, Moskau, Monaco, Prag usw. teilnahm. Allein die Werkzeuge der Sportler Habenicht, Zelsacher, Seebacher, Ing. Medlitsch und Ing. Mitzneggs sind als Eigenkonstruktionen Raritäten des UWS. Auch eine „Katz“ für das Auffinden

von Wasserleichen ist vorhanden. Vor dem Fischerhaus stehen die alten Plätten aufgebockt. Es sind Fahrzeuge des Wassertransports, Floßziehens und der Fischerei, riesige Boote, die versenkt waren und gehoben wurden. In diesen stand der Chor bei der Eröffnung und sang das Madrigal „Fahren wir froh im Nachen“ sowie ein altes Flößerlied. Vom Gang des Fischerhauses, dessen Holzbild Reinhard Egger schuf, gaben Oberrat Dr. Berner, Oberforstrat Dipl.-Ing. Gradnitzer, Komm.-Rat Steiner und Steuerberater Berta Steiner ihre Stiftungen kund. Über die Frühgeschichte Seebodens sprach Bgm. Mag. Dr. Kurt Ertl und sagte auch für weitere Denkmalpflege Hilfestellungen zu. Selbst die Werft Korneuburg trug durch einen Anker zur Erinnerung an den ersten Dampfer am Millstätter See bei. Mit Fischkostproben geselchter Lachse und einem Umrunk fühlte man sich im Fischermuseum wohl, wenn auch keine Verstärker und kein ORF dabei waren. Seeboden und Spittal haben wieder einmal ein Beispiel der Selbsthilfe erbracht.

Helmut Prasch

Südtiroler Volkskundemuseum in Dietenheim eröffnet

Die Meldung ist zwar nicht mehr ganz aktuell, doch das Ereignis von weitreichender Bedeutung. Ohne großes Aufheben wurde Anfang Oktober 1980 in Dietenheim bei Bruneck im Pustertal das Südtiroler Volkskundemuseum eröffnet. Ein lang gehegter und mit Ausdauer verfolgter Plan ist damit Wirklichkeit geworden. Eigentlich ist es ja verwunderlich, daß Südtirol noch über keine entsprechende museale Institution verfügt, wenn man bedenkt, wieviel wertvolles Kulturgut dem Land durch private Sammelleidenschaft und durch den Antiquitätenhandel verloren ging. Solange die überkommene bäuerliche Lebenswelt Bestand hatte, schien keine Notwendigkeit gegeben zu sein. Erst als man merkte, daß sich durch die Mechanisierung und Modernisierung die alte Ordnung in einem immer schneller fortschreitenden Prozeß auflöste, wurde in den 60er Jahren der Wunsch nach einem Volkskundemuseum wach.

In Dr. Hans Griesmair, der bereits 1970 im Verein für Volkskunde in Wien erstmals über den Stand des volkskundlichen Musealwesens in Südtirol berichtete, fand man bald die geeignete Persönlichkeit. Ihm übertrug man die Konzeption und die Realisierung des Museumsprojektes. Als erstes Problem galt es die Standortfrage zu lösen. Die Wahl fiel auf den landeseigenen Anstalt „Mair am Hof“ in Dietenheim, der jedoch von der landwirtschaftlichen Haushaltungsschule besetzt war. Nach langwierigen Verhandlungen konnte die Zusicherung zur Absiedlung erreicht werden. (Inzwischen wurde mit dem Neubau der Schule begonnen.) Mit dem Landesgesetz zur „Errichtung des Südtiroler Landesmuseums für Volkskunde“ und einem entsprechenden Statut wurde im Jahr 1976 auch die rechtliche Grundlage geschaffen.

Nun konnte der Aufbau konkret in Angriff genommen werden. Man begann, auf das 2,5 ha große Areal, das zum ehemaligen Herrensitz „Mair am Hof“ gehört, einzelne Gebäude zu übertragen: ein aus dem 16. Jahrhundert stammendes Wohnhaus aus Mühlwald, einen strohgedeckten Stadel von Schlaneid am Salten und ebenfalls aus Mühlwald einen Pfastenspeicher. Eine Rarität ersten Ranges stellt die Erwerbung eines Kornkastens aus dem Jahr 1497 dar. Er gilt als das älteste erhaltene Holzbauwerk im Ostalpenraum und wurde bereits zu einem Symbol für das Museum. Ein freistehender

Backofen, ein Hofbrunnen und ein Hausgarten, wie sie für das Pustertal typisch sind, runden diese Hofgruppe ab. Entlang eines Wasserlaufes stehen eine Mühle, eine Stampfe, Schmiede und Sägewerk. Seit der Eröffnung im vorigen Jahr konnte auch schon das Anwesen eines Kleinhäuslers aufgestellt werden. Im Freigelände fehlt nur noch die Brechelhütte.

Wie Hans Griesmair bei der Eröffnung ausführte, ist keinesfalls daran gedacht, sämtliche Südtiroler Gehöfttypen in das Freigelände zu übertragen. Neben den technischen Schwierigkeiten, die eine Transferierung von Steinbauten, wie sie in Südtirol überwiegen, mit sich brächte, wäre auch die Vielfalt der Hauslandschaften nur unzureichend darzustellen. Durch die Bewahrung von Denkmälhöfen und durch Maßnahmen des Ensembleschutzes seien auf diesem Gebiet sinnvollere Ergebnisse zu erzielen. Kriterium für die Auswahl der Gebäude bildete daher nicht die landschaftliche Herkunft, sondern ihre funktionale Stellung innerhalb einer Gehöfteinheit. Zusätzlich steht das Südtiroler Volkskundemuseum unter einem sozialgeschichtlichen Leitgedanken. Das Tagwerkerhaus, der autarke Bauernhof und der adelige Ansitz sollen nämlich gleichzeitig die alte bäuerliche Sozialstruktur des Landes verdeutlichen. Innerhalb dieses Konzeptes nimmt der herrschaftliche Gutshof eine zentrale Stellung ein. Über seine Rolle als Museumsobjekt hinaus soll nach Abwanderung der Schule im Hauptgebäude die Schausammlung an Möbeln, Hausrat, Trachten, religiösen Zeugnissen, usw. untergebracht werden. Im nebenstehenden großen Wirtschaftsgebäude, das bereits adaptiert wurde, sollen die Geräte der Viehhaltung, des Fuhrwesens, des Ackerbaues und der Feldwirtschaft Aufstellung finden. Das Südtiroler Volkskundemuseum wird nach seiner endgültigen Fertigstellung somit Studiensammlung und Freilichtmuseum vereinen, Systematik und Funktion wissenschaftlich und didaktisch eindrucksvoll zur Geltung bringen und damit höchsten musealen Ansprüchen genügen. Man kann sich im Freigelände davon bereits überzeugen.

Anlässlich der Eröffnung brachte die Südtiroler Landesregierung eine reich bebilderte Informationsschrift (10. Jg. – II/1980, Nr. 25) über das Landesmuseum für Volkskunde heraus. Sie enthält neben dem Statut die Begrüßungsansprache von Landesrat Dr. Anton Zelger, der darin den Werdegang des Museums nachzeichnet, und das Referat von Dr. Hans Griesmair über Konzept und Aufgabe des Landes-Volkskundemuseums. Weiters werden in einem kurzen Überblick die Südtiroler Museen mit volkskundlichen Beständen vorgestellt und in einem schönen Bildteil das Augenmerk auf die reiche und erhaltungswürdige Bausubstanz gelenkt. Eine wirklich informative Schrift, die gleichzeitig als Führer durch das Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde dient.

Franz Grieshofer

Karl Springenschmid †

Am 15. März 1981 ist in Elsbethen bei Salzburg der Schriftsteller Karl Springenschmid gestorben. Der am 19. März 1897 in Innsbruck geborene, sein Leben lang den Alpen verschriebene Mensch war als Wandervogel, als Weltkriegsoffizier, als Politiker, als Lehrer weithin bekannt. Wirkliche Bedeutung bekam sein Name doch durch seine zahlreichen Veröffentlichungen, die zum Teil autobiographischen Charakter hatten.

Selbst seine Romane und Novellen und zahlreichen Kleinerzählungen trugen seinen ganz persönlichen Stempel.

Davon ist in zahlreichen Nachrufen die Rede gewesen. Daß Springenschmid als noch junger Lehrer ein vorzügliches Buch zur alpenländischen Volkskunde geschrieben hat, das scheint ziemlich vergessen zu sein. Dabei ist sein 1926 erschienenes „Bauernkind“ (bei R. Oldenbourg, München und Berlin, 135 Seiten) doch ein Volltreffer gewesen: Das Thema des Aufwachsens des bäuerlichen Kindes auf einem Salzburger Hof ist seither nie mehr aus der alpenländischen Volkskunde und Schriftstellerei verschwunden. Springenschmids Nachfolger hatten nur nicht seine selbstsichere positive Einstellung zu Menschen und Dingen; so mancher Mir-geht's-schlecht-Meier hat in den letzten Jahrzehnten mit den Lamentationen über seine triste Kindheit unberechtigtes Aufsehen erregt. Aber die Qualität von Springenschmids „Bauernkind“ hat schon Michael Haberlandt einstmals (Wiener ZV, Bd. XXXIV, 1929, S. 130) rühmend hervorgehoben. Man sollte den vielleicht in anderen Zusammenhängen umstrittenen Verfasser in der Geschichte unseres Faches weder übersehen noch vergessen.

Leopold Schmidt

Ludwig Bieler †

Am 2. Mai 1981 ist Prof. Dr. Ludwig Bieler in Dublin gestorben. Der hochgelehrte Forscher wurde in Wien am 20. 10. 1906 geboren und hat an der Wiener Universität vor allem bei Ludwig Radermacher Klassische Philologie studiert. Entsprechend der Neigung Radermachers zur Volkskunde hat er sich auch mit diesem Gebiet befaßt, und beispielsweise für das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens die beiden umfangreichen Artikel „Schatten“ (HDA IX, 2, Sp. 126 ff.) und „Spiegel“ (HDA IX, 2, Sp. 547 ff.) verfaßt. Seine Habilitationsschrift galt dem „Theios anèr“; das Buch über „Das Bild des ‚göttlichen Menschen‘ in Spätantike und Frühchristentum“ erschien in Wien 1935 und wurde bemerkenswerterweise 1967 neu aufgelegt. Inzwischen hatte sich Bieler als Mitarbeiter der Kirchenväterkommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften noch weiter mit einschlägigen Themen befaßt und unter anderem über „Silberstäbe als Weihgeschenk“ (Anzeiger der Akademie, Phil.-Hist. Kl., 1931, H. 1–3) geschrieben. 1938 verließ er seine Stellung an der Akademie und an der Österreichischen Nationalbibliothek, ging nach Irland, und kehrte nie mehr auf Dauer zurück. Er wurde Professor der spätlateinischen Philologie und Paläographie am University College in Dublin, und hat sich dort vor allem mit der Legende des hl. Patrick beschäftigt. Seine in Jahrzehnten erworbenen Kenntnisse über das alte Irland hat er gelegentlich in einem reich bebilderten Buch „Irland. Wegbereiter des Mittelalters“, Olten–Lausanne–Freiburg 1961, dargetan. Als auswärtiges korr. Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften ist er ganz selten und spät noch einmal nach Wien gekommen, lebendes Zeugnis einer sehr großen Kennerschaft. Nun ist er in seiner zweiten Heimat Irland gestorben und wird von allen, die ihn noch gekannt haben, ehrlich betrauert werden.

Leopold Schmidt

Adalbert Klaar †

Wenige Monate nach seinem 80. Geburtstag ist in Wien am 27. Mai 1981 Univ.-Prof. Dipl.-Ing. Dr. Adalbert Klaar gestorben. Der bedeutende Siedlungs- und Hausforscher hat sich seit den dreißiger Jahren intensiv mit dem Bauernhaus beschäftigt und viel über Siedlungs- und Hausformen, vor allem mit ganz persönlicher Gestaltung von Werkzeichnungen und Verbreitungskarten, veröffentlicht. Die Studierenden der Volkskunde haben mehrere Jahrzehnte hindurch ihre Kenntnisse auf diesen Gebieten zur Gänze aus den Vorlesungen von Klaar gewinnen können.

Leopold Schmidt

Gedenktafel für Georg Kotek

Am Donnerstag, dem 25. Juni 1981, wurde am Haus Wien VII., Kirchengasse 41 eine Gedenktafel für den großen Sammler, Erforscher und Pfleger des Volksliedes in Österreich, Prof. Dr. Georg Kotek, angebracht, der von 1932 bis 1977, also bis zu seinem Tode, in diesem Haus gewohnt hat. Die Anregung dazu ist vom Verein für Volkskunde in Wien ausgegangen, nahestehende Vereine haben sich an der Finanzierung der Tafel mit dem schönen Porträt-Relief von Heinz Klarmüller beteiligt.

Schdt.

Richard Wolfram 80 Jahre

Am 16. September 1981 hat der em. o. Professor für Volkskunde an der Universität Wien Dr. Richard Wolfram seinen 80. Geburtstag gefeiert. Zu diesem Anlaß ist eine Festschrift erschienen, herausgegeben vom Institut für Volkskunde an der Universität Wien, mit einer bis zur Gegenwart fortgeführten Bibliographie der Veröffentlichungen des Jubilars.

Literatur der Volkskunde

Karl Teply, Türkische Sagen und Legenden um die Kaiserstadt Wien. Wien-Köln-Graz. 1980, Verlag Hermann Böhlaus Nachfl. 162 Seiten und 16 Abbildungen. DM 48,-.

Der jahrhundertelange Kampf mit den Türken gipfelte für die alte Kaiserstadt Wien in den beiden siegreich bestandenen Türkenbelagerungen von 1529 und 1683. Die Ereignisse von damals klangen noch lange in Sagen und Legenden nach, die von der Wiener Sagensammlung immer wieder aufgegriffen wurden. Die vielfach unkritischen Wiedergaben dieser Erzählungen wurden schließlich durch die einzige gute Ausgabe der Wiener Sagen, jener von Gustav Gugitz 1952 vorgelegten, korrigiert. Im reichen Anmerkungs- und Bilderteil seiner „Sagen und Legenden der Stadt Wien“ steht alles, was sich zu seiner Zeit darüber aussagen ließ.

Aber diese in und um Wien erzählten Sagen waren durchaus nicht die einzigen, die sich mit dem Glanz und der Abwehrkraft der Kaiserstadt beschäftigten. Allzulange hatte man doch übersehen, daß auch die Türken davon erzählten. Viel davon war in die türkische Literatur übergegangen, besonders in das „Fahrtenbuch“ des Evliya Çelebi, dessen Bedeutung aber doch erst nach der Übersetzung durch Richard Kreutel („Im Reich des Goldenen Apfels“, Graz 1963) allgemeiner bekannt wurde. Karl Teply, der sich von historischer, volkskundlicher und turkologischer Seite her mit dem Stoff zu beschäftigen begann, hat im Lauf der letzten Jahre vielfach eingehend darauf hingewiesen, auch in einigen Beiträgen zur Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde (Die Bausage des Neugebäudes in Wien: ÖZV 29/1975, S. 1 ff. und Türkische Sagen und Legenden um Wien, die Stadt des Goldenen Apfels: ÖZV 31/1977, S. 255 ff.) Auf diesen Vorstudien nun baut das vorliegende wertvolle Buch auf. Teply behandelt zunächst die „Weissagung des Sem'un-i Safa“, eine Version der Endschlachtsage. Dann die Geschichte vom „Goldenen Apfel“, worunter man stark übertreibend die Kugel auf der Spitze des Stephansturmes verstand. Die „Legende vom Dayi Çerkes“ ist eine türkische Version der Geschichte vom „Heidenschuß“ auf der Freyung. Es stecken in den türkischen Versionen der Wiener Sagen viele Züge versuchter Rechtfertigung der Niederlage. Das geht auch aus dem „Traumgesicht Sultan Süleymans“ hervor, aber auch aus dem Bericht über „Die Zeltburg Sultan Süleymans“, die sich an der Stelle des von Kaiser Maximilian II. errichteten „Neugebäude“ befunden haben soll. Da spielt der Gedanke der „Häuser auf heiligem Grundriß“ eine Rolle, ähnlich wie in der Geschichte vom Traumgesicht Sultan Süleymans und in der Sage vom „Kasim Beg“ die Zahl

vierzigtausend als heilige Rundzahl wesentlich erscheint. Dort waren es 40.000 Widder, hier nun 40.000 Märtyrer. Es vermischen sich dabei Ereignisse der Akindschzüge von 1529 und von 1532, die auch in den Türkenmotiven mancher österreichischer Wallfahrtsorte (beispielsweise Sonntagsberg) nachklangen. Zu den militärischen Wundergeschichten gehört noch „Das Wunder der Süleymanbresche“ von 1529, die von den Türken auch späterhin noch als „Wahrzeichen“ ihrer Kampfkraft angesehen wurde. Es waren Wunschvorstellungen der Belagerer, die auch in der Sage vom „Ägyptischen Jüngling“ ihren Niederschlag fanden, die sich vielleicht vom Hauszeichen am Palais Hoyos hinter der Löbelbastei ableitete. In dieser Richtung gehört auch die Geschichte „Warum das alte Tor der Festung Wien vermauert ist“, die sich die Türken vom Kärntnertor erzählten. Nicht auf türkische Wunschvorstellungen, sondern auf eine wahre Begebenheit geht dagegen die Sage vom „Standbild des Deli Seyyidi Pascha“ zurück. Die aitiologische Erklärung einer barocken Barbarastatue in der Leopoldstadt scheint dabei eine Rolle gespielt zu haben.

Das gute Buch Teplys ist erfreulicherweise auch mit mehreren (16) Abbildungen ausgestattet, sowohl zeitgenössischen Darstellungen der Stadtbefestigungen und des Neubaus als auch Farbbildern der jeweiligen ungarischen und türkischen Kriegertrachten mit ihren auf Furchterregung eingestellten Attributen. Auch von den vielen Wiener Hauszeichen mit Türkendarstellungen findet sich eines, der „Türke zu Pferd“ vom Haus Wien I, Schottenhofgasse 1 (demoliert). Mehr an derartigen Türkenerinnerungen wurde 1978 in dem vorzüglichen Notring-Almanach „Die Türken, und was von ihnen blieb“ geboten.

Teply hat also der Sagenforschung eine wohlkommentierte Sammlung der komplizierten und vieldeutigen türkischen Überlieferungen zur Verfügung gestellt, die man als ausgesprochenen Fortschritt auf unserem Gebiet bezeichnen kann. Eine beispielgebende Leistung.

Leopold Schmidt

Olaf Bockhorn (Hrsg.). Nestelberg. Eine ortsmonographische Forschung. Wien 1980. (= Veröff. d. Inst. Vöde. d. Univ. Wien 8) (Selbstverlag.) 273, 84 (unpag.) S., 279 Abb. (247 Zeichn. u. Pläne, 32 Fotos) auf 73 Taf., 31 Tab., 2 Diagr.

Die Veröffentlichung fundiert erarbeiteter, alle Bereiche des täglichen Lebens umfassender, volkskundlicher Ortsmonographien ist nicht gerade an der Tagesordnung. Die bekannteste und sowohl in ihrem Umfang als auch in ihrem Tiefgang wahrscheinlich nie wieder erreichbare Ortsmonographie ist die über das ungarische Dorf Átány (Edit Fél/Tamás Hofer), die einzige bei uns in Bayern über das niederbayerische Dorf St. Englmar (Günther Kapfhammer). Mit zehnjähriger Verspätung erscheint jetzt eine gewichtige ortsmonographische Arbeit über das niederösterreichische Dorf Nestelberg in Form eines Sammelbandes, an dessen Entstehung zehn Wissenschaftler beteiligt sind, die hier mit ihren Aufsätzen kurz aufgezählt seien: Olaf Bockhorn (Vorwort; S. 7); Károly Gaál (Nestelberg, Zur traditionellen Kultur einer Holzfällersiedlung; S. 9–16); Herbert Killian (Die Kolonisation und Rodung des Ötschergebietes; S. 17–42, 11 Tab.); Heinz Karl Stark (Kulturdiffusion und Sprachwandel; S. 43–105, 1 Zeichn., 15 Tab.); Franz Schmidt (Landwirtschaft als Nebenerwerb; S. 107–126, 12 Fotos); Erich Pauer (Formen aneignender Wirtschaft [Sammeln, Verwerten, Domestizieren];

S. 127–163, 10 Zeichn.); Hans Werner Boußka (Holzbearbeitung, Eine technologische Untersuchung; S. 165–185, 65 Zeichn.); Gerhard Hanich (Haus und Hof; S. 187–202, 14 Zeichn., 6 Fotos); Vladimira Boußka (Inneneinrichtung und Möbel; S. 203–224, 144 Zeichn., 14 Fotos); Franz J. Grieshofer (Vom Essen und Trinken in Nestelberg, Eine strukturell-funktionelle Analyse; S. 225–271, 13 Zeichn., 5 Tab., 2 Diagr.).

Wegen ihres beachtlichen Umfangs und ihrer ansehnlichen Materialfülle ist es an dieser Stelle nicht möglich, die einzelnen Aufsätze in wenigen Zeilen hinreichend zu würdigen. Insgesamt gilt jedoch, daß die Sachkultur mit Haus und Hof, Einrichtung und Möbel, Arbeit und Gerät sowie dem Nahrungswesen fast vollständig vertreten ist (abgesehen von der in einem kurzen Abschnitt behandelten Kleidung der Holzknechte fehlt eigentlich nur die Tracht), während andere Bereiche (z. B. Brauchtum und Volksleben) ganz fehlen. Ausführlich dargestellt werden die handwerklichen und bäuerlichen Arbeitsgeräte und Arbeitsvorgänge der Wald- (Holzbearbeitung) und Landwirtschaft (Bodenbearbeitung, Ernte), zum Teil auch der Hauswirtschaft (Textilwesen, Kochen, Küche), außerdem deren Neuerungen (Innovationen) und der damit verbundene sprachliche Wandel. Sehr hilfreich sind die vielen Übersichten und die fast 300 (!) vorzüglichen Abbildungen. Rundum eine Arbeit, die ortsmonographisch zwar nicht erschöpfend, aber in ihrer gekannten Auswahl keinen Wunsch offenläßt, indem sie hauptsächlich dem Ergologen Vergleichsmaterial in Wort und Bild zur Verfügung stellt!

Helmut Sperber

Helmut Prasch, Handwerks-Museum im Paternschloß Unterhaus – Gemeinde Baldramsdorf. Katalog. In Zusammenarb. mit Josef Baumgartner. Mit Geleitw. v. Karl Posch, Hans Hatz, Franz Jamnig, Michael Taurer und Ferdinand Penker. Hrsg. v. „Helfer der Ortenburg“ e. V.. O. O. (Spittal an der Drau) 1979. 86 (unpag.) S., 590 Abb., davon 474 auf 24 Taf., öS 50,-.

Wenn ein Begleitheft zu einer ständigen Museumsausstellung (ein Museumskatalog im engeren Sinne ist die neueste Schrift aus dem Bezirksheimatmuseum Spittal nicht) auf fast 100 Seiten knapp 600 (!) Abbildungen hat, ist es fast eine Katastrophe, wenn die ersteren nicht paginiert, die letzteren nicht numeriert sind. Wie soll man hier eigentlich zitieren? Der „Katalog“ des rührigen, weit über die Grenzen seines Kärntner Landes hinaus bekannten Heimatmuseums ist zu wichtig, als daß man auf diese selbstverständlichen redaktionellen Angaben einfach verzichten könnte. Behandelt er doch (neben einigen Beiträgen von nur lokaler und interner Bedeutung) nicht weniger als 27 Handwerks- und andere Berufe mit ihren Werkzeugen und Geräten, wovon besonders die älteren von Interesse sind: Huf- und Wagenschmied, Schlosser, Wagner und Drechsler, Sattler, Zimmermann, Weber, Buchdrucker und -binder, Schuster, Schreiner, Faßbinder, Lebzelter, Bader und Barbier, Uhrmacher, Hutmacher, Gerber, Maurer, Apotheker, Schneider, Maler, Hafner. Die Werkzeuge und Geräte sind mit 78 Randabbildungen, der Mensch bei der Arbeit ist mit 19 Bildern aus alter und neuer Zeit, darunter dem längst ausgestorbenen und vergessenen Beruf des Rastelbinders („Klampferer“, „Gatzelmacher“, Kesselflicker), illustriert. Dazu kommen 474 Abbildungen aus einem alten Werkzeugkatalog der Firma Weiß & Sohn in Wien mit Werkzeugen für Schreiner, Zimmerer, Holzarbeiter, Wagner, Schäffler, Sesselflechter, Zündhölzchenma-

cher und Binder. Leider fehlt ein Register, so daß ein schnelles Nachschlagen unmöglich ist. Doch wird sich der Fachmann auch so rasch zurechtfinden, wenn er die etwas durcheinandergehende „Systematik“ des unscheinbaren, aber inhaltsschweren Bändchens einigermaßen erfaßt hat.

Helmut Sperber

Helmut Prasch, Fischweid am Millstätter See. Eine Handreichung zum 1. Kärntner Fischerei-Museum im Hause Brugger aus dem Jahre 1638 in Seeboden. Spittal an der Drau o. J. (1980). (Selbstverlag des Bezirksheimatmuseums Spittal an der Drau.) 64 S., 51 Abb. (12 Zeichn., 39 Fotos), davon 34 auf 24 Taf., öS 60,-.

Neuere volkskundliche Literatur über den Fischfang und seine Geräte ist äußerst rar (vgl. Besprechung von Leopold Schmidt, 1855–1980, Im Dienste der bayerischen Fischerei, 125 Jahre Landesfischereiverband Bayern, hrsg. v. Günter Keiz und Bruno Lang, München 1980, in: ÖZV XXXIV/83 (1980), S. 276–277). In dem zur Eröffnung des Fischereimuseums in Seeboden am Millstätter See (als Zweigstelle des Spittaler Bezirksheimatmuseums) am 15. Juni 1980 herausgegebenen schmalen Bändchen „Fischweid am Millstätter See“ werden einige Aspekte der Kärntner Fischerei wie Fischfang (Lustfischerei, S. 40–43; Eisfischerei, S. 43) und Fisch(erei)geräte (S. 13–20, 34–39, 46–57), Fischzubereitung und -konservierung (S. 22, 24–26) einigermaßen gründlich behandelt, während andere Artikel bedauerlicherweise entweder zu seicht (z. B. „Nixen und Wassermänner“; „Sagen und Geschichten“) oder zu kurz („Fisch-Handel“ mit ganzen 4 Zeilen!) geraten sind und deshalb besser unterblieben wären. Für ein Register ist die Publikation wohl zu klein, doch hätte man sich ersatzweise dann eine übersichtlichere Gliederung gewünscht. Als Einführung in die Fischerei des Kärntner Landes ist die handliche Schrift auf jeden Fall aber zu empfehlen.

Helmut Sperber

Dietz-Rüdiger Moser, Lazarus Strohmanus Jülich. Ein christlicher Volksbrauch zur Lehre von der „satisfactio vicaria“. Zweite, erweiterte Auflage, Jülich 1980. S. 92, 36 Abb. auf Tafeln, 2 Abb. im Text, 3 Diagramme, 2 Verbreitungskarten, 1 Notenbeispiel.

Die zweite, erweiterte Auflage der 1975 zum erstenmal erschienenen Broschüre setzt sich vor allem detailliert mit der neuen Brauchdeutung durch E. Fuchs¹⁾ auseinander und berücksichtigt die neuen Belege, die A. Wacke²⁾ in Ergänzung der Brauchmonographie zum Prellen durch L. Schmidt³⁾, beigesteuert hat. Neu sind auch

¹⁾ E. Fuchs, Lazarus Strohmanus und die Rur. Ein Beitrag zum Jülicher Karnevalsbrauch. (Jahrbuch des Jülicher Geschichtsvereins 1978, 38–54.)

²⁾ A. Wacke, Eine Nachlese zum Volksbrauch des Prellens. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXIII/82 1979, 151–166.)

³⁾ L. Schmidt, Jaggschutzen und Fuchsprellen. Zur Bezeugungsgeschichte eines Brauchelements. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXII/71 1968, 1–68.)

die beiden Übersichtskarten zur europäischen Verbreitung des Prellens, die allerdings auf Grund der Verschiedenartigkeit der Brauchkontexte, in denen das Prellen als Brauchelemente auftritt⁴⁾, sowie der relativ geringen Anzahl der Belege mehr illustrierend als tatsächlich aussagekräftig wirken. Die das ganze Büchlein durchziehende Auseinandersetzung mit der mythologischen Herkunftstheorie des Jülicher Brauches aus einem vorchristlichen Flußopfer an die keltische Göttin Rura hätte vielleicht solchen Aufhebens gar nicht bedurft⁵⁾; es handelt sich um Deutungsversuche, die im wesentlichen der Wissenschaftsgeschichte angehören. Der Abschnitt über Sinn und Herkunft der Fastnacht aus der christlich-mittelalterlichen Heortologie spiegelt im wesentlichen das rezente Forschungsverständnis der bezüglichlichen Fastnachtsforschung wider; Analogien (nicht Kontinuitäten) zum spätrömischen Festkalender werden nicht diskutiert. Den Prell-Brauch als gezielte Einsetzung katechetischer Mission des christlichen Spätmittelalters bzw. der Gegenreformation anzusetzen, entspricht einem generelleren historisch-theoretischen Ansatz, den der Verf. auch in anderen Arbeiten entwickelt hat und vertritt⁶⁾; vielleicht wird man aber auch noch andere Herkunftsmöglichkeiten ins Auge fassen müssen, vor allem, wenn man an die sehr weitgespannte Verfügbarkeit des Prell-Elements, das aus dem ehemaligen Rechtsbrauchtums stammt, denkt. Das Konzept von der „satisfactio vicaria“, das der Verf. mit einigem Geschick auf das Zu-Tode-Prellen der Lazarus-Strohmännchen-Figur als „typologische Übertragung“⁷⁾ (in Parallele zum alttestamentarischen Sündenbock-Motiv) des Christus-Todes anwendet, ist zwar richtig in dem Sinne, daß die Lazarusfigur als Präfiguration Christi tatsächlich in Ost- und Westkirche angesehen wird⁸⁾ (das gegen Fuchs⁹⁾), doch gilt dies mehr für die *suscitatio* und die *resurrectio* als für den Tod (durch Krankheit) des *Amicus Christi*¹⁰⁾. Das schlägt

⁴⁾ „Die Vielgestaltigkeit der Erscheinungen läßt daran zweifeln, ob sich aus unserem so sporadisch stellig gemachten Material eine Verbreitung nachweisen ließe, etwa in der Art einer Verbreitungskarte“ (Schmidt, op. cit. 27).

⁵⁾ S. 23 f., 38 ff., 43, 78 ff., 81 ff., 84.

⁶⁾ D.-R. Moser, Volkslied-Katechese. Das Exemplum Humilitatis Mariae in der Missionspraxis der Kirche. Convivium Musicorum (FS W. Boetticher. Berlin 1974, 168-203); Ders., Die Tannhäuser-Legende. Eine Studie über Intentionalität und Rezeption katechetischer Volkserzählungen zum Buß-Sakrament. Berlin 1977; Ders., Verkündigung durch Volksgesang. Studien zur Liedpropaganda und -katechese der Gegenreformation. Habil.-Schrift, Freiburg 1978.

⁷⁾ W. Stemmler, Liturgische Feiern und geistliche Spiele. Studien zu den Erscheinungsformen des Dramatischen im Mittelalter. Tübingen 1970, 123 ff., 167 ff., 248 ff.

⁸⁾ M. C. Pilkinton, The raising of Lazarus. A prefiguring agent to the harrowing of hell. (Medium Aevum 44 (1975) 51 ff.). S. der Nesessian, The homily on the Raising of Lazarus and the Harrowing of Hell. (Biblical and Patristic Studies in Memory of R. P. Casey Feiburg/Br. 1963 219-234.)

⁹⁾ Op. cit. S. 41.

¹⁰⁾ W. Puchner, Südosteuropäische Versionen des Liedes von „Lazarus redivivus“. (Jahrbuch für Volksliedforschung 24 (1979) 81-126.)

sich etwa auch im orthodoxen Lazarusbrauchtum nieder, wo auch Lazarus-Puppen verwendet werden, aber nicht zu Tode geprellt, sondern von Mädchen (wie Neugeborene) gewiegt¹¹⁾. So ist m.E. das Statement: „Das Jülicher Lazarus Strohmann-Prellen ist und bleibt deshalb unstreitig ein praefigurierender, ein von Grund auf christlicher Brauch soteriologischer... Sinngabe und Tendenz“ (S. 43) zu epigrammatisch gehalten und bedarf wesentlich flexiblerer Formulierung.

Denn eine zentrale Frage bleibt: bis zu welchem Grad das Jülicher Prellen überhaupt als „Lazarus-Brauch“ anzusprechen ist, in dem Sinne, daß fastnächtliches Figuren- und Kleintier-Prellen zwar häufig bezeugt, aber ein Zu-Tode-Prellen einer Vikariatsfigur des Amicus Christi meines Wissens keine weitere Verbreitung kennt. Zwar werden Lazarus-Lieder gesungen, die nach des Verf. älterer Deutung aus mittelalterlichen Passionsspielen stammen sollen¹²⁾, Parodien einer Funeralprozession des toten Lazarus, doch ist ein solcher Konnex von Lazarus-Figur und Prellbrauch in größerem Ausmaß nicht nachzuweisen, so daß eine sekundäre Überformung des Fastnachtsbrauches (vielleicht durch die Kirchliche Behörde?) nicht a priori auszuschließen ist. Also die Fragestellung: Wann ist der Strohmann in Jülich zu dem Namen „Lazarus“ gekommen? Zwar weist der Verf. auch auf den Kirmesmann „Zachäus“ hin, doch ist auch bei ihm eine solche sekundäre Amalgamierung von Rügebrauch und biblischer Sanktionierung nicht von vornherein von der Hand zu weisen. Hier ist nun sicher keine Gewißheit angesprochen, doch erscheint es nicht unwesentlich, diese Denkmöglichkeit offenzuhalten. Den theologischen (und soteriologischen!) Kern des Lazarusbrauchtums bildet für gewöhnlich die „Egersis“ des „Viertägigen“ (der in Jülich die ganze Quadragesima lang bis zum sabbatum ante palmas, seinem Erweckungstag, warten mußte). Sein Tod kennt, zumindest im gesamten orthodoxen Raum, keine brauchtümliche Ausformung. Und der Tod-/Auferstehungs-Akt wird als Ritualhandlung des Frühlingsabschnittes an Puppen und Figuren mit anderen Namensbezeichnungen vorgenommen¹³⁾. Eine sekundäre Metonymie des Prellbrauches (in diesem Falle wahrscheinlich zünftischer Herkunft) mit der Strohfigur ist also, aus der Sicht der Lazarus-Bräuche generell, nicht mit Sicherheit auszuschließen, solange nicht mehr morphologisches Belegmaterial über den Zusammenhang zwischen Lazarus-Puppe und Prellbrauch aufgebracht werden kann.

Doch dies nur zur Ergänzung. Davon abgesehen stellt die Publikation als gründlich gearbeitete, fundierte und in ihrem Interpretationshorizont weit über den engeren thematischen Rahmen hinausgreifende Fallstudie einen wichtigen Beitrag zur rezenten Brauchforschung dar und ist von der Fachrichtung auch als solcher rezipiert worden, der als heute oft notwendiger „theoretischer Überbau“ eine in öffentlichen Kreisen anerkannte Motivation für den vitalen Weiterbestand der Brauchpraxis in Jülich bietet.

Walter Puchner

¹¹⁾ Ders., Lazarusbrauch in Südosteuropa. Proben und Überblick. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde XXXII/81 [1978] 17–40.)

¹²⁾ D.-R. Moser, Passionsspiele des Mittelalters in mündlich überlieferten Liedern (die Auferweckung des Lazarus). (Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 13 1970 7–103.)

¹³⁾ W. Puchner, Brauchtumserscheinungen im griechischen Jahreslauf und ihre Beziehungen zum Volkstheater. Wien 1977, 164 ff.

Europäische Sachkultur des Mittelalters. Gedenkschrift aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs. (Sitzungsber. d. phil.-hist. Klasse d. Österr. Akad. d. Wiss., Bd. 374) Wien 1980. (= Veröff. d. Inst. f. mittelalterl. Realienkde. Österr. 4.) (Verlag d. Österr. Akad. d. Wiss.) 232 S., 39 Abb. auf zusätzl. 36 Taf., 1 Karte, öS 490,-.

Das international bekannte und renommierte Institut für mittelalterliche Realienkunde Österreichs, 1980 zehn Jahre alt geworden, legt als vierten Band seiner Reihe eine stattliche Festschrift mit zwölf Beiträgen namhafter Wissenschaftler aus Deutschland (2), Frankreich (1), Italien (1), den Niederlanden (1), Österreich (6) und der Schweiz (1) vor, die sich mit Grundsatzfragen oder Teilbereichen der mittelalterlichen Sachkultur befassen. Mit allgemeinen Problemen der Realienkunde beschäftigen sich vier Autoren: **Heinrich Appelt** („Mittelalterliche Realienkunde Österreichs als Forschungsaufgabe“; S. 7–12) gibt einen Überblick über die Themenkreise der Realienforschung (u. a. Lebenslauf, Haus, Inventar, Nahrung, Kleidung, Landwirtschaft, Handwerk), die überraschender- und erfreulicherweise mit dem Gesamtkomplex der volkskundlichen Forschung fast identisch sind, weswegen die Volkskunde auch als Nachbardisziplin zur methodisch richtigen Urteilsbildung heranzuziehen ist. Wichtig auch der Hinweis auf die Vorbehalte bei der Auswertung bildlicher Quellen in Form künstlerisch idealisierender Darstellungen. Diese Quellen liegen in solcher Fülle vor, daß ihre Bewältigung nur mit Hilfe eines EDV-Programms möglich ist. – Mit den damit zusammenhängenden Problemen setzt sich **Manfred Thaller** („Descriptor, Probleme der Entwicklung eines Programmsystems zur computerunterstützten Auswertung mittelalterlicher Bildquellen“; S. 167–194) auseinander, indem er Konzepte des Einsatzes und Methoden der Realisierung der Bildquellenauswertung unter Zuhilfenahme modernster technischer Hilfsmittel untersucht. – In die besondere Problematik, die die Kunstwerke als ernstzunehmendes Quellenmaterial der Sachkulturforschung mit sich bringen, führt **Elisabeth Vavra** („Kunstwerke als Quellenmaterial der Sachkulturforschung“; S. 195–232, Abb. 19–39) ein. Sie zeigt die Möglichkeiten und Grenzen der Aussage mittelalterlicher Bilder als Geschichtsquellen auf. Auch sie beschließt ihren Aufsatz mit dem Versuch einer computerunterstützten Auswertung an einigen Beispielen. – **J. G. N. Renaud** („Mittelalterliche Realienkunde in den Niederlanden“; S. 113–122) skizziert, obgleich es in den Niederlanden dem Namen nach noch gar keine „Realienkunde“ gibt, einen historischen Abriß dieser jungen Disziplin, deren Anfänge er in die erste Hälfte des 18. Jh.s datiert und deren Entwicklung er an einigen Beispielen bis in unsere Tage herauf verfolgt.

Mit „speziellen“ Themen der Sachkulturforschung warten die übrigen acht Autoren auf: **Florens Deuchler** vermutet in seinem Aufsatz „Siena und Jerusalem, Imagination und Realität in Duccios neuem Stadtbild“ (S. 13–20, Abb. 1–2), daß der Maler Duccio in seinem Bild „Einzug Christi in Jerusalem“ das mittelalterliche Siena des 13. Jh.s mit seinen Bauten, von denen keinerlei Bildbelege mehr erhalten sind, verewigt hat. – „Der Adamsapfel oder die Wirklichkeit im Bild“ von **Horst Fuhrmann** (S. 21–28) greift das ikonographisch vernachlässigte Kehlenmotiv, also die Darstellung Adams, wie er mit der Hand zum Halse langt, als ob ihm der Apfel in der Gurgel steckengeblieben sei, auf und stellt beziehungsreiche Zusammenhänge her zwischen morsus (Apfelbiß) und mors (Tod). – Anknüpfend an die grundlegenden Forschungen Joachim Hähnels und

diese ergänzend, wertet **Helmut Hundsichler** in „Der Beitrag deskriptiver Quellenbelege des 15. Jahrhunderts zur Kenntnis der spätgotischen Stube in Österreich“ (S. 29–55, 1 Karte) italienische Reisetagebücher bezüglich der Stube als Wärme- und (gelegentlichem) Schlafraum aus, eine außerordentlich materialreiche Untersuchung zu einem immer noch ungelösten Problem. – Im Aufsatz von **Gerhard Jaritz** über „Seelenheil und Sachkultur, Gedanken zur Beziehung Mensch–Objekt im späten Mittelalter“ (S. 57–81) wird kenntnisreich versucht, die Wechselbeziehung herzustellen zwischen verbal in letztwilligen Verfügungen vermachten Stiftungen und Schenkungen pro remedio animae und den materiellen Zuwendungen in Form von Sachgütern (liturgische Geräte, Gewänder, Bücher, Schmuck, Tafelbilder, Glasfenster), zwischen Stifter und Sachgut sowie zwischen Empfänger und Sachgut. – „Abbild und Sinnbild in der Malerei des Spätmittelalters“ ist das Thema von **Harry Kühnel** (S. 83–100, Abb. 3–14), mit dem er dem Symbolcharakter vom Oben (Himmel) und Unten (Hölle), vom Rechts (Gut) und Links (Böse) genauso nachgeht wie einigen Metaphern, hauptsächlich als Ausdruck des Bösen (modische Extravaganz, körperliche Verunstaltung, Turban), beides im Spätmittelalter abgelöst durch einen Naturalismus sondergleichen, dem wir Darstellungen als getreues Abbild des Lebens verdanken, wobei es aber gleichzeitig zur Ausprägung von nunmehr versteckten Symbolen kam. – Einen Beitrag zur Exemplarforschung liefert **Jacques le Goff** in seiner Studie „*Réalités sociales et codes idéologiques au debut du XIII^e siècle: un exemplum de Jacques de Vitry sur les tournois*“ (S. 101–112), in der er Wirklichkeit und Ideal der Ritterturniere vorführt. – Neuland für viele dürfte **Karl Rudolfs** Aufsatz „Realienkunde und spätmittelalterliche Brief- und Formularsammlungen“ (S. 123–142) sein. Diese Sammlungen sind sozusagen die Vorläufer der modernen Briefsteller für den privaten und dienstlichen Schriftverkehr, wobei der letztere heute noch starren formalen Regeln unterworfen ist (Beschlüsse, Entscheidungen, Urteile, Bescheide!). – Schon einige Male ist der Rezensent dem Müslein kochenden hl. Joseph begegnet, hat als Ergologe auch den Dreifuß, die Stiepfanne und den Schöpflöffel registriert, als eigenen ikonographischen Typus hat er diese Szene jedoch nicht zur Kenntnis genommen. Dem hilft nun der ungemein lehrreiche Beitrag von **Leopold Schmidt** mit dem Titel „Sankt Joseph kocht ein Müslein“, Zur Kindlbreiszene in der Weihnachtskunst des Mittelalters“ (S. 143–166, Abb. 15–18) gründlich ab. Die Entstehungszeit der in den Alpenländern so gut wie gar nicht vorhandenen Kindlbreisdarstellung erstreckt sich im wesentlichen von der Mitte des 14. Jh.s bis zum Beginn des 16. Jh.s. Weiteste Verbreitung hat die anheimelnde Szene fast ausschließlich in Nordwestdeutschland gefunden, wo sie vielleicht auch entstanden ist (Soest?). Sie hat ihre verbalen Entsprechungen in einigen Weihnachtsspielen und dürfte wohl auf die Verehrung ehemals beliebter Weihnachtsreliquien (Gürtel, Stab, Mantel und Hosen des hl. Joseph; Breipfanne und Kochlöffel; Krippe) zurückgehen.

Hat der erste Band dieser Reihe die Funktion der schriftlichen Quelle in der Sachkulturforschung in den Mittelpunkt gestellt, so nimmt sich der vorliegende Sammelband vornehmlich der bildlichen Quelle an. Da die Quellenkritik leider nicht immer oder überhaupt nicht zum Ausbildungskanon der Volkskundler und damit auch nicht zu deren besonderer Stärke gehört, ist auch dieses Buch eine notwendige Ergänzung für jeden Fachkollegen.

Helmut Sperber

Hans W. Stoermer, *Zimmererkunst am Bauernhaus. Bayrisch-Alpines Bundwerk. Mit einem Geleitw. v. Torsten Gebhard. Regensburg 1981 (Verlag Friedrich Pustet). 111 S., 71 Abb. (17 Zeichnungen; 54 Photos, davon 1 Plan, auf 32 Taf.), 3 Karten, Lit.-Verz., Reg., DM 24,80.*

Nachdem erst vor kurzem ein schmales Büchlein von Armin Jüngling über „Das Bundwerk am Bauernhaus des Chiemgaus“ (Marquartstein 1978, Verlag Th. Breit, DM 13,50) herausgekommen ist, legt nun ein anderer heimatkundlich engagierter „Sonntagsforscher“ (wie ihn Prof. Dr. Torsten Gebhard bei der Buchvorstellung in München am 27. 11. 1980 in Anlehnung an die anerkannten „Sonntagsmaler“ treffend genannt hat) ein Buch zum gleichen Thema vor, doch mit wesentlich erweitertem Untersuchungsgebiet, nämlich südlichem Oberbayern, Tirol, Südtirol und Salzburger Land, also einem Teil des baierisch besiedelten Ostalpenlandes, weswegen die Bezeichnung (staats-), „bayrisch-alpines Bundwerk“ (vgl. Untertitel) nicht korrekt ist. Es werden besonders Herkunft, Verbreitung und Formen des Bundwerks (S. 11–18, 33–47), ländliche Bauten mit Bundwerk (S. 22–32, 61–64, 97–99) und die Bundwerktechnik (S. 48–50) in bündiger Kürze behandelt, wobei sich der Autor weitgehend vorhandener Forschungsergebnisse bedient. Neu sind jedoch viele der von ihm meisterhaft photographierten, hier erstmals veröffentlichten Bilder von Bundwerkgiebeln und -stadeln mit ihren Details, die der Bauernhausforschung außerordentlich dienlich sind. Für den gutgemeinten Exkurs in die „Geschichte der Bundwerkprovinzen“ ist im Rahmen einer hauskundlich orientierten Arbeit nicht der richtige Platz. Das Kapitel „Von Zimmerern, Bauherren und Inschriften“ bringt einige Marginalien zu der menschlichen Seite des Bauens, sein Inhalt ist aber in der notwendigen Verkürzung auf wenige Quellen nicht allgemein gültig. Was der Autor über die Unehrlichkeit sagt (S. 53), ist schlicht falsch. Der Abstand zwischen Menschen mit „ehrlichen“ und solchen mit „unehrlichen“ Berufen war nicht so groß wie der zwischen der moralisch und rechtlich diffamierten Berufsgruppe und einer Räuberbande. Die unehrlichen Leute waren verfehmt, verworfen, anrühlig, entrechtet, gemieden, ausgestoßen, aber keine Verbrecher. Nicht ganz verständlich ist auch, warum die Häuser des Freilichtmuseums des Bezirks Oberbayern an der Glentleiten und des Ostoberbayerischen Bauernhausmuseums Amerang nicht innerhalb der Bundwerklandschaften, wohin sie ja gehören, sondern eigens behandelt worden sind. Trotz dieser Mängel ist das Buch lesenswert, vermittelt es doch einen ersten Einstieg und einen verständlich geschriebenen Einblick in das Bundwerk als eine im wesentlichen an unsere baierische Heimat gebundene baulich-dekorative Besonderheit, in deren geistige Nachbarschaft auch der barocke Zwiebelturm gehört!

Helmut Sperber

Charlotte Angeletti, *Geformtes Wachs. Kerzen, Votive, Wachsfiguren. Aufnahmen von Helga Schmidt-Glaßner. Großformat 185 Seiten, mit 289 einfarbigen und 20 vierfarbigen Abb. München 1980, Callwey Verlag. DM 79,—.*

Ein neues Werk über das geformte Wachs hat es neben den sehr umfangreichen Veröffentlichungen von Reinhard Büll nicht eben leicht. Aber die Verfasserin, am Münchner Stadtmuseum tätig, hat sich für ihre ausführliche Einleitung nicht zuletzt der

volkskundlichen Literatur bedient, wodurch besonders die religiöse Volkskunst, das Kerzen- und Votivgabenwesen gut wegkommt. Die Keroplastik freilich, von den harmlosen Andenkenreliefs bis zu den anatomischen Lehrpräparaten und den Porträtfiguren in den Wachskabinetten, stellt schon den Großteil der Bilder, und manches davon mag zumindest hierzulande recht unbekannt sein. Man mag anhand dieser in jeder Hinsicht überschichtlichen Wachs Kunst die Meisterstücke der Lebzelter und ihrer Modellschnitzer vielleicht etwas anders betrachten als sonst. Kann sein, daß die vielen Darbietungen von „Viel köstlich Wachsgebild“ in den letzten Jahren die allgemeine Anschauung des Gebietes etwas verharmlost haben. Da bietet diese fundierte Darstellung schon ein beachtliches Gegengewicht.

Leopold Schmidt

C. Weisser (Hrsg.), Bauernhäuser der Schweiz/Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz (Auszug aus der Schweizer Baudokumentation AXZ 110–AXZ 155), CH-Blauen (1979), 12 bis 20 Seiten je Heft, Zeichnungen, Pläne, Karten und Photos.

Die „Schweizer Baudokumentation“ entschloß sich mit dieser unkonventionellen Heftbroschüre zu einem offenbar sehr wirksamen und doch relativ praktikablen und billigen Weg einer Zusammenarbeit zwischen einem weiten und allgemeinen Kreis von Bauschaffenden und Bauinteressenten einerseits und der volkskundlichen Hausforschung andererseits. Sie publizierte 1968 bis 1975 gemeinsam mit der „Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz“ und mit wesentlicher Unterstützung durch deren Leiter Max Gschwend zehn Beschreibungen über die Bauernhäuser verschiedenster schweizerischer Hauslandschaften, die zunächst wohl als Einzelhefte im Umfang von 12 bis 20 Seiten zur Erstinformation gedacht waren. Die durchwegs von Max Gschwend verfaßten und in Deutsch, Französisch und Italienisch aufgenommenen Texte sind mit Plänen, Rißzeichnungen, Orientierungskarten und Fotos vortrefflich ausgestattet und stoßen schon wegen ihrer Handlichkeit und klaren, kurzen, aber sehr gediegenen Information auf großes Interesse. Man entschloß sich daher, die bisher erschienenen zehn Hefte auch zu einer Broschüre zusammenzutragen, die nunmehr einen guten und schnellen Überblick über die unglaubliche Vielfalt und Verschiedenheit ländlichen Bauens in diesem Lande ermöglicht.

Zu den großen und neuen Aufgaben der Buchreihe der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde „Die Bauernhäuser der Schweiz“ ist das also eine willkommene Ergänzung, insbesondere auch für bisher dort noch nicht vertretene Schweizer Hauslandschaften wie Hochjura, Val d'Hérens, Genfer Becken, Simmental, Tafeljura oder Appenzell bzw. für zwei sehr wichtige, übergreifende alte Formenlandschaften der Schweiz, nämlich die sogenannten Hochstudhäuser des Mittellandes und die Fachwerkhäuser der Nordostschweiz. Die Einzelhefte behandeln jeweils nach einer allgemeinen Einführung in die Hauslandschaft die wichtigsten Gegebenheiten nach Material und Konstruktion, geben eine Beschreibung der „Hausform“ sowie der Inneneinteilung und der Raumfunktionen und verweisen auf die jeweiligen „Besonderheiten“ im betreffenden Hausbau. Sie schließen mit einer kurzen, gut ausgewählten Bibliographie zur jeweiligen Hauslandschaft. Bildausstattung und Layout wurden offenbar nach den Erfahrungen der bisherigen Bände zur neuen Monumentalausgabe „Die Bauernhäuser der Schweiz“ gestaltet und vermitteln auch dem Nichtfachmann einen vielseitigen

Einblick in die bedeutenden und eindrucksvollen Traditionen ländlichen Bauens in der Schweiz. Sieben weitere Kurzmonographien dieser Art sind bereits angekündigt.

Oskar Moser

Jenő Barabás, Nándor Gilyén, Vezérfonal népi építészetünk kutatásához (Kleines Handbuch der [ungarischen] Volksarchitektur). Műszaki Könyvkiadó – Budapest 1979, 185 Seiten, 174 Abbildungen (Zeichnungen), mit Zusammenfassungen in Deutsch, Englisch und Russisch.

Seit der bekannten „Wegleitung“ von Baeschlin-Bühler-Gschwend (Basel 1948), T. Gebhards „Wegweiser“ für Bayern (München 1957) und dem „Kwestionariusz“ für Polen von J. Gajek (Breslau 1959) sind mir einige „Handbücher“ ähnlicher Zielsetzung auch aus England und Skandinavien etwa zur Hand gekommen. Das hier vorliegende zur Volksarchitektur Ungarns scheint jedenfalls dafür ein besonders gelungenes und vortrefflich fundiertes Beispiel zu sein, das von den neueren Bemühungen der ungarischen Hausforschung auch für den Außenstehenden eindrucksvoll Zeugnis legt. Es ist hübsch ausgestattet und zugleich handlich und erinnert äußerlich an G. Gustafssons Skansens handbok (Stockholm 1953). Ein erfahrener volkskundlicher Sachkenner und ein Architekt haben sich hier zusammengetan, um dem Hausforscher „eine Grundlage für ethnographische und technische Untersuchungen im Gelände zu liefern“ (S. 169). In der Tat ist die Instruktion umfassend und ganz auf die praktische Arbeit des Forschers hin ausgerichtet. Die Verfasser gehen aber aus von der Erkenntnis, daß „zur Bewältigung der Feldforschung eine Zusammenstellung der wichtigen Problemkreise und Methoden nützlicher als die vielfach üblichen Fragebogen sei“ (ebda.).

Das Buch gliedert sich in sechs Abschnitte, beginnend mit Vorbereitungen und Quellen zur Feldarbeit (I) und mit der Behandlung der Probleme der Siedlungsforschung und Siedlungstechnik sowie der Flurformen (II). Der Abschnitt III befaßt sich mit den Kriterien für eine Auswahl der zu untersuchenden Gebäude und führt zugleich an die Fragen der Feststellung des Baualters und der historischen Hausforschung heran. Es folgen die Kapitel über die bautechnischen Einzelheiten (Wände, Decken, Dachwerk), über die Hausanlagen und Feuerstätten, die Außengestaltung mit Giebelformen und Laubengängen (ungar. tornác) sowie über Wohntypen der „armen Leute“ (Höhlenwohnungen, Gesindewohnungen auf den Meierhöfen, Zigeunerhütten). Schließlich werden auch die wichtigsten Wirtschaftsgebäude von Stall und Scheune bis zu Speicher und Mühle und zu den typischen Glockenstühlen besprochen (IV). Hinweise auf Möglichkeiten und Bedeutung einer Untersuchung der zum Abriß oder zur Übertragung bestimmten Bauten (Kap. V) und Anleitungen mit praktischen Ratschlägen für eine maßhaltige Dokumentation einschließlich der Bilddokumentation schließen das Handbuch ab (VI). Nicht unerwähnt aber sei der Anhang mit einer sehr nützlichen Auswahlbibliographie und einem Verzeichnis etablierter und vorgeschlagener Fachtermini im Ungarischen als Gruppenindizes.

Besonders auch aus der österreichischen Nachbarschaft gesehen, bietet sich dieses Vademecum der ungarischen Hausforschung zugleich als ein zuverlässiges Positionsinstrument mit vielen und gewichtigen Anknüpfungspunkten wie etwa bei den Hofanlagen, bei verschiedenen Bautechniken, Feuerstätten und den ungarischen „Rauchstubenhäusern“ (S. 74 f.), Putzgiebeln und Laubengängen, Scheunen und Ställen, Speicherbauten oder Heubergen (ungar. abora) dar. Jenő Barabás gibt dabei in allen Fällen auch durch

Aufzeigen der historischen Dimensionen wertvolle Hinweise und vermerkt die alte und neueste weiterführende Literatur dazu. Es ist wirklich ein hilfreiches und zugleich auch aufschlußreiches Handbuch in ungarischer Sprache. Die vergleichende Forschung und wir Nachbarn hätten nur einen großen Wunsch, dieses Handbuch sollte wirklich durch eine Übersetzung auch international erschlossen werden.

Oskar Moser

Acta scansenologica, hrsg. von Jerzy Czajkowski - Muzeum Budownictwa Ludowego w Sanoku, Tom I, Sanok 1980, 260 Seiten, zahlreiche Fotos, Pläne, Risse und Karten.

In den letzten Jahren erlebte Polen einen ungewöhnlichen Aufschwung und Trend zur Errichtung von Freilichtmuseen, die man hier auch nach dem Stockholmer Vorbild als „skansen“ bezeichnet. Das Land besitzt jetzt bereits 33 eröffnete bzw. vor der Eröffnung stehende Museen dieser Art, wenn auch von unterschiedlicher Größe und Zielsetzung; 26 weitere sind in Vorbereitung. Von den erstgenannten Freilichtmuseen Polens wurden bisher insgesamt 757 Bauten einschließlich der Kleinarchitektur übertragen, davon 147 Wohn- und Hauptgebäude und 211 Wirtschaftsobjekte. Hinter diesen erstaunlichen musealen Leistungen steht die Erkenntnis im Sinne einer hier abgedruckten Schlußresolution (S. 259), „... die Gesellschaft im Geiste der Pietät gegenüber den Volks- und nationalen Traditionen zu erziehen sowie wissenschaftlichen und didaktischen Notwendigkeiten entgegenzukommen und den nächsten Generationen die Errungenschaften der bodenständigen Kultur zu erhalten“. Dahinter stehen aber begreiflicherweise auch gewaltige Aufwände an Arbeit und Material und noch mehr – wie jeder Museumspfleger weiß – an wissenschaftlicher Vorarbeit, an Problemen und Risiken in der praktischen Verwirklichung solcher Einrichtungen.

Dazu legt nun im Anschluß an die Fachtagung des Verbandes europäischer Freilichtmuseen vom Mai 1978 der überaus rührige Direktor des derzeit größten polnischen Freilichtmuseums in Sanok (Bez. Rzeszów – Südost-Polen), Dr. Jerzy Czajkowski, diesen wirklich beeindruckenden I. Band seines Museums vor. Dieser ist dem bekannten polnischen Museologen und Volkskunsthistoriker Professor Dr. Roman Reinfuss zusammen mit einer Würdigung und Bibliographie zur Vollendung seines 70. Lebensjahres gewidmet und enthält sieben Arbeiten, die sich mit Entwicklungs- und museumstechnischen Fragen, Problemen der Klassifizierung, Aufstellung und Situierung solcher Museen befassen. Ein weiterer umfangreicher Schlußteil gibt einen ersten und sehr detaillierten Übersichtsbericht zu den derzeitigen polnischen Dorf- und Parkmuseen vom Typ „Skansen“. Jerzy Czajkowski, der Herausgeber, ist mit zwei Aufsätzen über besondere Fragen der sachgerechten Einrichtung und „Belebung“ derartiger Museen sowie über die sehr wichtige Frage von „Landwirtschaftsausstellungen in ethnographischen Freilichtmuseen“ vertreten. Er gilt als Verfechter einer streng sachlichen und der Wirklichkeit im Zeitlichen wie im Sozialen entsprechenden Darstellung und holt dazu Beispiele u. v. a. auch aus dem Österreichischen Freilichtmuseum in Stübing. Henryk Olszański (Sanok) legt die bautechnischen und konservatorischen Dokumentationsaufgaben in solchen Museen dar. Tünde Zentai vom Ungarischen Freilichtmuseum Szentendre erläutert die Vorhaben seines Museums (Sektor VII) für das südliche Transdanubien und gibt dabei eine ausgezeichnete, besonders für uns wichtige Übersicht dieser Hauslandschaften in den Komitaten Zala, Somogy, Tolna und Baranya (Hauscha-

rakteristik, Bautechniken, Bautenauswahl). Ebenso stellt István Páll das erste Freilichtmuseum Ost-Ungarns in Sóstó mit Beispielen und einem Übersichtsplan vor. Jewzy Czajkowski bietet ferner eine interessante Übersicht der Freilichtmuseen Japans, es sind immerhin 14 solche mit einer Karte angeführt, von denen Hisatsugo Sugimoto das „Freilichtmuseum altjapanischer Bauernhäuser“ in Toyonaka City mit seinen verschiedenen Objektgruppen im Detail vorstellt. Der Band vermittelt also neben diesem seltenen Hinweis auf die einschlägigen Museumsverhältnisse in Japan besonders für das östliche Mitteleuropa (Polen vor allem und Ungarn) überaus wertvolle Informationen und bietet zugleich eine sehr lesenswerte Diskussion zu den spezifischen Problemen der Museologie in Freilichtmuseen überhaupt.

Oskar Moser

Vernacular Architecture, edit. by Barbara Hutton, 22 Clifton Green, York, vol. 9 (1978)-11 (1980), je 40 bzw. 48 Seiten, zahlreiche Risse, Zeichnungen, Diagramme, Baulisten und Karten.

Die 1970 begründete und von Barbara Hutton, York, mit großer Umsicht betreute englische Zeitschrift für Hausforschung scheint sich – neben einem umfassenden und bedeutungsvollen, merklich anwachsenden nationalen Fachschrifttum – in dieser Sparte immer mehr zu einem führenden Organ der Bau- und Hausforschung in Westeuropa überhaupt zu entwickeln, das jüngst sein erstes Dezennium des Bestandes vollenden konnte. An die von uns bereits angezeigten ersten acht Hefte¹⁾ schließen nun drei weitere an, in denen wieder eine Reihe von gewichtigen Beiträgen zum Hausbau auf den britischen Inseln wie auch in Frankreich enthalten sind. Der streng sachliche und dokumentarische Charakter ist hier eher noch verstärkt und baufachlich durch vortreffliche Gesamt- und Detaildarstellungen, Diagramme und Kartogramme, Auflistungen und „tree-lists“ zu dendrochronologisch untersuchten Denkmal-Serien gestützt. Vielleicht sollte man nur die besonders wichtigen, zusammenfassenden regionalen Übersichtsdarstellungen durch Sachskizzen etwa von behandelten Dachgerüsttypen für jene Leser ergänzen, die mit der englischen Fachterminologie nicht hinreichend vertraut sind.

Wir finden also wieder eine Reihe von solchen Zusammenfassungen und besonders dankenswerten Übersichtsdarstellungen, die zuvörderst die Baugerüst-, Gefüge- und Dachwerkforschung in England und Frankreich betreffen und die für die vergleichende Hausforschung nicht nur in Westeuropa weiterhin von wesentlicher Bedeutung sein werden. So bringen (Heft 9: S. 3-9) Alan Gaily und Desmond McCourt eine Zusammenstellung von 45 historischen Cruck-Bauten aus Nordirland mit näheren Typenanalysen und ergänzen damit den bekannten Katalog der Cruck-Bauten Englands von N. W. Alcock aus der V. A. G.²⁾ Besonders dankbar wird man ferner für die zusammenfassende Darstellung sein, die Dr. Gwyn I. Meirion-Jones, offenbar im Anschluß an seine nicht veröffentlichte Londoner Dissertation (1977) über die ländli-

¹⁾ Siehe ÖZV. XXXIII/82 (1979), S. 131-133.

²⁾ N. W. Alcock, A catalogue of Cruck Buildings, London and Chichester (1973).

chen Kleinbauten der Bretagne, nunmehr in 2 Teilen über die Dachgerüste ohne (9:17–25) und mit „cruck forms“ (10: 15–21) dieser Region vorlegt. Die älteren Bauten zeigen hier nur vereinzelt Sparrendächer (Fig. 2) neben Derivaten von abgefangenen Firstsäulen- oder Restfirststützen-Dächern (Fig. 3 und 4) sowie in großer Zahl solche von Scherenjoch-Dächern (Fig. 5: englisch „Collar and tie-beam principal trusses“), von denen man freilich auch genaue Details über die First- und Fußgefüge des Scherengerüsts bräuchte. Ebenso beachtenswert die Darstellung von Jean-Christian und Patricia B a n s über das Cruck-Gerüst von Scheunen u. dgl. im Limousin (Corrèze) am Westrand des französischen Zentralplateaus mit Bautenverzeichnissen, Dichtekarten und zwei guten Planbeispielen (10: 22–29). Vorher schon hatte Elizabeth Mollison über die Bauernhäuser und Landhäuser und über deren Inneneinrichtung im französischen Quercy (Dep. Lot) aufschlußreich berichtet (9:35–39). Ein weiterer Beitrag von H. Janse behandelt historische Krummständer-Bauten („curved principals“) in Westeuropa und zeigt im besonderen deren Rückzug seit dem 16. und 17. Jahrhundert in den niederländisch-friesischen Gebieten vor den vom Rheinland ausstrahlenden typisch deutschen Sparrendächern mit liegendem Stuhl (11:12–16). Hier zeigt sich also neben der von den deutschen Hausforschung herausgearbeiteten Verdrängung des älteren sogenannten Ankerbalkengefüges (J. Schepers, G. Eitzen u. a.) durch das Hallenhaus mit Dachbalkenzimmerung ein ähnlich innovatorischer Ablöseprozeß gegenüber den älteren Krummsäulen-Bauten im europäischen Nordwesten. In klassisch englische Hauslandschaften führen uns schließlich Joan M. Harding mit einer Bestandserfassung der mittelalterlichen ländlichen Dachwerke in der Grafschaft Surrey (Südostengland) (11:39–42) sowie Inett H o m e s mit einer sehr aufschlußreichen Darstellung über die Innengliederung und landwirtschaftliche Betriebsstruktur der Bauernhöfe von Herefordshire (9:12–16). Wir finden auch hier Einrichtungen wie Mostkeller und Preßraum, Darre, Waschküche, Backstube, Milchkeller, Geflügel- und Schweinestall, Scheune, Kornspeicher (granary) u. dgl. als sogenannte Nebengebäude (outbuildings), deren Benutzung und Einrichtung im Wandel der Zeit wie z. B. die Hopfendarre des 17. und 19. Jahrhunderts sehr anschaulich vorgeführt werden.

Daneben stehen dann Einzeldarstellungen von historischen Bauten oder Spezialuntersuchungen wie die über „The purpose of rafter holes“ von John McCann (9:26–31) mit verschiedenen Formen und Arten der Konstruktion von Sparrenfüßen, R. T. Masons sogenannte „problem holes“. Auch die „Ziegelforschung“, der Backstein- und Mauerbau überhaupt, sind hier mit bedeutenden Beiträgen vertreten. In Heft 11 schließlich beginnt man nach einer Anregung von N. W. Alcock die Ergebnisse der dendrochronologischen Jahrringdatierung in ganzen Bauten-Serien für Sheffield, Doncaster, Darlington, Yorkshire, Wales u. a. Gebiete zu sogenannten „tree lists“ zusammenzufassen und damit für die Datierung selbst der einfachsten ländlichen Bauwerke (barns) eine breite Grundlage zu schaffen. Mehr als bisher sind schließlich Neuerscheinungen zur Fachliteratur angezeigt und sorgfältig besprochen, auch solche außerhalb Englands, so daß man hier über die meist schwer zugängliche angelsächsische Hausbauliteratur nützliche Informationen finden kann. Außerdem enthält Heft 10 ein Register zu Nr. 6–10 (1975–1979), wie bereits in Heft 5 ein solches für die ersten fünf Nummern angeboten wurde; beide übrigens mit Sachkenntnis, bedachter Überlegung und Sorgfalt angelegt, und zwar als Sach-, Orts- und Personenindex in einem.

Alles in allem bietet also „Vernacular Architecture“ ein sehr gediegenes und zugleich vielseitiges Fachorgan zur Hausbauforschung, wie es ein solches sonst kaum wo

gibt³⁾. Die Herausgeberin mag darum in ihrem abschließenden editorial announcement (11:48) mit berechtigtem Leistungsbewußtsein auf die letzten 10 Jahre zurückblicken, in denen das geschaffen werden konnte und nach denen sie nun sagen kann: „During this period the journal has increased to three times its original size and developed a world-wide circulation.“

Oskar Moser

Lorenzo Baldacchini, *Bibliografia delle stampe popolari religiose del XVI–XVII secolo*. Biblioteche Vaticana, Alessandrina, Estense. Firenze, Olschki Editore, 1980. 135 Seiten, 12 Tafeln.

Bei der großen Schwierigkeit, an populäre Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts heranzukommen, wird man stets dankbar sein, wenn für einen Themenkomplex oder einen Bibliotheksbereich entsprechende Bibliographien herauskommen. Im vorliegenden Fall wurde die religiöse volkstümliche Literatur gesammelt, die an den bedeutendsten dafür zuständigen römischen Bibliotheken vorhanden ist.

Der Herausgeber unterstreicht den dokumentarischen Wert dieses Materials, das sicherlich für die Geistesgeschichte jener Zeit mehr Aussagekraft enthält als Ausgaben der Kunstlyrik und -Prosa jener Jahrhunderte. Er macht auch auf die Nähe zu den Oratorien aufmerksam, deren blühendste Periode wenige Jahrzehnte nach der Gründung durch den hl. Philipp Neri und andere in Rom zu beobachten ist. Die kluge und einen guten Überblick bietende Einleitung Baldacchinis (Seite 7–26) ist ein wertvoller Beitrag zum Werden der volkstümlichen Drucke in Rom. Man übersieht zu leicht, daß der Anteil an religiöser Thematik bei den frühen Einblattdrucken und Groschenheften sehr erheblich ist, und ein Seitenblick auf die (spätere) „Bibliothèque Bleue“ in Frankreich zeigt, daß in der Serie von Alfred Morin (*Catalogue descriptif de la Bibliothèque Bleue de Troyes*, Genève 1974) von 1389 beschriebenen Drucken 391 einen religiösen Inhalt haben.

Baldacchini gliedert die Ausgaben seiner Bibliographie einerseits in 314 Drucke in Versen und 98 Drucke in Prosa. Die Vorliebe für gereimte Versionen teilt Italien mit der Iberoromania, wo vor allem die religiöse Romanze über Jahrhunderte die verbreitetste Form innerhalb der erbaulichen Volksliteratur darstellt. Weiter unterscheidet Baldacchini: a) 96 Werke, die hauptsächlich bestimmten Heiligen gewidmet sind; b) 67

³⁾ Allerdings erscheint neuerdings für Schottland ein ähnliches Informationsorgan, in kleinerem Format und als „Newsletter“ bezeichnet, unter dem Titel „Vernacular Building“, das von der „Scottish Vernacular Buildings Working Group“ herausgegeben wird und bis 1980 sechs Nummern umfaßt. Ebenso hat neuerdings auch Frankreich eine eigene Zeitschrift in ähnlicher Art unter dem Titel „L'Architecture Rurale“ beim Centre d'Etudes et de Recherches sur l'Architecture Rurale mit dem Sitz in Paris (45, rue des Favorites, F-75015 Paris), von der mir bis jetzt drei Nummern (Vol. 3, 1979) bekannt geworden sind. Deutlich ersieht man aus diesen zunehmenden Bemühungen um die historischen populären Bautraditionen auch in den westlichen Ländern Europas einen bedrohlich fortschreitenden Schwund der Sachüberlieferung an sich und die Einsicht einer gewissen Vernachlässigung dieser Dinge bisher besonders gegenüber der Hochkunst-Architektur.

Drucke religionspädagogischer Art; c) 52 gereimte hagiographische Legenden; d) 26 vermischte Gedichte, die meist Episoden aus dem Alten oder Neuen Testament zum Inhalt haben; e) 24 Werke, die sich ausschließlich auf das Leben Christi beziehen; f) 23 Werke zum Marienleben; g) 19 Drucke mit Prosa-Gebeten allgemeiner Art; h) 17 Prosalegenden; schließlich bleiben noch Drucke unterschiedlichen Inhalts, die teils Mirakelberichte, Beschreibungen von Reliquien (und deren Funden), Prophezeiungen und anderes enthalten.

Der Autor definiert den Sprachstil dieser Drucke als „estremamente semplice“ (äußerst einfach) und bringt die Funktion mit den *cantastorie*, die häufig auch die Verkäufer dieser Hefte waren, in Zusammenhang. Er betont – unseres Erachtens zu recht –, daß die Hefte mehr zum Vorlesen als zum stillen Lesen gedacht waren und somit vor allem im Umkreis der Analphabeten ihre Resonanz besaßen. Das geht auch aus den Einleitungszeilen vieler Drucke hervor, wenn es etwa heißt: „Ich bitte euch, liebe Zuhörer, daß ihr mein Sprechen aufmerksam anhört . . .“ (*Historia di San Giorgio Cavalier di Christo*.)

Unter den Autoren dieser Drucke tauchen auch Namen auf, die uns entweder aus dem Bereich der Straßensänger oder der Volksbuchschriststeller bekannt sind. So ist zum Beispiel der ebenso fruchtbare wie populäre Autor des „Bertoldo“, Giulio Cesare Croce, mit zwei religiösen Groschenheften in dieser Sammlung vertreten.

Was die beschriebenen Heiligen betrifft, so können wir aus der Bibliographie entnehmen, welche damals besonders populär waren: S. Francesco di Paula, S. Giuseppe, S. Rocco, S. Apollonia, S. Lucia, S. Margherita und S. Caterina da Siena. Aber neben besonders in Rom lokalisierten Heiligen wie S. Alessio und S. Eustachio finden wir auch wider Erwarten Gestalten, deren Kult in Rom kaum eine Rolle gespielt hat, wie Johannes Chrysostomus (hier unter dem italienisierten Namen „Boccardo“) und Nikolaus.

Die Bibliographie enthält auch 12 Tafeln mit Titelseiten, deren Abbildungen einen Eindruck von der Bildgestaltung geben, die sich teilweise noch spätmittelalterlich erweist und teilweise frühbarock.

Indices der Autoren, der Herausgeber, Drucker und Buchhändler sowie der Druckorte ergänzen diesen nützlichen Katalog, der gleichzeitig als Band 13 der Serie „*Biblioteconomia e Bibliografia – Saggi e Studi*“ erschienen ist.

Felix Karlinger

„*Laographia*“ Bd. 2 (Athen 1910–11) S. 734, und Band 3 (Athen 1911–12) S. 751.
Neudruck Athen 1980.

Die Griechische Gesellschaft für Volkskunde hat sich entschlossen, nach dem Neudruck des 1. Bandes ihres traditionsreichen Periodikums (Athen 1973) nun auch die vergriffenen Bände 2 und 3 neu herauszubringen. Das ist umso willkommener, als die ersten Bände, die noch unter der Redaktion von Nikolaos Politis, dem Gründer der Neugriechischen Volkskunde überhaupt, zustande kamen, zu den reichhaltigsten und umfangreichsten Bänden zählen, die neben einer schier überwältigenden Fülle von Einzelinformationen aus der Korrespondenz der Gesellschaft (die schon fragebogenartige Aussendungen veröffentlichte) eine Reihe von Studien enthalten, die damals, als sich die Volkskunde als Lehrfach an der griechischen Universität in Athen noch nicht

konstituiert und von anderen Wissenschaftsdisziplinen in Methodik und Thematik noch nicht abgesetzt hatte, weit über den engeren Rahmen der Volkskunde hinausgreifen, wobei besonders die Altertumswissenschaften und die Ethnologie sowie die Philologie gründlich berücksichtigt wurden.

So setzt der 2. Band mit einer Studie „*Mœurs et coutumes de Madagascar*“ ein, gefolgt von einer über Namensformen auf der Insel Kephallonia, sodann die wichtige Studie von D. Papageorgiou über die bekannten Karnevalsverkleidungen auf Skyros, Hochzeitsbräuche in Thrakien, gefolgt von verschiedenen griechischen und albanischen Volksliedsammlungen und einem verdienstvollen Abschnitt des Herausgebers über volkskundliche Nachrichten in den verschiedenen Periodika. Der Abschnitt „Verschiedenes“ bringt meist Volkslieder, Rätsel und andere Wortzeugnisse, aber auch Brauchbeschreibungen, Wortetymologien u. a. m. Zum Schluß folgt ein Abschnitt mit Buchkritiken. – Nach diesem Schema ist nun jedes Vierteljahrsheft dieser ersten Bände aufgebaut. – Die wichtigsten Studien des 2. Bandes seien kurz angeführt: S. Menardou, Die hl. Helena auf Zypern, Sprichwörter aus dem Zagora-Gebiet, Rätsel von der Insel Kythera, N. Politis: Anmerkungen zu Rätselmärchen, Aberglaube aus Thrakien, Nachrichten über eine aromunische Hochzeit, die ausgedehnte Studie von A. Adamantiou über Keuschkeitsprüfungen (eine Studie, die schon im ersten Band ihren Anfang genommen hat und im 3. noch fortgesetzt wird).

Der 3. Band bringt wichtige Studien von Nik. Politis über die magischen Praktiken des Hochzeitsorakels bei der Traumdeutung (er greift dabei weit über die griechischen Grenzen hinaus), die erste Veröffentlichung von G. A. Megas (noch als Student) über Stier- und Widderopfer im damals noch türkischen Thrakien (mit historisch gewordenen Photographien), die Sage von der Gorgona von Attalien, eine Sprichwortsammlung aus Serres in Makedonien, türkische Sprichwörter und Rätsel, Volkslieder von der Insel Kephallonia, Begräbnisbräuche aus Mani, die Studie von D. C. Hesselung, *Le roman de Digénis Akritas après le manuscrit de Madrid*, die wichtige Studie von Nik. Politis zum byzantinischen Volkslied und vieles andere mehr. Besonders auffällig sind die für heutige Begriffe ungewöhnlich umfangreichen Buchbesprechungen. Den 3. Band beschließt ein nützliches, fast 40 Seiten umfassendes Wortregister über die ersten drei Bände der *Laographia*.

Die Institution und das Verlagswesen des „Neudruckes“ hat in den letzten Jahrzehnten in fast allen Wissenschaftszweigen den Begriff des „seltenen“ Buches zur Gänze abgeschafft, so daß sich die Kategorie des „Nicht-Zugänglichen“ in der Bibliographie immer mehr minimalisiert. Damit verbindet sich auch ein Zug zur Wiederbesinnung und kritischen Auseinandersetzung mit den Ausgangskonstellationen gegebener Forschungstraditionen, ein neues und intensiveres Bewußtwerden der Anfänge und Frühphasen verschiedener Wissenschaftsdisziplinen, die nunmehr der Wissenschaftsgeschichte angehören. Ein solcher „historisierender“ Denkanstoß geht sicher auch von der Wiederveröffentlichung der ersten drei Bände der „*Laographia*“ für die neugriechische Volkskunde aus, da dieser Beginn zugleich einen ersten Höhepunkt darstellt, der zum Vergleich mit dem heutigen Leistungsstand herausfordert, eine Forschungsphase, die etwa in ihren weit ausgreifenden historischen und geographischen Dimensionen weit mehr interdisziplinär und horizontoffener fundiert ist als die Volkskunde in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg.

Walter Puchner

„Laographia“ Bd. 31 (Athen 1976–78 [1980]). S. 464, zahlreiche Abb. im Text und auf Tafeln.

Mit einiger Verspätung ist der neue Band des wissenschaftlichen Organs der Griechischen Volkskunde-Gesellschaft in Athen erschienen. Er ist dem Gedenken von G. A. Megas gewidmet. Nach seinem Tod zeichnen nun der neue Präsident der Gesellschaft, Dem. Loukatos (Herder-Preisträger 1981) und der Generalsekretär, Mich. Meraklis, Prof. für Volkskunde an der Universität Ioannina, für die Redaktion verantwortlich. An Aufbau und Inhaltsgliederung der „Laographia“ hat sich nichts geändert. Auf einen herzlichen Nachruf auf Prof. Megas durch Mich. Meraklis (3–14) mit ergänzender Werkbibliographie des Verstorbenen folgen die einzelnen volkskundlichen Arbeiten, die sowohl Studien als auch Materialsammlungen darstellen: Dem Loukatos, Feldzeichen für Weideverbot im griechischen Raum (15–28, 8 Photogr. auf Taf.); D. Oikonomidis, Das Märchen und der Märchenerzähler in Griechenland (29–42); Th. K. Kostakis, Feldarbeit in Tsakonien (43–150, mit zahlreichen Skizzen), G. H. Papacharalampous, Zypriotisches Hausgerät (151–166, 2 Abb. im Text), St. D. Imellos, Probleme der Sagenklassifizierung (167–173); E. Marinelli, Geburt, Hochzeit und Tod in Souli im Kreis Patras (174–194), D. P. Phourlas, Wanderarbeiter aus Neochori im Kreis Nafpaktos (159–218, 4 Abb. im Text); N. Dimitriou, Teigherstellung und Brotbacken auf Samos (219–234, 3 Abb. im Text); V. Vaphlidou, Kinderspiele und -lieder aus Sozopol (235–246); P. Minas, Volksmedizin in Elympos auf Karpathos (246–252); P. Kavakopoulos, Drei primitive musikalische und tänzerische Motive aus Kreta (253–271, 2 Abb., Notenbeispiele, choreogr. Skizzen); M. Ph. Dragoumis, Unsere westlich beeinflusste Kirchenmusik auf Kreta und den Ionischen Inseln (272–293, 3 Abb., zahlreiche Notenbeispiele); W. Puchner, Kurze analytische Bibliographie des Schattentheaters in Griechenland (294–324). Es folgt ein Abschnitt mit Buchbesprechungen (325–415) mit nicht weniger als 37 zum Teil sehr umfangreichen Artikeln, die Publikationen aus allen Sektoren der internationalen Volkskunde und Ethnologie betreffen, Nekrologe auf D. A. Petropoulos und G. Ortutay (416–418), der Jahresbericht und Tätigkeitsbericht der Gesellschaft für die Jahre 1976, 1977 und 1978 (419–441), Kongreßberichte (441–448), französische Kurzresumés der Studien (451–456) sowie die Liste der eingegangenen Bücher.

Es bleibt zu wünschen, daß die „Laographia“, immerhin eines der traditionsreichsten volkskundlichen Periodika nicht nur in Südosteuropa, sondern in Europa überhaupt, in Zukunft zu ihrem Jahrbuch-Charakter im Erscheinungsrhythmus zurückfindet, und inhalts- und umfangsmäßig die Tradition ihrer früheren Herausgeber Nik. Politis, Stilpon Kyriakidis und G. A. Megas fortsetzt, ohne sich den neuen Zweigen ihrer Wissenschaftsdisziplin sowie den interdisziplinären und internationalen Ansätzen und Sichtweisen zu verschließen. In diesem Sinne bestätigt der vorliegende Band die berechtigten Hoffnungen der internationalen Fachwelt, und die Vergleichende Volkskunde darf einer neuen Phase fruchtbarer Zusammenarbeit entgegensehen.

Walter Puchner

Marian Pokropek: Atlas sztuki ludowej i folkloru w Polsce. Warszawa, Wydawnictwo Arkady, 1978. 381 S., Karten, 391 Abb. auf Tafeln.

ders., Atlas der Volkskunst und Folklore in Polen. Verlag D. W. Callwey, München. Arkady-Verlag, Warschau 1980. 279 S., Karten, 391 Abb. auf Tafeln.

In einer in Anbetracht seiner Provenienz aus einem Ostblockstaat erstaunlich und erfreulich guten Aufmachung – auch was Druck und Bildmaterial anbelangt – liegt uns ein Werk vor, das einen recht anspruchsvollen Titel trägt. In Form und eigentlichem Kartenwerk etwa an einen handlichen Autoatlas erinnernd, ist es denn auch etwas ganz anderes, als was wir unter einem volkskundlichen Atlantenwerk verstehen. An der qualitativ, wie gesagt, relativ hochwertigen Ausführung dürfte wohl auch die Zusammenarbeit mit dem renommierten Verlag Callwey ihre Früchte getragen haben. Die polnische und die deutsche Ausgabe differieren nicht nur hinsichtlich der Seitenzahl, des im polnischen Buch vorhandenen Namens- und Literaturverzeichnisses, sondern bereits rein äußerlich in der Wahl des Einbandbildes: die polnische Edition zeigt eine Gartenlandschaft (vgl. Abb. 64), die nach unserer Auffassung mit dem Thema wenig zu tun hat, wogegen die deutsche Ausführung ein Hinterglasbild mit dem beliebten Thema des Sündenfalles reproduziert. Auch ist das zu rezensierende Opus keineswegs „die erste systematische Zusammenstellung von Materialien, die zu dem überlieferten und sich entwickelnden Volkskutschaffen in unserem Lande etwas aussagen“ (Text auf dem Einband); da haben wir denn doch eine bessere Meinung von der überreichen polnischen Literatur zum Thema!

Der im heutigen Polen unerläßliche Bezug auf das zeitgenössische (oft von Staats wegen geförderte) Volkskutschaffen (eine Abgrenzung ist hier ebenso wie beim Begriff „Folklore“ sowie gegenüber der Fremdenverkehrsindustrie schwierig, wenn nicht unmöglich) wird entsprechend gewürdigt, man denke nur an das Problem der ebenfalls behandelten Gesangs- und Tanzensembles! Die Einleitung sowie die Übersichtskarten vermitteln auch dem einschlägig nicht Vorgebildeten einen informativen Einblick, wenngleich einzelne Formulierungen (S. 9) allzusehr die Diktion des derzeit herrschenden Regimes beziehungsweise der von ihm kanonisierten Auffassung des Wissenschaftsgebietes „Ethnographie“ erkennen lassen.

Den Hauptteil bildet der alphabetische Katalog der bearbeiteten Ortschaften. Hier hätte man sich außer der Angabe der Wojewodschaften einen näheren geographischen Hinweis über die Lage gewünscht, sei es einfach durch Angabe der Himmelsrichtung oder wenigstens etwa durch „Großpolen“, „Kleinpolen“ oder ähnlich.

Der sichtlich sorgsam zusammengestellte Katalog bietet Hinweise auch auf Objekte, die sonst nicht eben angemessen berücksichtigt werden, wie etwa charakteristische Werke der Volksarchitektur, worunter auch die in ihrer Vorbildfunktion so wichtigen kleinen Gutshöfe zu subsumieren sind; ebenso die infolge der unseligen „Zeitgeschichte“ so rar gewordenen Reminiszenzen der jüdischen Volkskultur.

Einige kleinere Fehler („Grabmäler“) und spezielle Anliegen seien nur der Vollständigkeit halber erwähnt:

Der Terminus „cerkiew“ für eine im byzantinischen Stil und Ritus erbaute Kirche sollte erläutert werden, und der Definition der „Spinnen“ (S. 22) ist insofern irreführend, als es sich dabei nicht um „Hängeleuchten“ handelt, sondern um Deckengehänge oder Mobiles.

Das unter der Firma „Der hl. Jan“ (Abb. 235) präsentierte Gemälde aus Przemyśl wird üblicherweise als Taufe Christi beschrieben, wie denn überhaupt die einen aufmerksamen Besucher doch interessierende Ikonographie oft zu kurz kommt. Einige Beispiele: Abb. 141 soll doch wohl den hl. Laurentius darstellen, der in Polen hohe Verehrung genießt. Die „Matka Boska Saletyńska“ (Abb. 22) gäbe bei dem Hinweis, daß es sich um das Gnadenbild von La Salette handelt, ein gutes Paradigma für die sprachlichen Geschicke und die Wanderungen eines Kultgegenstandes ab. Der öfters auftretende Typus des Christus in der Rast hätte angesichts seiner ungewöhnlich weiten Verbreitung in Polen schon genannt werden können. Und die ikonographisch so interessante Darstellung des hl. Augustinus mit dem Attributstier des Evangelisten Johannes, dem Adler, wäre doppelt wichtig, weil sich nämlich das direkte Vorbild für die in Abb. 158 vorgestellte Plastik in der polnischen Kirchenkunst nachweisen läßt und einem einschlägig bewanderten Besucher möglicherweise aufgefallen wäre, einschließlich der vom Schnitzer typischerweise nicht verstandenen Spruchbänder (siehe „Sztuka sakralna w Polsce, malarstwo“ = Sakrale Kunst in Polen, Malerei, Kraków 1958).

Alles in allem genommen: Wir besitzen nun ein handliches Hilfsmittel bei Reisen und Museumsbesuchen im weitesten Sinne unter Zielsetzung volkskundlicher Studien, das ohne Zweifel eine bisher klaffende Lücke schließt; ein volkskundliches Atlantenwerk im international wissenschaftlich anerkannten Sinne ist es nicht.

Emil Schneeweis

Österreichischer Volkskundeatlas. Unter dem Patronat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, hg. von der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich. Geleitet von Richard Wolfram und Ingrid Kretschmer. Kartenlieferung 6 (2. Teil) (Schlußlieferung). 1979.

dasselbe, Kommentar. Herausgegeben von Richard Wolfram. Drucktechnische Betreuung Ingrid Kretschmer. 6. Lieferung/2. Teil. 1980.

Alles in Kommission bei Verlag Hermann Böhlau Nachf. Ges.m.b.H., Wien-Köln-Graz.

Vor kurzem war hier (ÖZV XXXIV/83, 1980, S. 218 ff.) darauf hinzuweisen, daß das gewaltige Unternehmen des Österreichischen Volkskundeatlas allmählich seinem Abschluß entgegenstrebe. Für den Kartenteil ist dieser Abschluß nun offensichtlich wirklich erfolgt, da die vorliegende 6. Lieferung/2. Teil als „Schlußlieferung“ bezeichnet wird. Für den Kommentar ist dies noch nicht erfolgt, da soll eine Lieferung noch nachfolgen. Dann darf hier wieder auf den großen hier geleisteten Arbeitsaufwand hingewiesen werden, mit besonderem Hinweis darauf, daß der Herausgeber, Richard Wolfram, im 80. Lebensjahr steht.

Die Schlußlieferung des Kartenteiles bringt 103: Dreschen – Formen des Dreschflegels; 104: Dreschen – Austreten durch Tiere; 105: Morgenmahlzeiten – Flüssige Speisen; 106: Morgenmahlzeiten – Feste Speisen; 107: Jahresbrauchtum der Osterzeit; 108: Almbrauchtum I; 109: Almbrauchtum II; 110: Almbrauchtum III; 112: Bezeichnungen für Perchtengestalten in Brauch, Volksglaube und Erzählung; 113: Perchtenge-

stalten in Volksglaube und Volkserzählung; 114: Perchtengestalten im Brauchtum; 115: Sagen von den Wildleuten; 116: Die bedeutendsten Wallfahrtsorte Österreichs und Südtirols. Zu diesen Karten sind die Kommentare zum Teil schon in der letzten, zum Teil auch in der jetzt vorliegenden Lieferung des Gesamtwerkes erschienen.

Dementsprechend mustert man das Inhaltsverzeichnis des vorliegenden Kommentarbandes mit besonderem Interesse und darin nun wieder hier nicht oder nicht mehr erwartete Kommentare. Zunächst die „Historischen Gehöftformen“ von Elisabeth Tomasi (136 Seiten und 32 Abbildungen auf Tafeln); „Der Grasrechen (Heurechen) in Österreich“ von Oskar Moser; die „Morgenmahlzeiten werktags im Sommer vor dem Ersten Weltkrieg“ von Edith Hörandner (88 Seiten); „Bloch- und Pflugziehen“ von Sepp Walter; „Formen des Palmbuschen“ von Monika Habersohn, und „Ratscherbrauchtum“ von derselben Bearbeiterin, beide Artikel unter dem Obertitel „Jahresbrauchtum der Osterzeit“ zusammengefaßt; schließlich „Percht und Perchtengestalten“ von Richard Wolfram (122 Seiten, 30 Abbildungen auf Tafeln).

Davon sind einige Artikel sehr genau auf das Atlasmaterial bezogen und auf den Umfang eines Kartenkommentares eingestellt, also etwa Oskar Mosers „Heurechen“ oder Monika Habersohns Osterbrauchartikel, bei den man auch den letzten Anhang „Ratschersprüche“ gern zur Kenntnis nehmen wird. Die „Morgenmahlzeiten“ von Edith Hörandner schließen eng an die derzeit stark geförderte Speisenvolkskunde an. Ein Blick auf die dazugehörige Karte „Morgenmahlzeit – Feste Speisen (ohne Brot, Erdäpfel und Bohnen) werktags im Sommer vor dem Ersten Weltkrieg“ zeigt, daß man sich einsichtigerweise hier entschlossen hat, doch über das sonst verwendete System der Punktekarte hinauszugehen, und die aus den Einsendungen ersichtlichen Ortspunkte in entsprechende Verbreitungsflächen einzuzichnen. Sepp Walter hat sein „Bloch- und Pflugziehen“, ein ihm wohlvertrautes Thema, eher etwas individuell behandelt. Der versuchte Ausgriff zur Rechtsgeschichte, zum „Einsatz im Rechtsbrauch“, wird wohl diskutiert werden müssen.

Über normale Atlaskarten-Kommentare gehen die beiden Arbeiten über den Gehöftbau und über das Perchtenwesen hinaus. Schon vom Umfang her sind es ja eigentlich kleine Bücher, und wären, als solche vorgelegt, wohl auch praktischer zu handhaben. Dennoch wird man den „Historischen Gehöftformen“ von Elisabeth Tomasi gern bescheinigen, daß hier mit großer Sorgfalt die ganze zugängliche Literatur aufgearbeitet wurde und, was bei deren diversen Differenzen in den verschiedenen forschungsgeschichtlichen Zeiträumen, besonders wichtig erscheint, ein objektives Bild zu zeichnen versucht wurde. Die Bauernhausforschung hat hier sicherlich einen sehr praktikablen Leitfaden, sowohl für die landschaftliche Bestimmung wie für eine objektive und exakte Terminologie erhalten.

Die Monographie von Richard Wolfram über die „Perchten“ versucht das schwierige, schon vielfach behandelte, Gebiet so gegliedert wie möglich aufzuschließen. Manche Kapitel wie „Christliche Umdeutungsversuche“ wird man nach wie vor mit einer gewissen Skepsis beurteilen: Die Atlas-Befragung hat ja dafür nichts ergeben, da war und ist alles Interpretation. Aber da auf diesem Gebiet nicht nur Interpretation, sondern auch Spekulation gedeiht, wie das Büchlein über das „Klaubaufgehen“ von Otto Koenig wieder bewiesen hat, muß eben vieles offenbleiben. Wolframs Kritik an Koenig (S. 120 ff.) zeigt, daß die Forschung hier gewiß nicht stehenbleiben kann. Wie gesagt, ein

eigenes Buch wäre besser gewesen; aber man ist selbstverständlich auch für das große Kommentarkapitel dankbar.

Abschließend nur ein Wort zu den Atlas-Unternehmungen: Es haben sich in letzter Zeit Stimmen erhoben, welche ein Nähertreten der Völkerkunde an die Volkskunde im Hochschulbereich kritisch bemerken wollten. Nun, zumindest für die Wiener Verhältnisse darf man doch wohl sagen, daß es sich von Anfang an um ein nahes Verhältnis des Gebens und Nehmens gehandelt hat, wir sind der Völkerkunde nie so fern gestanden, wie dies offenbar anderswo der Fall ist, wo die Volkskunde doch immer noch ein Anhängsel an die Germanistik darstellt. Und deshalb können wir auch mit Interesse feststellen, daß die Völkerkunde sich unter Umständen sehr wohl sachlich von der Volkskunde anregen läßt. Nach den Jahrzehnten der Arbeit an den Volkskunde-Atlanten zeigen sich nun auch Bestrebungen, außerhalb Europas Atlas-Unternehmungen vorzubereiten. In unserem engeren Umkreis ist hier also auf den Plan eines Atlas-Unternehmens für die arabische Welt hinzuweisen, das Walter Dostal in die Wege leitet. Das neueste „Bulletin of the International Committee on urgent Anthropological and Ethnological research“, das von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften gefördert wird, hat als Nr. 22 (Wien 1980) einen „Questionnaire in the Near East“ (in Arabisch, Englisch, Türkisch und Deutsch) herausgebracht (109 Seiten, zu beziehen durch „The Committees Secretariat“ c/o Institut für Völkerkunde, Wien 1, Universitätsstraße 7), der nun zeigt, wie man dieses Unternehmen fürs erste angehen will. Die völlig von den europäischen Umständen verschiedenen Verhältnisse bedingen selbstverständlich andere Fragen und werden andere Antworten erbringen. Aber die feine Berührungslinie von Völkerkunde und Volkskunde ist nun doch gerade in diesem Fall zu erkennen.

Leopold Schmidt

Anzeigen/Einlauf 1976–1980

Volksmusik, Volksmusikinstrumente, Volkslied.

(Ab Inv.-Nr.: 24.090 SA, Oktober 1976)

Erstellt von Klaus Gottschall

Joachim Angerer, Klösterliches Musikleben unter besonderer Berücksichtigung der Einflüsse der Melker Reform.

SA aus: Internationaler Kongreß: Klösterliche Sachkultur des Spätmittelalters; vom 18.–21. September 1978 in Krems. Hektogr. 25.456/7 SA

Günter Antesberger (Hg.), Aus dem Spielgut des Benno Hölbling. In: Volksmusik aus Kärnten, hg. v. Kärntner Volksliedwerk, Klagenfurt o. J., 15 S., Noten.

24.909 L

Derselbe, Aus dem Spielgut des Franz Sobro. In: Volksmusik aus Kärnten, hg. v. Kärntner Volksliedwerk, Klagenfurt o. J., 18 S., Noten.

24.910 L

Manfred Arndorfer, Bänkelsang und Moritaten. 179. Wechelausstellung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek, Februar–Mai 1977, 23 S., Vervielf.

24.420 FM-Ö (Wien)

Kurt Becher, Die Freiheit der Volksmusik ist in Gefahr. Gedanken zu einem brennenden Problem. SA aus: „Schönere Heimat.“ Zeitschrift des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege e. V., 65. Jg., München 1976, Heft 1, 16 S. 26.123 SA

Klaus Beitzl, Sonderausstellung „Volksmusikinstrumente. Neuerwerbung der Sammlung Georg Kotek“. Presseinformation vom 24. September 1979, 3 S., Xerox. 26.198 SA

Derselbe, Volksmusikinstrumente im österreichischen Museum für Volkskunde. SA aus: Österreichische Ärztezeitung (Kultur im Zeitgeschehen), 34. Jg., Heft 21, 10. November 1979, S. 1.306–1.307, 3 Abb. 26.479 SA

Derselbe und Franz J. Grieshofer, Volksmusikinstrumente. Neuerwerbung der Sammlung Georg Kotek. Österreichisches Museum für Volkskunde, Ausstellung und Katalog von –, mit weiteren Katalogbeiträgen von Leopold Schmidt, Karl M. Klier und Beatrix Hain, Walter Deutsch, Gerlinde Haid, Sepp Gmasz und Ernst Spirk. Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien, Wien 1979, 56 S., Abb. auf XII Taf. 26.054 Kat.

Bericht über das 9. Seminar für Volksmusikforschung: Die musikalische Volkskultur der Steiermark von Walter Deutsch. Institut für Volksmusikforschung Wien/Leibnitz 1973, 15 S., Maschinsript.

Bericht über das 10. Seminar für Volksmusikforschung: Die musikalische Volkskultur in Oberösterreich. 7. bis 12. Oktober 1974 in Schloß Puchberg/Wels von Gerlinde Haid. Wien 1974, 12 S. Maschinsript. Dazu:

Franz Eibner, Entwurf zur Definition und Abgrenzung des Begriffes Volksmusik. Wien 1974, 5 S.

Bericht über die 5. Sitzung der Studiengruppe für die Systematisierung von Volksweisen in Bled, Jugoslawien vom 13. bis 18. April 1971, Hg. v. Walter Deutsch, Institut für Volksmusikforschung, Wien 1974, 62 S., Maschinsript. 24.664 SA

Rolf W. Brednich, (Hg.), Erotische Lieder aus 500 Jahren. Texte mit Noten und Begleit-Akkorden. (= Fischer Taschenbuch Verlag) Frankfurt am Main 1979, 127 S., Illustrationen. 25.935 L

Rolf W. Brednich, Programmheft: Festival deutsches Volkslied 1977, Freiburg im Breisgau, 22.–24. April 1977, Deutsches Volksliedarchiv, Freiburg im Breisgau 1977, 52 S., Abb. 24.462 FM-A (Freiburg i. Br.)

Cesar Bresgen und Wilhelm Keller (Hg.), „... die Liab ist übergroß!“ Weihnacht im Salzburger Volkslied. 119 Lieder aus allen Gauen des Landes. Im Auftrag des Salzburger Volksliedwerkes hg. von –, unter Mitarbeit von Harald Dengg, Walter Deutsch und Ingo Reiffenstein. Musikverlag Emil Katzbichler, München 1979, 173 S., Noten. 26.446 L

Derselbe, Michael Korth (Hg.), Europäische Liebeslieder aus acht Jahrhunderten, in Originalsprache und Übertragungen mit den dazugehörigen Melodien, Heimeran, München 1978, 360 S., Noten, Abb. 25.191 N

Renate Brockpähler, Brummtopf und Brummtopflieder in Westfalen. Der „Fuckepott“ – nicht nur eine Dampfmaschine, sondern auch ein Volksmusikinstrument. SA aus: Unser Bocholt, Heft 2/78, S. 20–28, Abb. 25.360 SA

Dieselbe, „Hirtenstücke“ für Orgel im Weihnachtsbrauchtum von Westfalen. SA aus: *Studia instrumentorum musicae popularis V*, Musikhistoriska museet Stockholm 1977, S. 61–70, Noten. 25.367 SA

Dieselbe, 40 Jahre Westfälisches Volksliedarchiv 1927–1967. SA aus: *Jahrbuch für Volksliedforschung*, i. A. des Deutschen Volksliedarchivs hg. v. Rolf Wilh. Brednich, 13. Jg., Walter de Gruyter & Co., Berlin 1968, S. 175–180. 25.365 SA

Dieselbe, „Der alte Zimmermann“. Ein Lied aus Olpe (Westf.) im Spiegel der deutsch-österreichischen Überlieferungen, Teil I. SA aus: *Jahrbuch für Volksliedforschung*, Im Auftrag des Deutschen Volksliedarchivs, hg. v. Rolf W. Brednich, 20. Jg., Erich Schmidt Verlag, Berlin 1975, S. 86–132, Noten. 25.363 SA

Dieselbe, wie oben, Teil II, SA aus: *Jahrbuch für Volksliedforschung*, 21. Jg., Berlin 1976, S. 87–107, Noten. 25.364 SA

Burkhard Busse, Der deutsche Schlager. Eine Untersuchung zur Produktion, Distribution und Rezeption von Trivialliteratur. In: *Schwerpunkte Germanistik*. Akademische Verlagsgesellschaft, Athenaion, Wiesbaden 1976, 115 S. 24.991 N

Chants de Soldats, publiés sous les auspices de l'Etat-Major général; vieilles chansons du pays romand, éditée par la société suisse des traditions populaires, 1er cahier, Foetisch Frères S. A., Lausanne 1917, 63 S., Noten. 25.637 L

Harald Dengg (Hg.), Auf, auf, ihr Hirten. Salzburger Weihnachtslieder für vier Bläser. Satz: Sepp Neumayr. Volkslied und Volksmusik im Lande Salzburg. Hg. v. d. Salzburger Heimatpflege und dem Salzburger Blasmusikverband. 16 Notenblätter in Umschlag. 25.876 L

Hermann Derschmidt (Hg.), Unsere Jodler. Eigenverlag, o. O. 1958, 109 S., Illustrationen, Noten. 25.963/1 L

Derselbe, (Hg.), Unsere Jodler. Der andere Teil. Eigenverlag, o. O. 1979, S. 111–139, III, Illustrationen, Noten, Vorwort. 25.963/2 L

Walter Deutsch, Manfred Schneider (Hg.), Beiträge zur Volksmusik in Tirol. Innsbruck 1978, Festschrift für Walter Salmen, 204 S., Abb. 24.947 N

Derselbe, Zusammenfassender Bericht über die kulturelle Situation in Kremsmünster OÖ., mit besonderer Berücksichtigung der Musik (Zweite Fassung), erstellt im Institut für Volksmusikforschung der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien, Wien 1979, 48 S. 25.735 SA

Derselbe und Sepp Gmasz (Hg.), Feldforschung in Österreich. Ein bibliographischer Entwurf. Institut für Volksmusikforschung – Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien, Wien Sept. 1979, 110 S., Photokopie. 26.055 Bibl.

Derselbe, Das alpenländische Liederbuch. Scherenschnitte von Helga Lauth. Graphische Gestaltung von Haimo Lauth. Verlag Kremayr & Scheriau, Wien 1979, 265 S. Illustrationen. 26.150 L

Franz Wilhelm Freiherr von Ditzfurth (Hg.), Fränkische Volkslieder mit ihren zweistimmigen Weisen, wie sie vom Volke gesungen werden, aus dem Munde des Volkes selbst gesammelt und herausgegeben von –. Weltliche Lieder, Echter Verlag, Würzburg 1978, 310 S., Noten. 25.961 N

Harald Dreö, Volkstänze aus dem Burgenland. Ein Buch für alle Freunde des Volkstanzes. Burgenländisches Volksliedwerk, Eisenstadt 1977, 72 S., Notenteil mit 32 Melodien. 24.994 N

Brigitte Geiser, Das Alphorn in der Schweiz. Verlag Paul Haupt, Bern 1976, 36 S., 37 Abb., Porträts und Noten. (= Schweizer Heimatbücher, Nr. 177/178). 24.288 N

Brigitte Geiser, Die Zithern der Schweiz. In: Glareana. Nachrichten der Gesellschaft der Freunde alter Musikinstrumente. 23. Jg., Nr. 4, Zürich 1974, S. 43–87, 2 Bildtaf. 24.652 SA

Hartmann Goertz, Gerlinde Haid, Die schönsten Lieder Österreichs. Ueberreuter, Wien 1979, 272 S., Illustrationen, Noten. 25.905 L

Gerlinde Haid, Zur Methodologie volksmusikalischer Feldforschung in Österreich. SA aus: Das Schallarchiv Nr. 5, (Wien) April 1979, S. 14–28. 26.472 SA

Dieselbe, Ausstellung über volksmusikalische Feldforschung in Österreich. Österreichisches Volksliedwerk – Zentralarchiv. Anlässlich der Enquete des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst „Bildungs- und Kulturarbeit heute“ im Dezember 1978 in Wien, zusammengestellt von –, 4 Blatt Photokopien. 26.503 SA

Anton Hofer, Niederösterreichisches Volksliedersingbuch. Nö. Volksliedwerk; Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst, Wien 1975, 120 S., Noten. 24.516 L

Everhard Jans, Het Midwinterhoorn Blazen. Twents-Gelderse Uitgeverij Witkam b. v., Enschede 1977, 83 S., Abb., Karten. 26.408 N

Fritz Jöde, Die Melodika. Drei Aufsätze und ein Vortrag. Hohner Verlag, Trossingen 1965, 51 S. 24.148 N

Derselbe u. a., Volkstümliche Musikinstrumente in der Schule. Die Schulwarte. Monatsschrift für Unterricht und Erziehung. 18. Jg., 1965, Heft 1. Verlag Landesanstalt für Erziehung und Unterricht, Stuttgart 1965, 84 S., Abb. 24.147 N

Johannes Künzig, Waltraud Werner, Aus dem Liedgut des dobrudschadeutschen „Singers“ Paul Ruscheinski; authentische Tonaufnahmen 1956–1973 von –, Melodie Transkriptionen und Kommentare: Gottfried Habenicht. Rombach & Co., Freiburg i. Br. 1977, 124 S., Noten, Abb., 3 Schallplatten. (= Quellen deutscher Volkskunde, Bd. 6., Veröffentlichungen aus dem Volkskunde-Tonarchiv, Freiburg i. Br.) 25.647 N

Derselbe, Waltraud Werner-Künzig, Volkslieder aus Deutsch-Mokra, einer Waldarbeitersiedlung in der Karpathen-Ukraine. Authentische Tonaufnahmen 1956–1976 von –. Hg. in Zusammenarbeit mit Gottfried Habenicht (= Quellen deutscher Volkskunde), Veröffentlichungen aus dem Volkskunde-Tonarchiv, Freiburg i. Br. 1978, 158 S., Noten, Abb., 4 Schallplatten. 25.648 N

Richard D. Leppert, The theme of music in Flemish paintings of the seventeenth century. Musikverlag Erich Katzschler, München-Salzburg 1977, 288 S. 25.762/1 N

Derselbe, The theme of music in Flemish paintings of the seventeenth century.

Musikverlag Emil Katznbichler, München 1977, 218 S., CXXXI Taf. (= Musik und Musiker im Bild. Ikonologische Studien. Hg. v. Walter Salmen, Bd. I). 25.762/2 N

Alfons Maissen, Werner Wehrli (Hg.), Canzuns della Consolaziun – Geistliche Volkslieder aus romanisch Bünden; Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Helbing & Lichtenhahn, Basel 1942, 106 S., Noten, Textillustrationen. 25.636 L

Michael Martischinig, Vom Schleunigentanzen, Ländlerstrampfen, Gstanzlsingen und Nachpaschn. SA aus: Merian, Heft 1, 1978 („Salzkammergut“), S. 80–81, Abb. 25.133 SA

John Henry van der Meer, Brigitte Geiser, Karl-Heinz Schickhaus, Das Hackbrett – ein alpenländisches Musikinstrument. Schläpfer & Co. AG., Herisau/Trogen 1975, 72 S., Abb. z. T. farbig. 25.315 N

Erwin Mehl, Was ist der „Rummeltopf“ der „Halloren“? SA aus: Wiener Sprachblätter, 28. Jg., Heft 1 vom 15. Feb. 1978, S. 4. 24.985 SA

Georg Mester, Kinderlieder, Sprüche und Spiele der Deutschen in Elek. SA aus: Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen. Budapest 1975, S. 165–212, Notenbeispiele. 26.048 SA

Achille Millien, J.-G. Penavaire, Georges Delarue, Chansons populaires du Nivernais et du Morvan. In: Documents d'Ethnologie regionale, Verlag Centre Alpin et Rhodanien d'Ethnologie, Grenoble 1977, 537 S., Abb. 24.878 V/1 N

Kazimierz Molinowski (Hg.), Music in the museum (Material concerning the CECA Conference Warszawa–Toruń–Poznań, 6–12 October 1975). Hg. v. Polish national committee of ICOM, Poznań–Warsaw 1976, 172 S. (= Materials to Museum Theory and Practice, Vol. VIII). 24.527 N

Dietz-Rüdiger Moser, Liedimmanenz und Brauchgeschichte. Beiträge zur Frühgeschichte des Sternsingens. SA aus: Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971–1973, S. 105–139, Noten, 1 Notenbeilage. 26.220 SA

Erwin Niederwieser, Kulturtage 77 – Europäische Volksmusik zu Gast in Tirol. Hg. v. Österreichischen Gewerkschaftsbund für Tirol, Innsbruck 1977, unpag., (28 S.) 25.306 N

Rico Peter, Ländlermusik. Die amüsante und spannende Geschichte der Schweizer Ländlermusik. AT-Verlag; Aarau, Stuttgart 1978, 383 S., Abb. teils farb. 25.756 N

Franz Peterlechner, Stille Nacht, heilige Nacht. Die Geschichte eines Volksliedes von –, (Landesverein für Heimatschutz in Oberösterreich), Verlag Qu. Haslinger, Linz o. J., Mit 36 (I) und 18 (II) Beilagen in zwei Kuverts. 26.155 N

Leander Petzoldt (Hg.), Die freudlose Muse. Texte, Lieder und Bilder zum historischen Bänkelsang, J. B. Metzler, Stuttgart 1978, 253 S., Abb. 25.193 N

Polyhymnia. Deutsche Chorvereinigung, Villa Ballester, Mazzini 369, Argentinien. 25.221 Z

Helmut Prasch, Klang- und Lärmgeräte. Katalog zur Sonderschau im Parkschlößl, Bezirksheimatmuseum Spittal an der Drau, 1978, 52 S., Abb. 25.251 FM-Ö (Spitt./Dr.)

O. A. Pravdjuk, Ukrainiska musitschna folkloristika. Akademia nauk ukrainskoi RSR. Institut mistetstvovnavstva, folkloru ta etnografii im M. T. Ril'skogo. Kiev „Naukova Dumka“ 1978, 328 S., Abb., Noten. 26.219 N

Emil Rameis, Die österreichische Militärmusik – von ihren Anfängen bis zum Jahre 1918. Ergänzt und bearbeitet von Eugen Brixel. Hans Schneider, Tutzing 1976, 208 S., 19 Abb., (= Alta musica, Bd. 2). 24.716 N

Arthur Rossat, Edgar Piguet, Noël/Bon-Ans. Chansons de Maïentzes, Société Suisse des traditions populaires, Basel 1926, 66 S., Noten. 25.638 L

Wolfgang Suppan, Alois Mauerhofer (Hg.), Historische Volksmusikforschung, Kongreßbericht Seggau 1977, Referate der 5. Sitzung der Studiengruppe zur Erforschung und Edition historischer Volksmusikquellen, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz 1978, 241 S., Abb., Skizzen. (= Musikethnologische Sammelbände, hg. v. Wolfgang Suppan, Institut für Musikethnologie an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Graz. Band 2, Historische Volksmusikforschung) 25.634/2 N

Max Haager, Die instrumentale Volksmusik im Salzkammergut, wie oben, 1979, 136 S., Noten. 25.634/3 N

Das Schallarchiv. Informationsblatt der Arbeitsgemeinschaft Österreichischer Schallarchive. Hg. v. d. Arbeitsgemeinschaft Österreichischer Schallarchive, Wien 1977. 24.603 Z

Wilhelm Schepping, Die Wettener Liederhandschrift und ihre Beziehungen zu den niederländischen Cantiones Natalitiae des 17. Jahrhunderts. Musikverlage Hans Gerig, Köln 1978, 222 S., Noten. (= Musikalische Volkskunde. Materialien und Analysen. Schriftenreihe des Instituts für Musikalische Volkskunde an der Pädagogischen Hochschule Rheinland/Abteilung Neuß. Hg. v. Ernst Klusen, Bd. VII). 26.451 N

Georg Scherer (Hg.), Deutsche Studentenlieder. Illustriert von Franz Pocci und Ludwig Richter. Mit einem Vorwort von Rolf Wilh. Brednich. Edition Olms, Zürich 1978 (Reprint der Ausgabe von 1856), 170 S. 26.060 L

Leopold Schmidt, Vom „Bauernlied“ zum „Volkslied“. Aus dem Zeitraum von 1779–1819 (S. 865–871) und: Lieder für den Landmann. Ein Kapitel Aufklärung und Volkslied (S. 873–890). SA aus: Die österreichische Literatur. Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830). Hg. v. Herbert Zeman, Teil 1, Die österreichische Literatur. Eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung. In Zusammenarbeit mit dem Institut für Österreichische Kulturgeschichte. Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz 1979, S. 865–890. 26.444 SA

Derselbe, Joseph Haydn, Volksgesang und Volkslied. SA aus: Jahrbuch für Österreichische Kulturgeschichte, VI. Band, Eisenstadt 1976, S. 25–33. 24.458 SA

Derselbe, Barocke Legendenlieder aus Österreich. SA aus: Jahrbuch des österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 22, Wien 1973, 4 Abb. 26.166 SA

Derselbe, Musikanten in Tiroler Weihnachtskrippen. SA aus: Das Fenster. Tiroler Kulturzeitschrift 19/1976. Innsbruck. S. 1.926–1.933, 8 Abb. 24.177 SA

Eingegangene Schriften (1978). SA aus: Jahrbuch für Volksliedforschung, Im

Auftrag des deutschen Volksliedarchivs hg. v. Rolf Wilh. Brednich. Dreiundzwanzigster Jahrgang, Erich Schmidt Verlag, Berlin 1978, S. 241–244 (246). 26.459 SA

Wiegand Stief, „Bänkelsang“ im Bayerischen Wald anno 1976. SA aus: Jahrbuch für Volksliedforschung, Berlin 1977 (22. Jg.), S. 95–101, Noten. 26.370 SA

Derselbe, Die Melodien des Minnesangs als Spiegel verschollener Volkslieder? In: *Studia musicologica academiae scientiarum Hungaricae* 15, S. 245–265, Noten. Ohne weitere Angaben. 26.369 SA

Derselbe, Rezension zu: Edward Lee, *Music of the people*. SA aus: *Jazzforschung – Jazzresearch*. Universal Edition, Graz 1970, S. 184–185. 26.365 SA

Derselbe, Rezension zu: Ernst Klusen. *Das Volkslied im niederrheinischen Dorf*. SA aus: *Jahrbuch für Volksliedforschung*, Berlin 1972, 17. Jg., S. 225–226. 26.361 SA

Derselbe, Rezension zu: Ernst Schade, Ludwig Erks kritische Liedersammlung und sein „Volkslied“-Begriff. SA aus: *Jahrbuch für Volksliedforschung*, Berlin 1973, 18. Jg., S. 117–119. 26.356 SA

Derselbe, Rezension zu: Franz Magnus Böhme, *Volkstümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert*. SA aus: *Jahrbuch für Volksliedforschung*, Berlin 1971, 16. Jg., S. 188. 26.364 SA

Derselbe, Rezension zu: Hartmut Braun, *Was die Pfälzer in der Welt singen*. SA aus: *Hessische Blätter für Volkskunde*, Bd. 62/63, 1971/72. S. 170–171. 26.362 SA

Derselbe, Rezension zu: János Manga, *Ungarische Volkslieder und Volksmusikinstrumente*. SA aus: *Die Musikforschung*, Bärenreiter Verlag, Kassel 1971, 25. Jg., Heft 2, unpag. 26.363 SA

Derselbe, Rezensionen zu: Aus dem geistlichen Liedgut des Dobrudschadeutschen Paul Ruscheinski (S. 201); „Ossre Nobbers Pitter“, *Lieder vom Niederrhein* (S. 201–202); „Dullemajik“, *Letzebuenger Volleksmusek* (S. 202–203). SA aus: *Jahrbuch für Volksliedforschung*, Berlin 1977, 22. Jg., S. 201–203. 26.360 SA

Derselbe, Rezension zu: *Musik in den Erkelenzer Landen*. Unter Mitarbeit von Michael Hartung u. a. SA aus: *Jahrbuch für Volksliedforschung*, Berlin 1974, 19. Jg., S. 178–180. 26.357 SA

Derselbe, Strukturelemente der hessischen Volkslieder. Inaugural-Dissertation, Berlin 1970, 130 S., (Phil. Fak.) 26.366 Diss.

Derselbe, Textinhalt, Sänger und Singgelegenheit im hessischen Volkslied. SA aus: *Hessische Blätter für Volkskunde*, Bd. 62/63, 1971–72, S. 31–46. 26.367 SA

Derselbe, Wie weit läßt sich der Tougenhort-Leich in der Ausgabe der Colmarer Liederhandschrift Runge reparieren? Kritik einer halbkritischen Ausgabe. SA aus: *Musikethnologische Sammelbände* 2, *Historische Volksmusikforschung*, Graz 1978, S. 191–219, Noten. 26.371 SA

Derselbe, *Das Wallfahrtsliederrepertoire eines Egerländer Sängers*. Zur Über-

schneidung von Variante, Kontamination und Ähnlichkeit. SA aus: Jahrbuch für Ostdeutsche Volkskunde, Marburg 1972, Bd. 15, S. 222–272, Noten. 26.368 SA

Gerhard Stradner, Die Musikinstrumente der Bauernkriege. SA aus: Oö. Heimatblätter, Linz, Jg. 30/1976, S. 54–57. 25.146 SA

Derselbe, Die Musikinstrumente im Steiermärkischen Landeszeughaus in Graz. SA aus: Nr. 6 der Veröffentlichungen des Landeszeughauses, Graz 1976, S. 7–36. 25.147 SA

Derselbe, Volksmusikinstrumente in steirischen Sammlungen. SA aus: Musik-ethnologische Sammelbände 1. Vorträge Graz und Seggau 1973–1977, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz o. J., S. 140–148. 25.148 SA

Peter Stürz, Die Wallfahrtslieder von Maria Weißenstein. Ein Beitrag zur musikalischen Volkskultur in Südtirol. In: Walter Deutsch/Manfred Schneider (Hg.): Beiträge zur Volksmusik in Tirol, Innsbruck 1978, S. 43–60. 24.975 SA

Jacques Urbain, La chanson populaire en Suisse romande, 1, Fribourg, Genève, Jura, Neuchâtel, Valais, Vaud; Edition revue musicale de Suisse romande et les éditions de la Thière, Yverdon (Suisse), diffusion Payot, Lausanne 1977, 405 S., Noten.
Bd. II: Lausanne 1978, 502 S., Noten. 25.749/1 + 2 N

László Vikár, Gábor Bereczki, Chuvash Folksongs, Akadémiai Kiadó, Budapest 1979, 577 S., Abb. 25.641 N

Katharina Wild, Regine Metzler, Hoppe, hoppe Reiter. (Reime, Lieder und Spiele aus der Baranya). Lehrbuchverlag, Budapest 1979, 174 S., Illustr., Noten. 26.378 N

Hans Christoph Worbs (Hg.), Das große Buch vom deutschen Volkslied. Mit Illustrationen von Elfriede Weidenhaus. Fackelträger Verlag Schmidt-Küster GmbH., Hannover o. J., 380 S., Illustr., Noten. 26.384 L

Johann Rudolf Wyss (Hg.), Schweizer Kühreihen und Volkslieder. Ranz des vaches et chansons nationales de la Suisse. Mit einem ganzseitigen gestochenen Frontispiz von F. Hegi und zahlreichen Vignetten von G. Lory, F. N. König und J. J. Burgdorfer. Reprint nach der vierten, vermehrten und verbesserten Ausgabe, erschienen bei J. J. Burgdorfer, Bern 1826. Neu herausgegeben von René Simmen mit einem Kommentar von Brigitte Bachmann-Geiser. Atlantis Verlag, Zürich 1979, 157 S., Abb., Illustr., Noten. 26.411 N

Othmar K. M. Zaubek, 30 Jahre Blasmusik der Pfarre Kagan. 1947–1977, Eigenverlag, Wien 1977, 86 S., Abb. 24.551 N

Derselbe, 50 Jahre Arbeitermusikverein Tribuswinkel. Streiflichter aus Geschichte und Gegenwart. Im Eigenverlag d. AMV., Tribuswinkel 1977, 110 S., Photokopie. 24.550 N

Derselbe, 50 Jahre Musikverein St. Marx–Wien 1926–1976 (Lohnschlächter-Kapelle), Hg. v. Musikverein St. Marx, Wien 1977, 40 S., Abb. 24.433 N

Helmut Zeraschi, Drehorgeln. Hallwag, Bern 1979 (DDR 1976), 251 S., Abb. teils farbig, Illustr., Noten. 25.901 N

Ein Bild der „Bercht“ um 1800

Von Friedrich Wilhelm Singer

(Mit 3 Abbildungen)

Die Welt der geschnitzten volkstümlichen Gebäckmodel umfaßt in lange überlieferter und abgewandelter Fülle einen ganzen Bilderkosmos.¹⁾ Auf rund fünfzig derartigen Holzplatten mit manchmal bis zu hundert figürlichen und szenischen Einzeldarstellungen im Fichtelgebirgsmuseum in Wunsiedel²⁾ findet sich auch ein Motiv, von dem bisher kein vergleichbares Gegenstück aus anderen Sammlungen bekannt ist. In seiner Seltenheit steht es abseits der landläufigen Thematik.

Da sieht man einen gefesselten Mann in der für ihn zu kurzen Mulde einer Häckselbank³⁾ liegen. Sein überhängender Körper versucht, sich aufzubäumen. Man erkennt die aufgekrepelten

¹⁾ Richard und Klaus Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 3. Aufl., Stuttgart 1974, S. 254, 259, brachten ca. 30 Titel Literatur über Gebäckmodel und Gebädbrote.

²⁾ Einen umfänglich erläuterten Katalog über Gebäckmodel im Fichtelgebirgsmuseum Wunsiedel stellte Martina Richter zur 1. Prüfung für das Lehramt an Volksschulen im Fachgebiet Landes- und Volkskunde (Fach-Vertreter: Prof. Dr. Joachim Kröll) an der Universität Bayreuth 1981/I zusammen. – Der Museums-Leiterin, Frau Dr. Renate Lotz, gebührt Dank, daß sie den hier besprochenen Model, Inv.-Nr. 3507, zugänglich machte.

³⁾ Dieses Gerät, mit dem Stroh zu Häcksel, Häckerling oder Gesott geschnitten wird, heißt im Fichtelgebirge (wie auch bei Schmeller, Bayer. Wörterbuch, I, 1094) gewöhnlich „Halmbank“. Im Modelbild erscheint es ohne das sonst übliche sensenblattförmige Messer. Über die Bedeutung des Schnittstrohs in der hier vorgeführten Szene vgl. Anm. 13.

Ärmel seines Hemds, ein ärmelloses Obergewand und auf dem Rücken überkreuzte, an einem Gürtel befestigte Hosenträger. Bauch und Beine des Mannes erscheinen unbekleidet. Unter seinem Kopf steht auf dem gedielten Boden eine hohe Schüssel, aus der ein Stiel herausragt.

Neben den Füßen des Mannes duckt sich ein seltsames Tier. Da es sich ganz von vorn zeigt, ist deutlich sein dreieckiger Kopf mit kleinen, spitzigen Ohren zu sehen. Vor den tiefliegenden Augen entspringt eine sich verjüngende Schnauze. Den Hals umgibt eine wulstige Mähne. Das Fell seines breiten Oberkörpers ist zottig. Solchergestalt könnte es ein Fuchs oder Wolf⁴⁾ sein, wenn nicht zu beiden Seiten des buschigen Schwanzes zwei dünne, gespreizte Ziegenbeine zum Vorschein kämen. Das merkwürdige Wesen ist demnach zwiegestaltig: halb Fuchs oder Wolf, halb Geiß oder Bock. Es ist nicht zu übersehen, daß das Tier mit seinem (im geschnitzten Bild) linken Vorderfuß über dem Bauch des Mannes eine große Schere angesetzt hat.

Die wunderliche Szene von 5,5x5,0 cm Originalgröße (mitsamt dem umgebenden Rähmchen) zieht im Mittelpunkt einer 32,7x16,5 cm großen Platte aus Nußbaumholz⁵⁾ sofort den Blick auf sich. Sie wird von zwanzig teils gleichgroßen, teils etwas kleineren Bildchen umgeben, die anscheinend zusammenhanglos Menschen und Tiere bei verschiedenen Tätigkeiten zeigen. Auch ein kopfstehender Gaukler und ein bacchantischer Zecher sind dabei. Unter den meist kraftvoll darge-

⁴⁾ Das Tier gehört jedenfalls zur Raubtierfamilie „Hunde“ (Caniden), wofür sich auch Herr Gerhard Zückert an Hand der Abbildung aussprach. Fuchs und Wolf haben im Volksglauben vieles gemeinsam (vgl. Wörterbuch der deutschen Volkskunde – wie Anm. 1 –, S. 242 f., 982 f.). Beiden Tieren kamen auch im Fichtelgebirge dämonische Eigenschaften zu. Mit den Worten, „hie geet der kornwolf“, hatte um 1500 eine Frau aus Weissenstadt einen Mitbürger schwer beleidigt (StdA Wunsiedel, IX/110). Als 1667 in Marktrechwitz ein zum Tor hereingelaufener Fuchs erschlagen wurde, „haben das ihrer viele für ein böses Omen halten wollen“ (Chron. des Bürgermeisters Georg Leopold, Abdruck in: Hermann Braun, Georg Leopolds Haus-Chronik, Bd. 2, Marktrechwitz 1963, S. 243).

⁵⁾ Die 2,9 cm starke Platte wiegt 1200 g. Sie ist, abgesehen von mehreren, bis zu 1 cm Tiefe sondierbaren Wurmlöchern, gut erhalten. Die Ecken sind durch häufigen Gebrauch abgerundet.

stellten Tieren befinden sich ein Eber, ein Elefant, eine Katze, ein Pferd und eine Wildziege. Um dieses Quodlibet zu bereichern, fehlt auch ein Blumenstrauß nicht.

Während die meisten dieser naturalistisch, in feinem Kerbschnitt bis zu 4 mm tief ausgeführten Bildchen für sich selbst sprechen, läßt sich der Sinngehalt des mit emporgekrümmtem Körper in einer Häckselbank liegenden Mannes, der von einem zoologisch nicht existenten Tier mit einer Schere traktiert wird, nicht ohne weiteres erkennen. Wenn man das erregende Geschehen kurz umschreiben will, so hat da offenbar ein mächtiges Mischwesen einen sich vergeblich zur Wehr setzenden Menschen gezwungen, indem es ihn auf ein unbequemes Lager nötigte, an Händen (und Füßen?) fesselte, und sich nun gerade ansieht, dem Hilflösen den Bauch aufzuschneiden. Auch mit dem als Mahlzeit bereitstehenden Brei in der Schüssel⁶⁾ war es dem Mann nicht gelungen, den Unhold zu besänftigen. Nicht einmal die am Gürtel hängende Pistole hatte ihm etwas genützt.

Von Groteskkomik kann hier nicht die Rede sein. Da wird nicht bloß ein schreckhaftes Spiel betrieben. Durch Zwang oder übernatürliche Kraft hat sich das Tier des Menschen bemächtigt. Es hat sein Opfer so in der Gewalt, als wollte es ein Beispiel seiner beherrschenden Macht demonstrieren. Das Werkzeug seines Machtwillens ist die Schere.

Man fragt sich, welche Schuld hat der Mann auf sich geladen, daß er eine solche Folter über sich ergehen lassen muß? Diese Frage bleibt aber ebenso offen wie eine andere: woher der unheimliche Gast gekommen sein könnte. Das ganze Spektakel spielt sich nicht im Freien ab. Wie man aus dem gedielten Boden schließen kann, hat das böse Tier den Menschen in seiner Wohnung heimgesucht.

Dem Unbefangenen erscheint das Bild wie ein traumhaftes Erlebnis. Es ist, als ob ein Augenzeuge eine phantastische Geschichte erzählt. Ereignis oder Erlebnis haben durch die plastische Darstellung geradezu greifbare Form angenommen. Der sensitive Modellschneider war in der Lage, Geschehenes oder Vorgestelltes, dessen Inhalt über das vordergründig Sichtbare hinausgeht, anschaulich wiederzugeben. Er

⁶⁾ Brei war (nach dem Wörterbuch der deutschen Volkskunde – wie Anm. 1-, S. 106 f.) die bevorzugte Opferspeise für Götter, Wind- und Vegetationsdämonen, Haus- und Totengeister. „Der Perchta und den armen Seelen... wird Brei als Futter und Besänftigung gereicht.“ – Über die Fütterung der „Specht“ im fränkischen und oberpfälzischen Gebiet vgl. Anm. 24.



lieferte dabei entweder einen persönlichen Bericht, als ob er diese Peinigung am eigenen Leib erfahren hätte, oder er konnte sich auf eine für ihn so gut wie verbürgte Erzählung berufen. Vielleicht hielt er sich aber auch an ein graphisches Vorbild, das er, unbeeinflusst von aufgeklärten Zweifeln, übernahm. So wirklichkeitsgetreu, wie es dem Volkskünstler gelang, die Figur des unterlegenen Mannes in allen Einzelheiten (z. B. auch mit dem für die Kleidung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts charakteristischen runden Käpplein) darzustellen, so kundig erwies er sich auch, als es darum ging, der Erscheinung und dem Treiben des Unholds ein festgeprägtes Aussehen zu geben.

Der Name des Wesens von zweierlei Gestalt fällt uns Heutigen nicht mehr gleich ein. Es gibt manche vergleichbare Doppelgeschöpfe mit teils harmloseren, teils ähnlich gefährlichen Eigenschaften. Dazu

gehören z. B. das Einhorn, der Vogel Phönix, der Basilisk, der Drache, der Greif. Aus der antiken Mythologie kennt man den Pegasus und die Chimära.⁷⁾ Die Bocksgottheit Pan und der Teufel als Bocksfüßler sind weithin vertraute Gestalten. Speziell gegen Bocksgeister wird schon im Alten Testament zu Felde gezogen.⁸⁾

Ein dämonisches Wesen waltet auch in der eindrucksvollen Szene auf dem Gebäckmodell aus der Wunsiedler Sammlung. Nach Inhalt und Form des Motivs hat man guten Grund, dieses Bild dem Vorstellungskreis der sogenannten Bercht (Percht) zuzuordnen. „Die Percht ist eine vorzugsweise dem bayrischen Sprachgebiet angehörende Erscheinung; sie ist aus Kärnten, aus der Steiermark, aus Ober- und Niederösterreich, Salzburg, Tirol und Bayern, Schwaben, in Ober- und Mittelfranken und aus dem voigtländischen Orlagau wie im Tschechischen bezeugt.“⁹⁾

Mit dieser in weiten mythologischen Zusammenhängen stehenden Schreckgestalt, deren Hauptumgangszeit die Tage vor Weihnachten oder die Zwölf Nächte (nach Weihnachten) waren (und mancherorts noch sind, s.u.), ist vor allem die „Ordnungsfunktion“ des Bauchaufschneidens verbunden. Hans Naumann¹⁰⁾ konnte sich auf Jacob Grimm¹¹⁾ berufen, als er unter dem Stichwort „Bauchaufschlitzen (Gastrotomie)“¹²⁾ schrieb: „Wer am Perchtentag die primitiv-magische Schuld unvorschriftsmäßiger Nahrungsaufnahme auf sich lädt, dem füllt

⁷⁾ Vgl. H. Schade, Dämonen und Monstren, 1962 und H. Mode, Fabeltiere und Dämonen, 1973.

⁸⁾ So z. B. 3. Moses, 17, 7 (zitiert nach Manfred Lurker, Wörterbuch der Symbolik, Stuttgart 1979, S. 110).

⁹⁾ Nach Will-Erich Peuckert, Geheimkulte, Heidelberg 1951, S. 270. – Zu „Bercht“ und „Perchten“ ist im Wörterbuch der deutschen Volkskunde (wie Anm. 1), S. 75 f. und 636, die bis 1974 erschienene hauptsächliche Literatur angegeben. – Vgl. außerdem die in den Anmerkungen weiter unten genannten Autoren.

¹⁰⁾ In: Bächtold-Stäubli (Hg.), Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, I, Berlin–Leipzig 1927, Sp. 937 f.

¹¹⁾ Deutsche Mythologie, 4. Ausg. (Hg. E. H. Meyer), I, Berlin 1875, S. 220 ff., III, Berlin 1878, S. 84 ff. Hier besonders I, S. 226 f.

¹²⁾ Das Kunstwort „Gastrotomie“ eröffnet auch medizinische und medizin-historische Aspekte. Seine Verwendung in der Völkerkunde als Synonym für „Bauchaufschneiden“ erscheint bedenklich. Die erste „Gastrotomie“ als Anliegen

die Dämonin (Bercht) den aufgeschlitzten Buch mit Häckerling¹³) oder Backsteinen an, um ihn dann mit Pflugschar und Eisenkette wieder zuzunähen." Nach Waldemar Liungman¹⁴) schlitzte „Perchta“ den Unfolgsamen den Bauch auf und füllte ihn mit Strohhalmen, Flachs oder Kehrlicht. Schon mit der Überschrift „Specht (Bercht) schlitzt den Bauch auf“, konnte auch Josef Hanika¹⁵) den grausamen Charakter dieses Dämons aufdecken. Erich Straßner¹⁶) faßte schließlich die ziemlich gleichlautenden Angaben mit den Worten zusammen: „Die damit wahrgenommene Eigenschaft eines Ordnungsdämons findet ihren stärksten Ausdruck in der Gastrotomie.“ Alle Autoren sind sich darüber einig, daß diese Straftat in eine sehr frühe Zeit zurückweist. Über Ursprung und Hintergrund dieser Vorstellung gehen die Meinungen allerdings noch weit auseinander.

Durch zahlreiche Befragungen konnte Straßner¹⁷) in seinem Untersuchungsgebiet „bauchaufschlitzende“ Berchten von der Fränkischen

einer Dauerfistel am Magen(!) wurde 1849 ausgeführt (nach Paul Diepgen, Geschichte der Medizin, II, 2, Berlin 1955, S. 225). Zur Entfernung eines Fremdkörpers aus dem Magen dient die „Gastrotomie“. Die chirurgische Eröffnung des Bauchraums wird dagegen als „Laparatomie“ bezeichnet. Da nach noch lebendem Brauch (vgl. Anm. 23) der Dämon herausgenommene „Därme“ mit sich herumträgt, kann es sich nur um eine „Eventeration“ (Herausnehmen des Magen-Darmkanals) nach vorausgegangenener „Laparatomie“ (Bauchschnitt) handeln.

¹³) Die Verwendung von Häcksel zum Auffüllen des ausgeweideten Bauches wird in der Modelabbildung sinnfällig durch eine Häckselbank (vgl. Anm. 3) angedeutet, die dem gequälten Mann als Lager zugewiesen ist. — Über „Häckerling, Häcksel“ vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (wie Anm. 10), III, Berlin–Leipzig 1930/31, Sp. 1299.

¹⁴) Traditionswanderungen Euphrat–Rhein. — Studien zur Geschichte der Volksbräuche (FF – Communications, Nr. 119), Helsinki 1938, S. 596 ff. (Perchta – die Wilde Jagd).

¹⁵) Im Untertitel fragte der Verfasser, selbst zweifelnd: „Rest eines Initiationsritus?“ In: Stifter-Jahrbuch, II, Grädfelfing 1951, S. 39 ff. — Ferner: Josef Hanika, Perchta – Šperechta – Žber in Böhmen und Mähren, in: Stifter-Jahrbuch, III, Grädfelfing 1953, S. 187 ff. — In seinem 1959 erschienenen Buch „Die Volkssage im Fichtelgebirge und seinem Umland“ (Bayreuth) erwähnte Hanika die „Specht“ und „Luzi“ (vgl. Anm. 16) nicht.

¹⁶) Berchtengestalten in Ostfranken, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung, 24. Bd., Neustadt/Aisch 1964, S. 345 ff. (mit Hinweisen auch auf Kleinliteratur). — F. W. Singer (vgl. Straßner, S. 356) konnte sich an den Ermittlungen im östlichen Fichtelgebirge beteiligen.

¹⁷) Straßner (wie Anm. 16), S. 353, 355, 364 ff., 368, 384.

Alb (bei Eichstätt) bis in den Frankenwald (bei Kronach), vom Würzburgischen bis in die Fränkische Schweiz (bei Hilpoltstein) ermitteln. Als *Strafwerkzeuge* werden meistens Sense, Sichel oder Messer, einmal¹⁸⁾ eine Schere genannt. Besonders auch im fränkischen Raum läßt sich der „ursprüngliche Wesenszug der Berchten, in Höhlen zu hausen“, ¹⁹⁾ nachweisen. Eine solche Wohnstätte wäre auch dem im Fichtelgebirgsmuseum überlieferten Fabeltier durchaus zuzutrauen.

Wenn sich auch nicht in allen Überlieferungsorten die Erinnerung an das schlitzende oder schneidende Werkzeug behaupten konnte, so beherrscht doch, wie Straßner²⁰⁾ überzeugend feststellte, „Bercht/Berta“ den größten Teil Oberfrankens. Er wies dabei auch auf die „Specht-Insel“²¹⁾ im Fichtelgebirge und auf die „besonders brauch-intensive Gegend um Wunsiedel“ hin. Damit zusammenhängend erwähnte er auch das südlich angrenzende „Specht-Gebiet“ um Waldsassen und Cham in der Oberpfalz. Dort hat in letzter Zeit Harald Fähnrich²²⁾ aus mehreren Dörfern anschauliches Material für eine die Sense oder Sichel, das Messer oder die Schere wetzende, kettenschleifende „Specht“ gesammelt. Der Brauch, daß eine in Stroh gehüllte oder mit einem blutbespritzten (!) Bettlaken und langem Schnabel verkleidete Gestalt („bevor das Christkind kommt“) den Kindern nachläuft und ihnen droht, den Bauch aufzuschneiden,²³⁾ ist in der nördlichen

¹⁸⁾ Straßner (wie Anm. 16), S. 353, 355. („In Pödelldorf/Bamberg dient eine Schere als Strafwerkzeug.“).

¹⁹⁾ Straßner (wie Anm. 16), S. 381, 383.

²⁰⁾ Straßner (wie Anm. 16), S. 348.

²¹⁾ Straßner (wie Anm. 16), S. 346, 350, 383, 391. – Über die im Nordbayrischen übliche „Sp-Form“ (S-Anlaut) vgl. Straßner, S. 350 (mit Literatur-Hinweis auf V. Waschnitius, W. Liungmann, E. Kranzmayer, J. Hanika).

²²⁾ Die Specht.-Beschreibung eines lebendigen Brauches, in: Die Oberpfalz, 68. Jg., Kallmünz 1980, S. 347 ff. Fähnrich berichtete in volksnaher, dadurch umso eindringlicherer Sprache.

²³⁾ Wie Fähnrich schon in einer vorausgegangenen kursorischen Zusammenstellung über das Brauchtum, in: Der Landkreis Tirschenreuth, Hof 1980, S. 138 f., festhielt, schreit die Specht: „Wetz de, wetz de, Bauch a(u)fschnei(d)n!“ In seiner unter Anmerkung 22 genannten Abhandlung brachte er (S. 350, 355) den durch ein Foto bekräftigten Beleg, daß die Specht „ein Täschchen mit Därmen (Anm.: markiert durch Holzwolle) am Arm hängen“ hat. Auch ein von Gertrud Benker, Heimat Oberpfalz, Regensburg 1965, zusammengestellter „Brauchkalender“ enthält (S. 321) die aufschlußreiche Angabe, daß „der ‚schiach Luzier‘ einen Korb voll Glasscherben oder Gedärm und eine blutverschmierte Sichel mit sich führte“.

Oberpfalz noch recht lebendig. Häufig wird diese „Specht“ – ebenso wie die im Landkreis Wunsiedel auftretende – auch noch mit Resten vom Mahl gefüttert.²⁴⁾

Die Bedeutung des Modelreliefs aus Wunsiedel als Bild der Bercht liegt nicht allein darin, daß sich der Dämon in bezeichnender Weise bewehrt und aggressiv zeigt, wodurch allerdings eine bis in die Gegenwart reichende Brauchübung bestätigt wird. Mit einem in der Zwischenzeit stattgefundenen Wechsel von der Tier- zur Menschengestalt war ein verändertes Aussehen verbunden. Auf dem Bild tritt die Bercht noch wie ein eigenständiges Naturwesen auf. Dieser leibhaftige Dämon brauchte kein Fell oder Bettlaken überzustreifen oder sich in Stroh zu hüllen wie ein verkleidetes „Menschen-tier“. Es war noch der Dämon selbst.²⁵⁾

Oberkörper und Schwanz der in den Model geschnitzten Tiergestalt sind von einem Fuchs oder Wolf entlehnt, während die Beine von einem Bock oder von einer Geiß stammen. Da ein Mischwesen solcher Art noch nicht unbedingt einen Zwitter ergeben muß, ist hier vorrangig Zweigestaltigkeit statt öfter beschriebener Zweigeschlechtigkeit²⁶⁾ anzunehmen. Nach Haltung und Auftreten scheint das geheimnisvolle Tier überwiegend männliche Züge²⁷⁾ aufzuweisen. Wohl nicht zufällig ist auch ein Mann sein Opfer. Der als „Bercht in Person“ repräsentierende Typ läßt den Unterschied zwischen ihm und

²⁴⁾ Die „Fütterung“ erfolgt freilich mehr auf eine symbolische Art mit minderwertigen Überbleibseln.

²⁵⁾ Die persönliche Gleichsetzung mit dem Dämon scheint in dem noch lebendigen Brauchtum noch deutlich zum Ausdruck zu kommen. Fähnrich (wie Anm. 22, S. 353) stellte fest: „Die Specht wird nicht gespielt, man ist sie!“

²⁶⁾ Straßner (wie Anm. 16), S. 360 ff., besonders S. 362: „Wie die Berta (Bercht) ist auch Holle ein Zwitterwesen.“

²⁷⁾ Männliche Berchtengestalten wurden von Straßner, S. 351, 354, 359 ff., 365 ff., in unter-, mittel- und westoberfränkischen Landkreisen registriert, kommen aber auch, wie Dieter Arzberger, Brauch und Aberglauben, Selb 1979, S. 23 f., ermittelte, in Oberfranken-Ost vor. Fähnrich (wie Anm. 22, S. 348) fand „den Specht“ auch im Altlandkreis Kemnath/Opf. Auch auf den in Anm. 23 angesprochenen, anscheinend in der südlichen Opf. beheimateten „Luzier“ sei nochmals verwiesen. Bei dem häufigen Nebeneinander weiblicher und männlicher Gestalten könnte gelten, was Peuckert (wie Anm. 9), S. 271 f., in die Frage kleidete, ob sich nicht ein ursprünglich männlicher „Percht“ zu einer weiblichen gewandelt habe. Seit dem Hochmittelalter meinte er (S. 280 f.) eine wieder entgegengesetzte Tendenz vermerken zu können.

den bis in die Gegenwart vertretenen, verblaßten mimisch-maskierten Bercht-Nachahmungen verständlich erscheinen. Dabei soll nicht bezweifelt werden, daß das denkmalhafte Bild und die fortlebende Brauchübung von der gleichen Wurzel herrühren. Die Verwendung des Motivs als Zierde für ein Weihnachtsgebäck läßt auch deutlich erkennen, daß es einst ebenso zum Volksbrauch der „Mittwinterzeit“ gehörte wie die heute umgehenden, maskierten Berchten. Die historische Tiergestalt des Wesens klingt noch in einigen überlieferten Namen nach. Unter den sinnverwandten Bezeichnungen für die Bercht nannte Kranzmayer²⁸⁾ auch etliche mit dem Grundwort „Geiß“, von denen die zwit-terhafte „Habergeiß“²⁹⁾ am bekanntesten ist.

Zur Beschreibung des alten Models gehört auch der Versuch seiner zeitlichen und landschaftlichen Festlegung. Die beschnittene Platte ist mit keiner Jahreszahl versehen. Der ausführende Geselle oder Meister blieb – wie so oft – ungenannt.³⁰⁾ Das Stück stammt nach dem Erwerbungsbericht wohl aus einer einheimischen Konditorei, da aber Gebäckmodel oft von wandernden Formstechern ausgeführt wurden,³¹⁾ kann auch hier ein solcher tätig gewesen sein.

Wenn man in begründeter Weise³²⁾ davon ausgeht, daß beide Flächen der Nußholzplatte ungefähr gleichzeitig bearbeitet wurden, bietet die mit größeren Figuren beschnittene „Rückseite“ bessere Möglichkeiten zur Datierung. Hier erscheinen in dreireihiger Anordnung

²⁸⁾ Eberhard Kranzmayer, Name und Gestalt der „Frau Bercht“ im südostdeutschen Raum, in: Bayer. Hefte für Volkskunde, 12. Jg., München 1940, S. 55 ff. In jeweils weit voneinander entfernten Landschaften wurden die „Böhmische Geiß“, die „Heta- oder Ketageiß“, der „Geißbock“ bezeichnet.

²⁹⁾ Vgl. Kranzmayer (wie Anm. 28), S. 59 und Wörterbuch der deutschen Volkskunde (wie Anm. 1), S. 314. Von dieser wegen der Urverwandtschaft des Bestimmungsworts „Haber“ mit lat. caper = Bock, Ziegenbock, wohl als „Bockgeiß“ zu deutenden Gestalt, die öfter auch als ein vogelähnliches Ungetüm mit langem Schnabel vorgestellt wird (vgl. Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Bd. 11, Mannheim 1974, S. 253), wies Kranzmayer (wie Anm. 28, S. 59) auch einen Weg zum Verständnis des oft berührten „Haberfeldtreibens“.

³⁰⁾ Der Model weist lediglich an einer Längs- und Schmalkante die eingekerbte Initiale „J“ auf.

³¹⁾ Vgl. Wörterbuch der deutschen Volkskunde (wie Anm. 1), S. 253.

³²⁾ Die Schnitztechnik erscheint nach der Art, wie z. B. die Gewandfalten oder die Bodenflächen, auf denen die Figuren stehen, ausgeführt sind, auf beiden Seiten gleich.

oben³³⁾ ein „Türke“ mit langer Pfeife, ein Mann mit Schnürenjacke und hohem Hut, ein Straßenhändler mit rundlichen Stücken von Türkischem Honig(?) im Bauchladen, ein Herr in altertümelndem „Justaucorps“ (langem Leibrock); in der mittleren Reihe³⁴⁾ ein buttentragendes Mädchen, ein Schütze mit kurzem Gewehr, eine Dame mit modischem Feder- und Bänderhut, ein Wickelkind mit schön verziertem Einbindband. Die linke untere Ecke ist einer Flachsspinnerin³⁵⁾ eingeräumt, die hinter einem waagrecht angeordneten Spinnrad auf einem Stuhl mit Armlehnen und gedrechselten Stützen sitzt. Den Platz neben ihr nimmt nochmals ein Wickelkind ein. Die Kleidung der „erwachsenen“ Figuren läßt auf die Zeit um spätestens 1800 schließen.

Dagegen dürfte eine sichere Zuschreibung für eine bestimmte Landschaft kaum möglich sein. Jedenfalls stammt der Model aus einer Gegend mit alter Berchtüberlieferung.³⁶⁾ Trotz weiter Verbreitung der Bercht und ihres Gefolges von gleichsinnigen Gestalten liegt die Vermutung nahe, daß ihr im Fichtelgebirge erhalten gebliebenes Bild auch aus diesem Gebiet stammt. Hier bezeichnet man sie noch heute als „Specht“, und ihre Begleiterin ist die „Luzi“. Außerdem sind hier beide, wenn auch seltener, als männliche Wesen bekannt.³⁷⁾ Das Bild und seine zu Hunderten erfolgte Nachformung als Weihnachtsgebäck konnte nur dort richtig verstanden werden, wo sich der volkstümliche Betrachter etwas dabei vorstellen konnte, das keiner umständlichen Erklärung bedurfte. Wer es sah, wußte gleich, was damit gemeint war. Scheint doch überdies das aus dem Model geformte Plätzchen mit einem triftigen Hintersinn angeboten worden zu sein. Es sollte wohl eine „Kraft“ entwickeln, die einer Art Bild- oder Analogiezauber entsprach. Wer sich das süße Bild mit dem bösen Geist einverleibte, hoffte, vor ihm gefeit zu sein.

³³⁾ Die in der oberen Reihe stehenden Figuren sind einheitlich 8,5 cm hoch.

³⁴⁾ Die in der mittleren Reihe stehenden Figuren sind 8 cm hoch.

³⁵⁾ Höhe dieser Figur 12 cm, des nebenan eingekerbten (größeren) Wickelkindes 12,6 cm.

³⁶⁾ Der Begriff ist hier so weit zu verstehen, daß auch die nächsten „Verwandten“ (vgl. die Liste bei Straßner – wie Anm. 16-, S. 348) mit enthalten sind.

³⁷⁾ Arzberger (wie Anm. 27), S. 23, schlug eine Brücke vom Fichtelgebirge nach Westböhmen, als er schrieb: „Nur auf wenigen Höfen in Buchwald, Wildenau und Längenau ist noch die Bezeichnung ‚Luzer‘ bekannt. Es handelt sich dabei wahrscheinlich um eine männliche Form der Luzia, die im Ascher Raum am 13. Dezember in weiblicher und männlicher Gestalt auftrat und den Namen ‚Luza‘ trug.“

So legt ein außergewöhnliches Erzeugnis alter Konditorkunst Zeugnis ab für eine Gestalt des Volksglaubens, über deren Urvorstellung nach dem übereinstimmenden Urteil der Völkerkundler noch wenig bekannt ist. Mit Hilfe dieses seltenen Bildbelegs könnte es gelingen, eine Überlieferungslücke zu schließen und bei weiter fortschreitender Forschung zu klären, welcher endgültige Standort diesem zwiegestaltigen Untier, das dem Menschen den Bauch aufschneidet, in der aus der Vorzeit sprechenden Ordnung zukommt.

Beispiele steirischer Märchenvarianten

Von Karl Haiding

Dr. Anni Gamerith zur Vollendung ihres 75. Lebensjahres

Mit der von mir besorgten 5. Auflage der durch Viktor von Geramb erstmals 1941 herausgegebenen „Kinder- und Hausmärchen aus der Steiermark“¹⁾ hat diese Auswahl unter Beibehaltung seither historisch gewordener Textbearbeitungen ihre bleibende Gestalt erhalten. Von den 40 Geschichten der 3. Auflage (1948) konnte ich dank der seit 1946 durchgeführten Feld- und Archivforschung²⁾ insgesamt 12 durch geeignetere ersetzen³⁾. Dadurch tragen bisher nicht vertretene Landschaften und Märchentypen sowie die Anmerkungen dazu bei, auch für die Steiermark die einstige Verbreitung und Vielfalt mündlicher Märchenüberlieferung wenigstens anzudeuten.

Ergänzend zu dem Märchenbände soll von jetzt ab in kürzeren Abhandlungen ein Teil der bisher noch nicht veröffentlichten Märchenfunde bekannt gemacht und kurz besprochen werden. Den Anfang habe ich mit dem Beitrage zur Festschrift Fritz Posch „Volksmärchen in mündlicher Überlieferung und schriftlicher Wiedergabe“ gemacht, in

¹⁾ Viktor von Geramb, Kinder- und Hausmärchen aus der Steiermark, 1. Aufl. Graz 1941; 4. Aufl. bearbeitet von Karl Haiding, Graz 1967. Die unechten oder zu stark überarbeiteten (insges. 12) Geschichten früherer Auflagen sind ausgeschieden, die Anmerkungen völlig überarbeitet. 5. Aufl. 1980 um 4 Stück vermehrt. Im folgenden angeführt als Geramb-Haiding.

²⁾ Siehe dazu Geramb-Haiding, 5. Aufl. S. 249–258 (Nachwort zur 4. Aufl.) und Anmerkungen S. 261–289.

³⁾ Von mir eingefügt sind die Nr. 3, 4, 5, 10, 24, 27, 33, 34, 37, 38, 39 und 40.

dem auch eine Märchenbearbeitung P. R. P r a m b e r g e r s zur Sprache kommt⁴⁾). Diesmal sollen west- und obersteirische Spielformen dreier Märchentypen ihre Würdigung erfahren.

Die Schlangenbraut

(Bezirk Murau)

Im Jahre 1938 zeichnete der in St. Blasen tätige Lehrer Anton Doleschal aus dem Munde des achtzigjährigen Alois Hirndler wortgetreu die folgende Erzählung auf⁵⁾.

Is amòl a Bäurin gwest. De hòt an Suhn ghòbt, und der hiat heiratn söllt. Er hòt òba nit recht wöllt. Umadam hòt 's ghappert. 's Haus und da Stödl hòbm schoan heeghòbb, auf die Viecher war niks drân und auf die Gründ is niks gwòchsn.

Hiaz is da Suhn hòlt aussì gâng in Wòld betn, wòs a toan söll. Wiar a so betat, heat a gach ruafen: „Wänn-s-d'heiratn willst, heiratn muaßt mi!“ 's hòt a si nit auskennt, weil a neamb gseachn hòt.

Dò is a zan Pfòrrer gâng und hòt eam dòs vazöhlt und hòt 'n um an Ròt gfrògt. Und da Pfòrrer hòt gsògt, er soll wieder aussigean in Wòld betn, und wänn 's wieda so ruaft, soll er um ihn Nãm frògn.

Hiaz is a hòlt wieda aussì gâng in Wòld betn, und richti ruaft 's wieda: „Wännst-d' heiratn willst, heiratn muaßt mi!“ Hiaz hòt a gfrògg,

⁴⁾ Gerhard Pferschy, Siedlung, Macht und Wirtschaft. Festschrift für Fritz Posch zum 70. Geburtstag, Graz 1981, S. 419–426. Von dem Beitrage, der unmittelbar vor meiner Einweisung in ein Krankenhaus verfaßt worden ist, konnte nur eine Korrektur bei hohem Fieber gelesen werden, so daß mißverständliche Druckfehler geblieben sind: S. 419, 4. Z. v. u. V o r (nicht Von) den Brüdern Grimm. S. 421, 4. Z. v. ob. Zusätzen (und nicht Zuständen); Z. 12 v. u. verwunschenen (und nicht verschwundenen) Alm; S. 424, 1. Z. soll dir (und nicht die); S. 425 Anm. 4 Hausmärchen (und nicht Haus-Märchen), Anm. 18, Z. 5 Auslegungen (und nicht Auslassungen); S. 426, Anm. 20, 1. Z. Oberschulrat (und nicht Schulrat), Anm. 22, Z. 3 Burgenlande (und nicht Burgenland), Anm. 25, Z. 1 Kiel 1958).

⁵⁾ Der kurz vor Kriegsende mit einem Schiffe der deutschen Kriegsflotte untergegangene Hermann S t a n e k bereitete in enger Verbindung mit dem Gründer des Zentralarchives der deutschen Volkserzählung Gottfried Henßen (Berlin 1936, später Marburg an der Lahn, in das Institut für mitteleuropäische Volksforschung der dortigen Universität eingegliedert) ein steirisches Archiv für Volkserzählung vor, wozu er zweifellos berufen gewesen wäre. An ihn dürfte A. Doleschal seine Aufzeichnungen geschickt haben. Über diese Geramb-Haiding S. 253. Aufzeichnungen aus dem Munde Erwachsener sind bei Doleschal eine Seltenheit.

wia s' hoast und wia sa sie schreibt. Höt sie 's wuhl gsögt. Öft san s' glei dreimòl von da Kanzl òbagschmissn wordn⁶⁾).

Nòcha is a wieda aussì in Wòld und höt bet. Und wieder höt s' gruafn: „Wànns-d'heiratn willst, heiratn muaßt mi!“ Hiaz sögg a, daß s' schon dreimòl vakündt wordn san, und wann d'Hoazat sein sull. Öft höt s' gsogg: „Auf 'n Sunnta. Wànn die Kopulation is, brauchts-d' di'nit sorgn. Geast glei füri, kniast di nieder und hòbst die Hånd àni. Dò wird a Schlängan ihrn Kopf auf dein Hånd legn!“

Auf 'n Sunnta is da Månn in die Kirchn gång und is vüri und höt si ban Öltòr hinkniat. Und wia-r-a die Hånd ànihòbb, legt si richti a Schlängankopf drauf. Wia 's nòcha zan „Jösògn“ wòr, is auf oanmòl a scheani Braut nebm eam kniat und höt 'n liab àngschaut.

Wia sie nòch da hoazat hoamgfòhrn san, dò höt a si nit auskennt. Òlls is ànderscht gwen. Ànstòtt da Keuschn is a scheans Gschloß dò-gständn. Die Wiesean wòrn vulla Fuatta, die Acka san schean gständn, und 's Viech höt a so guat ausgschaut.

Dò höt 'n sein Braut gsögg, daß òlls vazabert is gwesn und daß er òlls daleast höt. Dò höt a nòchha wuhl a Frau ghòbb. In Gschloß hòbm s' nòchha guat 'gessn und trunkn und gschossn hòbm sie a'. Und dò hòbm s' mia a in an Pòller einipfropft und dò bin i dòher gflogn. Und so wòlg i hiaz òlliweil dò umanànder.

Auf den ersten Blick sehen wir, daß es sich um eine besondere Ausprägung des Märchentyps von der „Tierbraut“ handelt, bei G r i m m, Kinder- und Hausmärchen (ab jetzt abgekürzt K H M) Nr. 63 Die drei Federn und Nr. 106 Der arme Müllerbursch und das Kätzchen.⁷⁾ Örtlich und inhaltlich nahe steht ihm eine Aufzeichnung P. P r a m b e r -

⁶⁾ Von der Kanzel verkündet.

⁷⁾ Über die Varianten dieses Märchentyps J. Bolte und G. Polivka (ab jetzt als B P angeführt), Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, 2. Bd., Leipzig 1915, ferner The Types of the Folktale, A Classification and Bibliography. Antti Aarne's Verzeichnis der Märchentypen (FF Communications Nr. 3) Translated and Enlarged by Stith Thompson, Second Revision, Helsinki 1961 (ab jetzt als A T h angeführt), Märchentyp 402. Die seit B P aufgefundenen Varianten unter Verwertung des Zentralarchives in Marburg bei Kurt Ranke, Schleswig-holsteinische Volksmärchen, Bd. 1, Kiel 1955 zu ATh 402.

gers aus der Gegend von Weißkirchen bei Judenburg⁸⁾, die Geramb mit einiger Bearbeitung übernommen hat⁹⁾). Als der einfältige Sohn eines Kleinbauern auf der Suche nach einer Braut zu einem hohen Felsen gelangt und dort ruft: „He, ist da nicht eine zum Heiraten?“, antwortet eine Stimme: „Ei ja, heirat gleich mich, heirat gleich mich!“ Mundartlich hieß dies zweifellos „Heirat glei mi!“, wobei „glei“ bedeutet „nur“ (und daher keine andere). Das wird durch eine noch unveröffentlichte Spielform aus dem Gerichtsbezirke Kirchschlag in Niederösterreich bestätigt, die ich 1934 auf einer Fußwanderung vom burgenländischen Bezirk Oberwarth in die Wiener Neustädter Gegend aufzeichnete. Dort ruft dem zu seinem Mädchen gehenden Burschen die Stimme einer Unsichtbaren zu: „Hansl, wo gehst hin? Hansl zu deiner Dirn. Hansl heirat mi!“¹⁰⁾. Bekanntlich hat erst das Konzil von Trient (1545 bis 1563) den Sakramentscharakter der kirchlichen Trauung dogmatisch festgelegt und die Abgabe der Eheerklärung durch die Brautleute in Anwesenheit eines Priesters gefordert, wovon die „nichttridentischen Orte“ bis Anfang des 20. Jahrhunderts ausgenommen waren. Die Verwandlung der Tierbraut in ihre menschliche Gestalt erfolgt daher (wie in den Gegenfassungen des „Tierbräutigams“¹¹⁾) nach älterer Auffassung durch das Beilager oder (wie wir noch später sehen werden) durch Köpfen oder Abstreifen beziehungsweise Abschlagen einer Hülle. Auch dafür gibt es aus dem oberen Murtale einen Beleg. Ein Mann trifft auf eine Schlange, die einen schweren Stein mühselig weiterschleppt. Er

⁸⁾ P. Romuald Pramberger, Märchen aus Steiermark, Seckau 1946, S. 165 ff. Während der Sammler der Dissertantin Elfriede Rath (jetzt verheiratete Moser) für ihre Doktorarbeit ein Schulkind aus Kathal bei Weißkirchen als Quelle angab (E. Rath, Studien zur Quellenkunde und Motivik obersteirischer Volksmärchen aus der Sammlung Pramberger, Diss., Wien 1949), nannte er mir zu der Ortsangabe in seinem Märchenbuche (Hölltal bei Weißkirchen) eine Gewährsfrau Maria Maier.

⁹⁾ Geramb-Haiding Nr. 28. Dazu noch Anm. 10.

¹⁰⁾ Haiding, Aufzeichnung Nr. 7, Gewährsmann der achtzigjährige Herr Simon. In meinem Werke Märchen und Schwänke aus dem Burgenlande, Graz 1977, dessen Anmerkungen ich nur zum Teil daheim verfassen konnte, habe ich in den Anm. zu Nr. 22 irrtümlich aus dem Gedächtnisse burgenländische Herkunft angegeben. Geramb (Anm. 9) wandelt in der Nacherzählung von Prambergers Aufzeichnung das Gespräch in einer Weise ab, daß die Überlieferung verwischt wird. Nicht der Held sagt, „ich heirate dich“, sondern die verborgene Schlange spricht: „Ei ja, du lieber Junge, gerne heirate ich dich.“

¹¹⁾ Geramb-Haiding Nr. 1 und 39.

entreißt ihn ihr, worauf ihm das Tier auf Schritt und Tritt folgt. Die Schlange, die er lieb gewinnt, sagt zu ihm, er möge sie heiraten. Als er zusagt, reicht sie ihm mit dem emporgehobenen Schwanze einen wunderschönen Ring. Den steckt er, wie sie ihm vorher geheißen, auf seinen Finger. Im Gasthause wird das Hochzeitsmahl gerichtet. Während die geladenen Gäste essen und trinken, bereitet die Wirtin in einem Zimmer zwei Betten für die Brautleute vor. Als die Gäste nach dem Mahle sich zum Tanze anschicken, legen sich Braut und Bräutigam in die Betten. Um Mitternacht verwandelt sich die Schlange in eine wunderschöne Frau, die auf immer ihre menschliche Gestalt beibehält.¹²⁾

Viel häufiger sind Märchen, in denen der Held als jüngster von drei Brüdern auszieht, um das schönste Gewebe oder anderes und als drittes die schönste Braut zu bringen. Das geschieht auch in der Geschichte von den drei Müllersöhnen, deren jüngster bei einer Katze in Dienst tritt und dafür kostbare Gegenstände erwirbt. Zuletzt muß er das Tier töten, wodurch es zu einer schönen Jungfrau wird.¹³⁾ An Stelle der Tiergestalt verhandelt mit dem Burschen eine schwarze Frau, die nach und nach weiß wird. Er muß jedoch in deren Auftrage jeden Morgen vor Sonnenaufgang eine Rute von einer Haselstaude schneiden und damit abends ein Kätzlein schlagen.¹⁴⁾ Abschließend muß er noch drei Qualnächte über sich ergehen lassen und tapfer durchstehen, wie dies z. B. in einer anderen Gruppe von Tierbraut-Märchen die Erlösung ermöglicht.¹⁵⁾ Wenn KHM 106 der Kleinknecht des Müllers während des einjährigen

¹²⁾ Johann Krainz, *Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande*, Bruck an der Mur, 1880, Nr. 147.

¹³⁾ Schlossar Anton, *Cultur- und Sittenbilder aus Steiermark*, Graz 1885, S. 213, *Geramb-Haiding* Nr. 19.

¹⁴⁾ Nach P. R. Pramberger (Anm. 8) S. 51 ff. bei K. Haiding, *Österreichs Märchenschatz*, Wien 1980 (völlig überarbeitete Neuauflage der Auflage Wien 1953, mit neuen Erstveröffentlichungen) Nr. 37, dazu Anmerkungen.

¹⁵⁾ Nach Zingerle Ignaz Vincenz und Joseph, *Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland*, Regensburg 1854, S. 239 ff. bei K. Haiding, *Märchenschatz* (Anm. 14) Nr. 19.

¹⁶⁾ *Schwedische Volkssagen und Märchen*. Nach mündlicher Überlieferung gesammelt und herausgegeben von Gunnar Olof Hyltén Cavallius und George Stephens. Deutsch von Carl Oberleitner, Wien 1848, Nr. XV.

Dienstes bei dem Kätzchen Holz hacken muß (mähen ist eine Zutat), so wird dies aus einem schwedischen Märchen verständlich.¹⁶⁾ Der jüngste Sohn des Hintersassen muß im Dienste des Froschweibchens im ersten Jahre täglich (wie im steirischen) von einem Strauch einen Zweig schneiden, im zweiten darum einen Zwirnsfaden binden und im dritten daraus einen Scheiterhaufen schlichten. Aus dem Feuer zieht er die erlöste Froschbraut als wunderschönes Weib. Verwandte Motive enthalten auch zwei niedersächsische Varianten.¹⁷⁾ Der Held muß im Garten ein Reis abschneiden, das ein Jahr alt ist und damit die Maus¹⁸⁾ blutig schlagen, die dadurch zur Prinzessin wird. So in Dörigsen. In Adelebsen hieß es dagegen, daß der einfältige Hans drei Jahre hindurch Holz hacken muß, dieses zusammenschlichten und zuletzt die Katze ins Feuer werfen, wodurch sie zur schönen Jungfrau wurde. In einer Tiroler Geschichte erfolgt nur ein einmaliger Auszug (um das schönste Garn), als der jüngste Witwensohn der Kröte mit der goldenen Rute drei Schläge versetzt, erfolgt die Verwandlung.¹⁹⁾ Dem Blasen der drei Federn KHM 63 entspricht in vielen östlichen Spielformen das Abschießen von Pfeilen, so beispielsweise in einem russischen Märchen, in dem die Froschbraut erst nach der Vermählung das beste Weißbrot und den schönsten Teppich anfertigt.²⁰⁾ Ein zeitlich weiter zurückreichendes Zeugnis mit den drei Pfeilschüssen hat frühzeitig die Tiergestalt der Heldin eingebüßt, das eigenartige Märchen von der Pari Banu in 1001 Nacht.²¹⁾

¹⁷⁾ Georg Schambach und Wilhelm Müller, *Niedersächsische Sagen und Märchen*, Göttingen 1855, S. 268 ff. Nr. 7 und Var.

¹⁸⁾ K. Haiding, *Aufzeichnung Nr. 238, Gegend von Wiener Neustadt 1954* ist es ebenfalls eine Mäusebraut. Die Verwandlung erfolgt ganz ähnlich wie KHM 63.

¹⁹⁾ Nach Johann Nepomuk Ritter von Alpenburg, *Deutsche Alpensagen*, Wien 1861 K. Haiding, *Märchenschatz* Nr. 68.

²⁰⁾ A. N. Afanassjew, *Russische Volksmärchen. Neue Folge, deutsch von Anna Meyer*, Wien 1910, S. 118 ff.

²¹⁾ Dies auch bei Michael Bothar, *Die drei Siehn* (Zschr. Volk und Heimat, 3. Jg. Eisenstadt 1950, Heft 7, S. 6 f., danach K. Haiding, *Märchen und Schwänke aus dem Burgenlande* (Anm. 10) Nr. 22 und Elfriede Moser-Rath, *Deutsche Volksmärchen*, Düsseldorf-Köln 1966, S. 70.

Ein weststeirisches Märchen von den drei geraubten Prinzessinnen in der Unterwelt

Angeregt durch den erst kürzlich verstorbenen Oberschulrat Karl Stöfelmayer hat sich der nunmehrige Archivalienpfleger für den Bezirk Weiz, Titus Lantos, 1961 Lehrer in Södingberg, von seinen Schülern als „Redeübung“ Geschichten erzählen lassen, die sie daheim erfragten. Er schrieb sie bei dieser Gelegenheit in Stichworten auf, und hat sie, wie er sagt „sprachlich gefaßt, ohne dabei die Motive oder wörtliche Reden zu verändern“. Für die Überlassung dieser Aufzeichnungen sei an dieser Stelle mein Dank ausgesprochen. Der damals neunjährige Heinz Klampfl erzählte folgendes Märchen:

Vor vielen Jahren lebte ein Bursche, der wegen seiner Kraft „Der starke Hans“ genannt wurde. Er war so faul, daß ihn der Bauer, in dessen Dienst er stand, eines Tages davonjagte. Darauf zieht der Bursch in die weite Welt. Er trifft einen Holzhauer inmitten gefällter Bäume, verlacht dessen Arbeitsweise und zertritt selber zwei Lärchenbäume wie Zündhölzer. Einen dritten reißt er sich als Wanderstab aus. Der Holzhauer folgt seiner Aufforderung und zieht mit ihm weiter. Sie kommen zu einem Manne, der in einem Steinbruch mit einem Hammer Steine abschlägt, Hans zertrümmert mit einem Fausthieb einen Felsvorsprung, und der Steinbrecher wandert mit ihnen fort. Sie kommen zu einem alten Schloßgebäude, vom Turme hängt eine rote Fahne. Da sich auf ihr Rufen um Einlaß nichts rührt, schlüpfen sie ungefragt ins Gebäude und machen sich in der Küche ein Lager zurecht.

Am nächsten Tage geht der starke Hans mit dem Steinbrecher auf die Jagd, während der Holzhauer das Essen zubereitet. Sobald es so weit ist, soll er zum Zeichen die rote Fahne aus dem Turme hängen. Gegen Mittag geht die Tür auf, ein zerlumptes Weib tritt ein und bittet um eine Handvoll Essen. Der Holzhauer fischt einen Knödel aus dem Kessel und gibt ihn der Alten in die Hand. Weil ihr der Knödel zu heiß ist, läßt sie ihn fallen, so daß sich der Holzhauer darum bückt. Als er ihr die Speise abermals reichen will, springt sie auf ihn los und drückt ihn so heftig, daß er die Besinnung verliert. Als die beiden anderen heimkommen, ist das Feuer niedergebrannt und der Kessel umgeworfen. Der Holzhauer aber sitzt auf dem Boden und hält seinen angeschlagenen Kopf. Am nächsten Tage ergeht es dem Steinbrecher nicht besser. Als schließlich der starke Hans daheim bleibt, die Alte den Knödel wieder fallen läßt und jetzt spricht: „Heb ihn auf, mein Söhnchen, heb ihn auf für mich!“, schreit er sie an: „Pack dich, du häßliche Hexe oder du sollst meine Fäuste zu spüren bekommen“. Darauf schlapft sie schimpfend davon.

Er aber hängt die rote Fahne aus, und die zwei Gefährten wundern sich, daß er mit der Alten fertig geworden ist. Nach dem Essen durchsuchen sie das ganze Schloß. Sie finden einen Strick, der in den Keller hinunter führt und lassen sich daran hinab. Weil dort aber ebensolche Zimmer wie oben sind, sucht nur Hans weiter, während die beiden anderen umkehren. Er vernimmt ein leises Weinen und findet eine eiserne Tür. Beim Öffnen erblickt er im schwachen Lichte eine Schar Mädchen, die von der Alten hier gefangen gehalten werden. Die Mädchen freuen sich über ihre Befreiung, Steinbrecher und Holzhauer ziehen sie der Reihe nach hinauf. Als aber Hans als letzter folgen will, schneiden die ungetreuen Gefährten den Strick ab, so daß er hinunter plumpst und werfen Steine nach ihm. Hans findet nach langem Suchen einen schmalen Gang, der ins Freie führt. Über Felder und Wiesen gelangt er an einen so großen See, daß er dessen anderes Ufer nicht erblicken kann. Um besser sehen zu können, ersteigt er einen Baum, auf dem sich ein Geiernest befindet. Als der Vogel kommt, schlägt er zuerst mit den Flügeln und hackt auf den Fremden los, doch Hans ruft: „Wirf mich nicht hinunter, ich habe deine Jungen gehütet, daß ihnen kein Leid geschieht!“ Darauf besänftigt sich der Geier und fragt, welchen Dienst er ihm erweisen könne. „Trag mich über den See“, bittet Hans. „Du müßtest mir jedes Mal, wenn ich den Kopf zurückstrecke, ein Stück Fleisch in den Schnabel stecken. Sonst werde ich schwach, und wir stürzen beide ins Wasser“, antwortete der Vogel.

Hans hat von der Jagd noch einen Klumpen Fleisch bei sich, und so füttert er unterwegs den Vogel. Das Fleisch wird immer weniger, und nur mit letzter Kraft erreichen sie das andere Ufer. Dort unterhalten sich die beiden ungetreuen Weggenossen, umgeben von den geretteten Jungfrauen in einem Wirtshause. Sie bemerken den starken Hans nicht, der sie packt und in die Luft wirft, so daß sie beim Herabfallen zu Tode stürzen. Die Mädchen sind alle Prinzessinnen, die er nach Hause ziehen läßt, die schönste aber heiratet er, wodurch er ein Königreich gewinnt.

Meine Anmerkungen zu Geramb-Haiding Nr. 9, zu Haiding, Burgenland Nr. 1 und zu Haiding, Märchenschatz Nr. 24 genügen, um die weststeirische Variante in die großen räumlichen und zeitlichen Zusammenhänge einzuordnen.²²⁾ Es erübrigt sich nur noch, auf deren Mängel und Besonderheiten einzugehen.

²²⁾ Wie weit verstreut einzelne Motive vorkommen, sei nur kurz angedeutet. Im burgenländischen Märchen erlangt der Held nach der Rückkehr auf die Oberwelt die Jüngste der von ihm befreiten Königstöchter, indem er den dritten Apfel öffnet und

Obwohl der „Starke Hans“ hier als Held auftritt, handelt es sich keinesfalls um ein Märchen des Typs, für den diese Bezeichnung üblich ist, und der in der Steiermark wie im benachbarten Salzburg bis in die letzten Jahrzehnte, teilweise noch in jüngster Zeit beliebt war. Nachweise hiefür in den Anmerkungen zu Geramb-Haiding Nr. 31. Die gleiche Bezeichnung führt der Held des Drei-Brüder-Märchens jedoch u. a. auch bei Grimm (KHM 166), ferner z. B. in Dänemark und in der Schweiz.²³⁾ Die Überschneidungen ergeben sich aus der beiden Typen vielfach gemeinsamen Einleitung, die berichtet, wie der Held seine ungewöhnliche Stärke erlangt hat, worüber die angemerkte Literatur erschöpfend Auskunft gibt. Es fehlt jedoch der Eingang, daß die drei Weggesellen nach einer geraubten Königstochter oder deren drei ausziehen. Im Widerspruche zu gut erhaltenen Spielformen, die von der ungewöhnlichen Stärke des Baumdrehers und Felsen-

aus diesem sich ihr goldenes Schloß entfaltet. J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie, 2. Abt., Göttingen 1857 erwähnt S. 66 f. ein verwandtes Odenwälder Märchen, in dem der Held schließlich eine der von ihm erlösten Königstöchter durch drei Eier erlangt. Wie, wird nicht angegeben, doch erfahren wir dies aus Anton Dietrich, Russische Volksmärchen, Leipzig 1831 Nr. 5. Die befreiten Königstöchter schenken dem Helden ein kupfernes, silbernes und goldenes Ei, in denen gleichartige Reiche enthalten sind. Das Ende ist aus einer Variante entstellt. — Die Bezeichnung des Märchens als Drei-Brüder-Märchen fußt auf den ältesten Zeugnissen in iranischer Überlieferung. Die von Bolte gegen diese von Fr. Panzer festgestellten Gemeinsamkeiten vorgebrachten Bedenken entkräftet E. Mudrak, Deutsche Heldensage, Berlin 1939, S. 35, Fußnote 71: „Die Einwände BP II 310 berücksichtigen die Gesamtzusammenhänge nicht, erkennen ebenso wenig die Grundlagen von Firdousis Werk und zeigen die Verständnislosigkeit der Verfasser diesen Fragen gegenüber.“ — Die Abstammung von einem Bären war für Friedrich Panzer der Anlaß, sich der vor ihm schon vorhandenen Bezeichnung als „Bärensohn-Märchen“ zu fügen, obwohl er sie lieber nach dem „Erdmann“ benannt hätte. (Fr. Panzer, Studien zur germanischen Sagengeschichte, München 1910, I. Beowulf S. 3–245). Beispiele für die tierische Abkunft dort S. 16 ff., weitere Belege bei BP II S. 301 ff.; dort S. 297–318 eine Fülle von Varianten zu KHM 91, Erdmännchen. Zur Tieramne und deren Verbindung mit der Reichsgründersage Mudrak, Deutsche Heldensage und Mudrak Nordische Heldensage (Berlin 1943) Stichwortverzeichnis. Mehrere, meist trümmerhafte Zeugnisse für unser Märchen bei Wesselski, Märchen des Mittelalters, Berlin 1925, Nr. 25 und Anm. dazu. Zu ATh 301 als Ergänzung Boltes noch Ranke, Schleswig-holsteinische Märchen (Anm. 7) die späteren deutschen Funde.

²³⁾ Den Anmerkungen zu Geramb-Haiding Nr. 31 wären noch die zu Haiding, Märchenschatz Nr. 41 hinzuzufügen. Siehe auch Panzer, Beowulf S. 44–66.

klipperers berichten, erweisen sie sich schon (in der weststeirischen Spielform) beim ersten Zusammentreffen mit dem Helden als schwach. Als Unhold erscheint nur selten statt des „Erdmannes“ ein weibliches Wesen²⁴⁾, zumeist führt eine blutige Spur zu einem Schacht. Für den Abstieg müssen sich die Drei erst ein Seil herbeiholen, das nach der kindlichen Erzählung zufällig schon da ist. Es geht im gleichen Gebäude in die Tiefe, statt einer Königstochter oder ihrer drei ist es hier eine verschwommene Anzahl. Der zu bekämpfende Gegenspieler in der Unter- oder Außenwelt ist weggefallen. Beim Aufstieg fehlt der „kleine Verlust“, die Verletzung, die sich der Held zufügt, um den Vogel zu füttern. Der unklaren Zahl von geraubten Königstöchtern entspricht auch das verkümmerte Ende der Handlung. Trotzdem sei nochmals auf die Wichtigkeit des weststeirischen Beleges aufmerksam gemacht.

Die zertanzten Schuhe und die Prinzessin im Sarge

Nach Angaben der Schülerin Erna Sommersacher 1961 in Geistthäl aufgezeichnet und nacherzählt von Titus Lantos. Die Geschichte ist stark verändert und erweckt in den erhaltenen wesentlichen Zügen den Eindruck einer durchgreifend gefärbten Nacherzählung des von Walter Kainz 1936 veröffentlichten Märchens²⁵⁾, die über einige Mittelsleute gegangen sein könnte. Als Quelle kommt sie nicht in Betracht, allenfalls als nachträglich noch weiter bearbeitetes Beispiel eines Rückstroms aus der Literatur. Selbst das Abpflücken der Blätter ist abgeschwächt, das wir von KHM Nr. 133 in Verbindung mit Baumgängen von Silber, Gold und Diamant und von Kainz kennen. Die eigenartige Fassung, die KHM 133 und KHM 219 verbindet, gibt es auch burgenländisch und anderwärts.²⁶⁾

²⁴⁾ Märchen mit einem weiblichen Unhold (statt des Erdmannes) Panzer, Beowulf S. 79.

²⁵⁾ Walter Kainz, Volksdichtung aus dem Kainachtale, Voitsberg 1936, S. 141 ff., Der silberne, goldene und gläserne Berg; desgl. W. Kainz, Weststeirische Sagen. Märchen und Schwänke, Graz 1974, S. 138–142.

²⁶⁾ Haiding, Märchenschatz, Anm. zu Nr. 47, BP III, Anm. zu KHM 133.

„Sorgen mit Sagen“

Bemerkungen zu dem unter dem gleichen Titel erschienenen
Artikel von R. Wolfram

Von Max Aschenbrenner, München

Erhaltung, Pflege, Wiederbelebung von Volksbrauch, Volkstum, Volkstradition sind Anliegen unserer Zeit. Der Trachtenanzug ist mehr Statussymbol als Gesinnungsausdruck. Doch nicht von Mode und rustikaler Maskerade soll die Rede sein.

Bewahrt, restauriert, nachempfunden hat C. F. Wolff die Sagen der Dolomitenladiner. Sein literarischer Erfolg hat dieses Kleinvolk aus Südtirol weit herum bekannt gemacht. Wolff verdient Dank für diese literarische und propagandistische Leistung.

Die Wissenschaft will aber genau wissen, was echte Volksüberlieferung ist und was ergänzt wurde und auf welche Weise. Wolff hat keine wissenschaftlich verwendbare Dokumentation hinterlassen. Sie nachträglich nach volkskundlichen und sprachlichen Kriterien zu erstellen ist mühselig und verspricht nur mäßigen Erfolg. Es soll hier an einigen Sagenelementen versucht werden.

Der Zauberer Spina da Mul – Maultiergerippe

Näheres über diesen Zauberer und Feind der Prinzessin Dolasilla ist in den Dolomitensagen S. 483 und S. 494 ff. nachzulesen. Aus anderen ladinischen Überlieferungen ist weder der Name, noch ein anderes Detail der Wolff'schen Darstellung bekannt.

Ist der Name überhaupt ladinisch? Im badiotischen Dialekt ist *spina* „Dorn“, „Stachel“, „Holzschiene“ u.a.m., im Grödnerischen auch „Faßhahn“, nicht aber „Wirbelsäule“, „Rückgrat“, „Gerippe“.

Das wäre badiotisch *L os dl spiné* oder *la crushara*, grödn. *os dl spinel* oder *crusheda*. Für „Gerippe“ könnte man *crepa* „magere Kuh“ oder *cröcia* „dürres Vieh“, „Krampen“ sagen. Im Italienischen entsprechen sich so ziemlich *spina* (dorsale) und *schiena* (dorsale).

Ein reitendes Geisterwesen *schen a da mul* ist aus Folon (bei Pinzolo in Judikarien, also italienisch-sprachigem Gebiet) bekannt. (Società degli Alpinisti Tridentini, XIII. Annuario, 1886/87, S. 345). Ein Schmied soll sein Pferd beschlagen und wird wegen seiner Ungeschicklichkeit beim Beschlag getadelt; einen müden Wanderer entführt es nach ermüdendem Ritt in den Gipfel eines Nußbaumes.

Schen a da Mul ist über die Etsch gesprungen – mit oder ohne C. F. Wolff auf dem Rücken.

La Zecuta

Die *Tsikúta* ist „eine Schwester von *Spina da Mul* und ebenso unangenehm wie er...“ (Wolff a.a.O. S. 501 ff.).

Im Ladinischen Kalender für 1914, S. 69 f. wird berichtet: Eine Geistererscheinung in Gestalt einer kleinen, buckligen alten Frau erschreckt eine Sennerin. „Es ist die *Zecuta*, eine reiche, alte Venezianerin, die einst Besitzungen in Gröden hatte. Da sie in ihrem Leben unrecht begangen und dieses vor ihrem Tode nicht bereinigt hatte, muß sie umgehen.“

Ebenso und offenbar nach der gleichen Quelle berichtet *Filippone* (I Ladini Dolomitici, Bolzano, Anno XXI F.F.), S. 136.

Die Spur führt also nach Venedig, in die „*Zeca*“-Münzstätte, wo die „*zechini*“-Goldmünzen geprägt werden.

Authentisch ist die Bedeutung „reiche Venezianerin als Schatzhüterin“.

Alfred Bammersberger (Le parler ladin dolomitique du Val Gardéna, Strasbourg, 1974) erfährt von seiner Informantin, „*stria o zecuta*“ sei das grödnische Wort für „*sorcière*“, „Hexe“. Dieses angebliche Appellativum ist nur aus den „Dolomitensagen“ zu erklären.

In beiden Fällen übernimmt Wolff den Namen einer Erzählgestalt und allenfalls etwas von ihrem Charakter. Er restauriert mit heimischem Material aus der weiteren Umgebung.

Andere Meinungen Wolff's halten einer Nachprüfung stand. Wenn er in den Namen Zhan (Jan) de Rame, Zhan (Jan) de Mont ein „unbekanntes vorrömisches Wort“ zu erkennen glaubt (a.a.O., S. 324), so läßt sich das sprachlich stützen und durch weitere Belege erhärten.

Der Dokumentarwert der „Dolomitensagen“ ist zu Recht umstritten. Sie sind nicht grundsätzlich zuverlässig, zusammen mit anderen Informationsquellen aber brauchbar und mitunter wertvoll.

Vorsicht scheint geboten bei der Sage vom *dio Silvano*. (Heyl, S. 572 ff., Nr. 30 und 31. Kommentar S. 744, Anm. 80, 81). Völlig ungewöhnlich ist in ladinischen Sagen die Bezeichnung „Gott“ für ein Wesen der niederen Mythologie; auffallend ist die italienische Namensform.

Lat. *silvanus*, *silvaticus*, *silvarius* hat sich rätoromanisch (und z. T. auch französisch) mit verändertem Stammvokal fortgesetzt und *salvan*, *om salvádegh*, *salvare* u.a.m. ergeben. *Deus* wurde zu *dì* und bezeichnet nur den Gott der Hochreligion; meist sagt man *cal bel dì* „der liebe Gott“.

Majoni (Cortina d'Ampezzo nella sua parlata, Forlì, 1929), S. 3, berichtet kurz, die *anguanes* (ziegenfüßige, weiblich Sagenwesen) kümmerten sich um die Wäsche des Gottes *Silvano*, der auf *Mondecia-zadió* (Haus des Gottes, wo die Sonne aufgeht) haust. Diese Darstellung paßt besser zu anderen ladinischen Sagen. Auffallend ist auch hier die Bezeichnung „*dio Silvano*“. Die Form der Sage und besonders der Kommentar lassen stark vermuten, daß die ladinische Volksüberlieferung literarisch gestaltet und mit gelehrten Erinnerungen und Anschauungen durchsetzt ist.

Heyl hat übrigens mehrere Sagen „dem Herrn Amtsgenossen, Dr. J. Alton in Wien“ mitgeteilt, der den größeren Teil davon, poetisch ausgestaltet, in seinen *stories e chianties ladines – Innsbruck 1895* – im ladinischen Idiom veröffentlicht hat.

Als volkskundliches Quellenwerk ist mit Vorbehalt Altons 1881 erschienene Arbeit „*Proverbi, Tradizioni ed Aneddotti delle Valli Ladine Orientali...*“, Innsbruck, 1881“ zu gebrauchen. Darin bemüht er sich, Volksglauben und Sagen der Ladiner in volkstümlicher Ausdrucksweise darzustellen, läßt aber oft seine eigene und eigenwillige Meinung einfließen und will Parallelen zur antiken und noch mehr zur germanischen Mythologie finden. Von Wert sind seine Mitteilungen, weniger seine Auslegungen.

Alton wird in der einschlägigen Literatur selten zitiert, wohl auch deshalb, weil die Abfassung in ladinischer Sprache die Benützung erschwert. Etwas mehr Beachtung hätte er aber doch wohl verdient.

Chronik der Volkskunde

Spittaler Museumsarbeit 1980

Anlässlich des 50jährigen Stadtjubiläums und der Kärntner Volksabstimmung vor 60 Jahren wurde in freiwilliger Arbeit aus Spenden und Materialstiftungen das Fischerhaus (1638) am Millstätter See (Seeboden) renoviert und als erstes Kärntner Fischereimuseum mit 10 Abteilungen (Raub-, Lust-, Erwerbsfischerei, Lachsselcherei, Fischzucht, Boote, Floße und Einbäume, Unterwassersport, Wasserrettung, Rauchküche, Machlkammer, Heimatstube, Festraum) eingerichtet. Im Parkschlößl lief die Sonderschau „Spittal zu Großvaters Zeiten: mit 520 Fotomontagen der Abschnitte „Kaiserzeit“, „1. Weltkrieg“, „Kärntner Abwehrkampf“, 1. Republik“, „Ostmarkzeit“, „2. Weltkrieg“, „Britische Besatzung“, „2. Republik“, aufgelockert mit Exponaten der betreffenden Zeit. Wegen erweiterter Sicherungsarbeiten auf der Festung Ortenburg (Ruine) wurde ebenfalls im freiwilligen Einsatz des Vereins „Helfer der Ortenburg – Kärntner Handwerksmuseum“ ein vierzig Meter langer Brückensteg errichtet und feierlich der Bestimmung übergeben. Das Hauptmuseum im Schloß Porcia (Bezirksheimatmuseum) wurde durch 20 neue Tischvitrinen ergänzt. Die ehrenamtlichen Mitarbeiter beteiligten sich an den Exkursionen zum südbayrischen Freilichtmuseum in Glenleiten und nach St. Oswald (Besichtigung der Hammerschmiede Pertl und der Mineralien-Kranzelbinder auf der Turrach). Im Selbstverlag des Bezirksheimatmuseums erschienen „Alte Kärntner Holzkultur“, „Fischwaid am Millstättersee“, „Spittal in alten Ansichten“ und als erweiterte Auflagen „Das Lieser-, Malta- und Pölltal“ und „Um die Möll“. Die Publikationen stammen von Helmut Prasch, der bei der Tagung des Österr. Fachverbandes für Volkskunde in Feldkirch als korrespondierendes Mitglied aufgenommen und in Klagenfurt von der Kammer der gewerblichen Wirtschaft mit der Ehrenmedaille als Dank für die Gründung des Handwerksmuseums in Baldramsdorf und für Verdienste um den Fremdenverkehr ausgezeichnet wurde. Die Galerie Truppe im Schloß wurde durch mehrere Schenkungen der akad. Malerin Gertraute Truppe-Heinrich ergänzt. Den 15. Mai, 10. Oktober und 26. Oktober hat der Förderverband als Tag der offenen Tür eingehalten.

G. K.

Ethnographisches Museum Schloß Kittsee

Sonderausstellungen:

1. Aus Holz, Stein und Lehm

Ungarische Dorfarchitektur

Aus der Sammlung des

Ethnographischen Museums Budapest

Photos Lantos Miklós

Die Gesellschaft der ungarischen Dörfer hat in den vergangenen dreißig Jahren grundlegende Veränderungen erfahren, welche sich vielleicht am auffallendsten in der Änderung der Gebäude widerspiegeln. Heute besteht die Mehrheit der Dorfeinwohnerschaft aus Industriearbeitern, der Anteil der in der Landwirtschaft Tätigen sank in den letzten drei Jahrzehnten unter 50 Prozent, und auch diese arbeiten in modernen Großbetrieben. Das Bild des Dorfes hat sich total verändert, unter den neuen nach städtischen Ansprüchen eingerichteten Häusern sind alte Bauernhäuser immer seltener und nur mehr isoliert zu finden. Diese Veränderung geht unauffällig vor sich, es handelt sich nicht um den Bau neuer Wohnviertel, die einzelnen Familien entscheiden selbst über die Art des Bauens. Die alten Bauernhäuser werden zum Abbruch verurteilt, und bald wird es so weit sein, daß es zum Auffinden eines schönen alten Dorfgebäudes ebenso mühevoller Forschungsarbeit bedarf wie zur Entdeckung eines gotischen oder barocken Gebäudes in der Stadt. Die noch stehenden Bauernhäuser gehören bereits der Vergangenheit an, ihre Bewohner sind bestrebt, in die Gegenwart zu gelangen.

Der Dichter János Pilinszky sagte einmal in Paris bei einem Vortrag über die besondere Lage der osteuropäischen Kunst: „...in Ungarn ist die Volkskunst – wenn auch schon verschwunden – immer noch anwesend, anwesend als die Erinnerung an einen Toten, als die noch lebendige Erinnerung.“ Visuell vermitteln uns die Bilder von Miklós Lantos ein ähnliches Erlebnis. Ihre zurückhaltende Lyrik drückt aus, daß er nicht nur architektonische Formen in den Bauernhäusern sieht, sondern die Boten einer verschwundenen, aber uns noch nahestehenden Lebensform.

Miklós Lantos ist Architekt. Er sieht die Gebäude an wie ein sachverständiger Kollege der einstmaligen Erbauer, der Zimmerleute und Maurer. In den Formen sieht er die Struktur, die Verteilung der Gewichte und der Lasten, die Tragfähigkeit der Tragelemente. Die aus seinen Bildern zusammengesetzten „visuellen Strophen“ drücken die landschaftlich bedingte Verschiedenheit der Baumaterialien aus: Holz, Stein, auf Rutengeflechte gestrichener Lehm, in der Sonne getrockneter Tegel, gebrannter Ziegel. Die Einzelaufnahmen lassen die Arbeitsformen spüren, die aus langer Tradition stammenden Erfahrungen der bauenden Bauern, sogar einen mit dem verwendeten Baumaterial geführten „Dialog“, dort wo die gestaltende Absicht in der Form des Holzes, des Steines verwirklicht wird.

Die Athener Charta über den Baudenkmalschutz stellt uns die Aufgabe, solche Außenflächen zu schützen, die Zeugen der Geschichte waren. Die lehmbeworfenen und geschnitzten Flächen auf den Bildern von Lantos führen uns die Geschichte vor

Augen, das zwischen diesen Wänden geführte Leben. Er zeigt nur selten Menschen gestalten, die leeren Straßen vergegenwärtigen trotzdem die Gestalten der früheren Bauern, die ihre Festtagskleider tragen oder zur Arbeit gehen; und das Nebeneinander der Keller erzählt von fröhlichem Weintrinken. Die Bilder zeigen das Maß der Gebäude entsprechend der Einheiten der alten Dorfgemeinschaft. Wir sehen die aus mehreren Generationen bestehenden Bauernfamilien, die Bauernhöfe, auf denen Klein- und Großvieh gezüchtet wurde, wir sehen die Kirchen, welche die aus einigen hundert Menschen bestehende Dorfgemeinschaft aufnehmen konnten, deren Mitglieder ihren genau festgelegten Platz in den Bänken hatten, und wir sehen die Friedhöfe, auf denen die Vorfahren in spezifischer Ordnung unter Kopfhölzern und Grabkreuzen ruhen.

Wenn Miklós Lantos die bestimmende Rolle der Materialien, Techniken und gesellschaftlichen Normen in der Dorfarchitektur visuell analysiert, zeigt er uns gleichzeitig, wie wir „Kunst“ in den Gebäuden sehen können. Die Bilder von Miklós Lantos erzählen, daß die Bauernhäuser auf solche Weise schön sind: die einfachen Formen sind zweckmäßig, sie entstehen aus den Eigenschaften der entsprechenden Materialien. Das Zusätzliche kann zur Entscheidung beitragen, ohne diese Harmonie zu stören: die Schnitzerei auf der Flursäule, ein durchbrochenes Gitter, die Jahreszahl und das Monogramm im Kranz auf der Fassade, welche die Person des Erbauers verewigen.

2. Volkskunst im slovenischen Alpenland (Oberkrain)

Seit der Auslagerung der Ost- und Südeuropa-Bestände des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien zur Errichtung eines eigenen „Ethnographischen Museums“ in Kittsee, das gleichwohl im Verwaltungs- und Betreuungsverbande mit dem Mutterhause bleibt (Direktion Dr. Klaus Beitzl), sind bereits erstaunlich viele und zumeist sehr gute Sonderausstellungen aus eigenen, überreichen Sammlungen noch aus der Ära Michael Arthur Haberlandt wie in steigenden Maße aus Leihgaben des Ostbereiches gezeigt worden. Eine besonders gut gelungene scheint mir die hier mit ihrem Katalog anzuzeigende zu sein. Sie ist in Zusammenarbeit mit den Kollegen der vorbereitenden Museen in Slowenien (A. Novak, G. Makarovič, M. und C. Avguštin, L. Molak) zunächst für Villach (1980) und nun für Kittsee (1981) sorgfältig, besonders was auch die museale Präsentation betrifft, gestaltet worden.¹⁾

¹⁾ Katalog: Volkskunst im slowenischen Alpenland (Oberkrain). Aus den Museen in Kranj (Gorenjski Museum), Skofja Loka (Koški Museum), Radovljica (Imkermuseum), Kamnik und Ljubljana (Slowenisches Ethnographisches Museum). Katalog der Sonderausstellung Kittsee 1981 des Österreichischen Museums für Volkskunde und des Ethnographischen Museums Schloß Kittsee, Burgenland, im Selbstverlag. Brosch. 46 Seiten, 16 z. T. farbige Bildtafeln.

Klaus Beilt, dzt. Direktor beider Museen, gibt ein forschungsgeschichtliches „Vorwort“ (5–10). Darauf folgt eine sehr gute Kurz-„Einleitung“ über „Volkskunst in Gorenjsko (Oberkrain)“, die sich in gutgezeichneten Grundlinien der Entwicklung der Volkskultur insgesamt, jener Sloweniens und zumal seiner „Volkskunst“ im weitesten Sinne annimmt (11–21). Gorazd Makarovič, der in Museumspraxis und Forschung über sehr viel Erfahrung verfügt, zeichnet den wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Hintergrund einer immerhin bei den Slovenen seit dem 16. Jahrhundert (übrigens der großen Zeit ihrer reformationsbedingten Sprachkultur und Literatur!) kontinuierlich zu beobachtenden Entwicklung der regionalen slowenischen Volkskultur, die neben ihren pannonischen wie den mediterran-istrischen Komponenten stärkstens dem Alpenen verhaftet bleibt. So richtet sich die Schau eben auf das Besondere des Slowenischen innerhalb dieser sogenannten „Alpen-Volkskunst“ (21) mit Hausschmuck und Möbelkunst, mit der hier reich dokumentierten religiösen Bilderwelt wie jener nicht nur krainerisch-slowenischen, hier aber in besonderer Themenvielfalt sich präsentierenden Bienenstock-Stirnbrettchen-Malerei (panjske končnice), wie sie zu den besonderen Forschungsgebieten von G. Makarovič und seiner Frau zählen, in solcher Fülle gewiß noch nie nördlich der Alpen gezeigt worden sind. Sie gehören jedenfalls zum Reizvollsten dieser Ausstellung. Für sie gibt es überschauende Untersuchungen wie Studien zu Einzelthemen. Vgl. St. Vurnik, Slovenske panjske končnice, Zs. Etnolog III, Ljubljana 1929, 157–178; G. Makarovič, Poslikane panjske končnice, Lubljana o. J. (1962); derselbe, Panjske končnice štajerske ljudske slikarske delavnice. Zs. Slovenski Etnograf 1963/64, 183–190; weiters eine wichtige Studie von E. Cevc, Problematika naših poslikanih končnic. Zs. Naša sodobnost III, Ljubljana 1955, 11/12, 1061–1078. Daß es auch im Steirischen Volkskundemuseum zu Graz eine Sammlung oberkrainischer bemalter Bienenstockbrettchen aus dem Nachlaß des (in Oberkrain beheimateten) ehemaligen Landesarchäologen der Steiermark Univ.-Prof. Dr. Walter Schmid gibt, die vom Unterzeichneten katalogisiert und für einen (nicht gedruckten) Katalog vorbereitet wurde, nur nebenbei.

Die Freude am hübsch bebilderten Katalog dieser Ausstellung wird etwas herabgemindert durch die (wohl durch allzu eilige Drucklegung bedingte) mangelnde Sorgfalt im Sprachlichen, Sachlichen, durch zu viele Druckfehler. So in der deutsch-slowenischen Ortsnamenkonkordanz, so wichtig eine solche im so viele Jahrhunderte währenden Neben- und Miteinander von Deutschen und Slowenen ist (43–46; viele unnötige Druckfehler, da ja die slowenischen Zeichen vorhanden sind, aber willkürlich verwendet oder weggelassen erscheinen). Das Hinterglasbild von Luzia und Barbara (Abb. 12) stammt genau aus Kranj-Krainburg, nicht bloß aus „Krain“. Auf dem farbig wiedergegebenen Ex voto 1770 (aus Bodešče, nicht Bodesce) sollte man nicht aus einem unverkennbaren Mönchsheiligen Leonhard mit Kette, Abtstab und Buch einen „Hl. Antonius“ machen. Das hervorragende Geschichtswerk von M. Kos, 1955, heißt Zgodovina Slovencev (nicht Slovenec) (S. 7, A. 37. Laibach wird man kaum als eine deutsche „Sprachinsel“ wie Gottschee bezeichnen können (S. 6 f.). Es hatte bis ins späte 19. Jh. wohl eine deutsche (neben einer italienischen wie auch friulanischen) Adelsschicht und ein starkes deutschsprachiges Handwerker- und Beamten-Bürgertum. Der (freilich heute umkämpfte)

Begriff „Sprachinsel“ kann sich kaum auf eine nur die sogenannte Oberschicht betreffende Siedlungsgemeinschaft beziehen.

Trotz dieser Einwände jedoch bleiben Ausstellung und Katalog wertvolle und willkommene Bereicherung für wissenschaftlich-fachliche wie „menschliche“, einander verstehen lehrende „Nachbarschaft“.

Leopold Kretzenbacher

Fritz Weninger †

Der Maler, Restaurator und Sammler Prof. Fritz Weninger ist am 25. September 1981 in Wien im 90. Lebensjahr gestorben. Der hervorragende Kenner und Sammler alter Volkskunst hat sich vor allem um seine Heimat, den Bezirk Neunkirchen in Niederösterreich angenommen und von dort, aus dem Bereich der niederösterreichisch-burgenländischen Grenze viel an Sammelgut, aber auch an eigenen Zeichnungen und Bildern lebensvoll erworben und gestaltet. In manchen Zeiten ist er auch in anderen Landschaften tätig gewesen, so ziemlich in allen Vierteln Niederösterreichs, wo er sich besonders mit der Restaurierung der bezeichnenden Sgraffito-Häuser beschäftigte, aber auch anderwärts, beispielsweise im Lungau, von wo er beachtliche Bildfolgen des Samson-Umzuges mitbrachte.

Weninger hat seine Sammelschätze sehr genau gekannt, und mit seiner Spezialkenntnis auch die Museen bereichert. Vor allem selbstverständlich das Heimatmuseum Neunkirchen, das er lange Zeit betreut hat. Aber auch dem Niederösterreichischen Landesmuseum hat er mitunter wertvolle Stücke seiner Privatsammlung, vor allem Steinfelder Majolika, gern als Leihgaben zur Verfügung gestellt. Das österreichische Museum für Volkskunde konnte im Lauf der Jahre viele seiner eigenen Arbeiten wie auch manche seiner Sammelstücke erwerben. Weninger war ein hervorragender Erzähler und hat die Geschichten seiner Erwerbungen geradezu dramatisch erzählen können. Wie so viele Erzähler hat er wenig geschrieben. Gerade einmal einen Hinweis auf das Heimatmuseum Neunkirchen etwa (in: Unser Neunkirchner Heimatbuch. 1949. S. 131–132), oder einen kurzen Überblick über die Steinfelder Majolika (Die Krügelmacher am Steinfeld. In: Wiener Neustädter Jahrbuch, o. J. S. 39–44). Eine Bibliographie seiner Veröffentlichungen wäre kurz. Aber sein Andenken wird in den Kreisen der Sammler und Museumsleute hierzulande lange leben.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Ausgabe letzter Hand mit den Originalanmerkungen der Brüder Grimm. Mit einem Anhang sämtlicher, nicht in allen Auflagen veröffentlichten Märchen und Herkunftsnachweisen hg. von Heinz Rölleke. Bd. 1: Märchen Nr. 1–86 (= UB 3191/5) DM 9,–. Bd. 2: Märchen Nr. 87–200. Kinderlegenden. Nr. 1–10. Anhang Nr. 1–28 (= UB 3192/6) DM 10,80. Bd. 3: Originalanmerkungen, Herkunftsnachweise Nachwort (= UB 3193/7) DM 12,60. Stuttgart 1980, Verlag Philipp Reclam.

Man möchte im allgemeinen doch glauben, daß es Ausgaben der Grimmschen Märchen zur Genüge gäbe. Aber wie vorliegendes Beispiel zeigt, ist eine sehr gut geplante, aber eigentlich schlichte und noch dazu preiswerte Ausgabe in der berühmten „Reclams Universal-Bibliothek“ doch noch etwas besonderes, bemerkenswertes.

Der schon vielfach mit diesen Märchen befaßte Heinz Rölleke von der Bergischen Universität Wuppertal hat hier zunächst und vor allem „Grimm“ herausgegeben. Die beiden Textbände, schlicht als Anhang die nicht in allen Ausgaben veröffentlichten Märchen, die man doch manchmal auch nachschauen will, und den ganzen III. Band, also die „Anmerkungen“, wie sie die Brüder 1856 zuletzt in 3. Auflage herausbrachten. Sie sind bisher nicht ersetzt, auch durch den fünfbandigen Bolte-Polivka nicht, den man aber selbstverständlich trotz seiner spröden Textgestaltung immer wird heranziehen müssen. Rölleke hat als durchaus möglichen Ersatz für einen sonst ins unendliche anwachsenden Apparat „Herkunftsnachweise“ gegeben, einen schlichten, knapp gefaßten Kommentar, der aber alles wichtige, selbstverständlich auch die Typennummern usw. enthält. Zudem hat er die „Beiträger und Vermittler der Märchen“, mit denen er sich schon mehrfach befaßt hat, in einer klaren Übersicht beigegeben, selbstverständlich ausführliche Literaturhinweise, und schließlich ein lesenswertes Nachwort, das wiederum das Werk der Brüder in den Vordergrund stellt, sein Werden, seine Besonderheit. Wer sich weniger mit der Forschungsgeschichte als mit den Märchen selbst beschäftigen will, findet S. 583 ff. nach den KHM-Nummern geordnete Literaturhinweise, die vor allem die einzelnen Monographien zu den bisher in dieser Art untersuchten Märchen aufzählen. Vielleicht ein wenig zu knapp, und nicht auf die mitunter doch sehr bemerkenswerten Hauptmotive eingehend, aber für den Handgebrauch genügend. Es ist eine der Stellen in diesem an sich sehr brauchbaren Werk, an der man

sich doch mit Wehmut daran erinnert, daß Lutz Mackensens „Handwörterbuch des deutschen Märchens“ zu früh abgebrochen werden mußte. Dort stehen Artikel, die man in diesen Literaturnachweisen doch vermißt. Aber sie werden sicherlich später in den Artikeln der „Enzyklopädie des Märchens“ wieder aufgenommen werden, worauf man sich und andere eben einstweilen vertrösten muß.

Leopold Schmidt

Ruth Michaelis-Jena. *Die Brüder Grimm.* (= Schriften der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker, Bd. 7). 143 Seiten. Münster 1980, Verlag Aschendorff. DM 19,80.

Die Verfasserin, aus Deutschland stammend, in England lebend, ist der Märchenforschung durch ihre Mitherausgabe der „Englischen Volksmärchen“ in der Reihe der „Märchen der Weltliteratur“ bekannt. Dieser mit Katherine Briggs gemeinsam verfaßte Band ist 1970 erschienen. Im gleichen Jahr erschien die englische Ausgabe dieses Buches „The Brothers Grimm“ in London. Die vorliegende deutsche Ausgabe ist von der Verfasserin selbst besorgt, der Text der englischen Ausgabe gegenüber etwas gekürzt. Die Herkunft aus dem Englischen merkt man doch an manchen Anglizismen.

Das Buch ist liebevoll gemacht, bezieht sich vor allem auf das Leben der Brüder Grimm, auf die Lebensumstände der ganzen Familie, nicht zuletzt auf die an sich recht wenig ergiebigen Beziehungen zu Frauen, die hier stärker als sonst, vielleicht sogar stärker als notwendig dargestellt werden. Das Hauptinteresse der Verfasserin gilt der Darstellung des Werdeganges der „Kinder- und Hausmärchen“. Ein eigenes Schlußkapitel heißt denn auch „Die Kinder- und Hausmärchen und ihre Auswirkung“, das einen schlichten, aber für einfache Interessenten doch genügenden Überblick über die weitere Märchensammlung bietet. Die anderen Werke der Brüder, vor allem die „Deutschen Sagen“ werden dagegen sehr unterschätzt, obwohl sie für die deutsche Sagensammlung von ausschlaggebender Bedeutung waren. Und das Lebenswerk Jacob Grimms läßt sich so wie hier doch wohl kaum nachzeichnen. Die Bedeutung der „Deutschen Mythologie“ von 1835 war unabsehbar größer als aus den ihr gewidmeten sieben Zeilen auf S. 85 hervorgeht. Das gut lesbare Buch ist eben mehr den persönlichen Umständen als der wirklichen wissenschaftlichen Bedeutung vor allem Jacob Grimms gewidmet.

Das gleichzeitig erschienene Werk von Ludwig Denecke und Karl Schulte Kemminghausen, *Die Brüder Grimm in Bildern ihrer Zeit*. Kassel 1980, Erich Röth-Verlag, ist uns leider nicht zur Besprechung zugegangen.

Leopold Schmidt

Gerhard Heilfurth, *Der Bergbau und seine Kultur. Eine Welt zwischen Dunkel und Licht.* Großformat 321 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen, Zürich 1981, Atlantis Verlag.

Dieses große, schöne Buch bedeutet wohl die Krönung des Lebenswerkes von Gerhard Heilfurth, der sich seit jungen Jahren mit dem Bergbau und seiner Kultur,

mit dem Bergmannslied, der Bergmannssage, dem Bergmannsgruß und den verschiedensten anderen Manifestationen dieser wichtigen Gruppe der Volkskultur beschäftigt hat.

Das vorliegende Buch bietet mit seiner reichen Bebilderung eine Gesamtdarstellung, von einer Einleitung über die Bedeutung der Bodenschätze im Prozeß der Zivilisation bis zum Schlußwort über den Bergbau in seiner Schlüsselfunktion zwischen Urproduktion und Industrie. Man merkt es jedem Satz, jedem Kapitel an, daß hier ein Verfasser mit voller Zuneigung zu seinem Stoff schreibt, mit einer überlegenden Kenntnis der Teile wie des Ganzen, ohne daß die Fülle der Beispiele etwa den Gesamtfluß der Darstellung beeinträchtigen würden. Auch für den Außenstehenden wird durch eine einleitende Darstellung über Wesen und Aufgaben des Bergbaues alles geboten, was er zum Aufsuchen, Erschließen, Gewinnen, Fördern und Aufbereiten wissen muß, um die folgende kulturgeschichtlich-volkskundliche Darstellung verstehen zu können. Nebenbei: Schon die wenigen erwähnten Begriffe bzw. ihre Bezeichnungen haben vielleicht gezeigt, in welchem Ausmaß der Bergbau auf die Sprache eingewirkt hat. Sehr viele heute eher als abstrakt angesehene Begriffe entstammen ja direkt der handfesten Bergmannssprache. Das macht sich immer wieder bemerkbar, wenn man die einzelnen Abschnitte des großen Hauptkapitels „Die bergmännische Berufs- und Lebenswelt“ liest. Der Leser wird von der bergmännischen Arbeit zum bergmännischen Sozial-, Berufs- und Betriebsgefüge geführt, lernt ihre rechtlichen Ordnungen kennen, versteht bald die Zusammenhänge von Landschaft und Revier und kann nunmehr mit bergmännischer Siedlung und Wohnung zweifellos mehr anfangen als bisher. Da gibt es Ausblicke auf geschichtlich wichtig gewordene Erscheinungen wie die Bergstädte, auf volkskundlich vielleicht zu wenig beachtete Einzelheiten wie bergmännische Tracht und Kleidung, mit wichtigen Hinweisen auf den „Uniform-Charakter“ dieser Kleidung in verschiedenen Fällen. Weit ist das Feld der bildenden Kunst mit den frühneuzeitlichen Bergmannsaltären, nicht minder wichtig die Behandlung von Sprache, Literatur und Dichtung. Dann das umfangreiche Brauchgebiet: Von Ausbildung und Lehre geht es über Brauch, Fest und Feier zu Ethos und Verhalten. Selbstverständlich schließen hier die Beziehungen zu Kirchen und Gottesdiensten an, mit einem wichtigen Seitenblick auf die Heiligenverehrung, wobei die zahlreichen Studien über Barbara und Daniel aus den letzten Jahrzehnten manches beigetragen haben. Dann, nach dem bergmännischen Aberglauben, wird das Gebiet der Bergmannssage ausführlicher behandelt, anschließend das von Heilfurth geradezu lebenslang bearbeitete Bergmannslied sowie Musik, Tanz und Spiel; von den Bergreihern und ihren bildlichen Darstellungen in einigen Krippen war ja auch bei uns mehrfach die Rede. Hier schließen noch Sprüche und Inschriften, Humor, Symbole und Wahrzeichen sowie der Bergmannsgruß Glückauf an, so daß eine ganze Bergmannsvolkskunde integriert erscheint.

Für die überaus reiche Bebilderung muß man besonders danken. Der Außenstehende mag wohl erst aus dieser Darbietung merken, wieviel es auf diesem Gebiet gegeben hat, wieviel in den letzten Jahrzehnten erschlossen wurde, wobei man dankbar auch der vielen Arbeiten von Franz Kirnbauer gedenken wird, und wie weit man Umschau halten muß, um eine solche Fülle richtig und ausgewogen zu präsentieren.

Das ist nämlich hier geglückt, und man wird daher den schönen Band von Gerhard Heilfurth mit herzlichem Dank quittieren.

Leopold Schmidt

Margot Schindler, *Die Kuenringer in Sage und Legende*. (= Raabser Märchen-Reihe, Band 6), 159 Seiten, 12 Abbildungen, 1 Karte. Selbstverlag des Österr. Museums für Volkskunde. Wien 1981. S 120,–.

Es ist erfreulich, daß parallel zur Kuenringer-Ausstellung in Zwettl nun dieses Bändchen erschienen ist, das dem gezeigten Material einen tieferen Hintergrund verleiht. Man möchte nicht erwarten, wieviel und wie farbige Texte sich unter dem Sachbegriff der *Kuenringer* zusammentragen lassen.

Margot Schindler hat mit geschicktem Gespür selbst Quellen ausfindig gemacht, an die man kaum denkt – wie J. A. Krickel, *Eisenbahn-Ausflüge auf der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn*. (Wien 1844) – und sie hat das inhaltlich sehr unterschiedliche Material in eine sinnvolle Reihenfolge gebracht. Neben den Gründungssagen steht zurecht als eigene Gruppe das Motiv von den feindlichen Brüdern. Derlei Züge sind zu verschiedenen Zeiten allenthalben sehr beliebt gewesen, so daß man in oberitalienischen Parallelgeschichten gelegentlich auch aus nachweislich befreundeten Brüdern verfeindete gemacht hat. Ob es sich bei den Texten Nr. 27 bis 29 um ein Wandermotiv handelt, oder ob es polygenetisch immer wieder auftaucht, ist schwer zu entscheiden; interessant scheint mir der Zug, daß man den Stoff mit den Türkenkriegen in Zusammenhang bringt.

Besonders dankbar ist man für die Zusammenstellung der Legenden vom sechsten Finger der Muttergottes von Maria Laach am Jauerling. Ich weiß nicht, ob es dazu in der Malerei noch Belege gibt, im Bereich der Volkserzählung begegnet das Motiv der Mehrfingrigkeit entweder als Attribut eines Jenseitigen oder der zusätzliche Finger hat eine besondere Funktion, wie etwa in islamischen Legenden, in denen Mohammed durch den sechsten Finger des Erzengels Gabriel gestillt wird, ähnliches gilt für eine Barlaam-Variante in Mexiko. Für Europa sind freilich solche Vorstellungen fremd, sieht man von Dämonen ab, die daran erkannt werden, daß sie sechs Zehen besitzen. Das Motiv ist jedoch insgesamt noch nicht untersucht.

Sehr lesenswert ist das übersichtliche Vorwort, das die ganze Breite des Sagenraums und die hinter der sprachlichen Darstellung stehenden Vorstellungen analysiert und zugänglich macht. Dadurch erhält auch die sonst fast zentrifugal wirkende Streuung der einzelnen Geschichten einen Zusammenhalt. Sicher war es aber nicht leicht, sowohl geographisch wie auch motivisch für die vorliegende Sammlung überzeugende Grenzen zu finden.

Etwas störend wirkt gelegentlich die eigenwillige alte Orthographie – „Die Donaunike“ (S. 139) – sonst stellt das Bändchen rundum zufrieden. Es bildet zweifellos nicht nur für den österreichischen Sagen- und Legendenschatz eine Bereicherung, sondern man wird auch im Ausland dankbar sein, für ein landschaftlich betontes und zugleich historisch akzentuiertes Thema konkrete Texte zu haben.

Felix Karlinger

Wolfgang Häusler, Wim van der Kallen, Die Wachau. Landschaft, Geschichte, Kultur. Querformat 96 Seiten, mit 86 Abb. auf Tafeln. St. Pölten 1981, Verlag Niederösterreichisches Pressehaus.

Wolfgang Häusler, Historiker von Beruf und vorzüglicher Kenner von Niederösterreich aus Neigung, hat neben seinen größeren Büchern schon einen derartigen querformatigen Band über das Kamptal erscheinen lassen. Nun hat er sich auch mit der am meisten behandelten Kleinlandschaft innerhalb des Landes unter der Enns beschäftigt, und ein durchaus lesenswertes Buch über die Wachau geschrieben. Abgesehen von seinen Neigungen zur Geologie und Mineralogie, die seinen Büchern stets einen besonderen Reiz verliehen, ist ihm das Geschichtliche und Kunstgeschichtliche auch diesmal sicherlich wohl gelungen. Auch sprachlich sind seine Schilderungen etwa der Stiftskirche von Melk ganz hervorragend. So manche Kapitel bieten auch für den Kenner einige Spezialitäten, so etwa jenes über das Servitenkloster Schönbühel, worüber Häusler ja dissertiert hat, oder über den Bauernkriegsführer Georg Prunner, den „Schneider von Emmersdorf“. Die „Sagenwelt der Wachau“ ist nicht vergessen, ohne daß Häusler hier Neues bringen könnte. In dem Abschnitt „Rund um den Tausendeimerberg“ steckt einiges an Schiffervolkskunde, wobei ich den Widerhall einiger Kapitel aus dem einstmals, 1939, von Viktor Pietschmann herausgegebenen „Donauführer“ herauszuhören vermeine. Sonst ist ja die Volkskunde im engeren Sinn kaum auf- und eingearbeitet, über die komplizierten Weinbürger- und Fischerhäuser der Wachau wird man hier kaum etwas Hauskundliches finden, und zu manchen Einzelheiten, beispielsweise den oft sehr beachtlichen hölzernen Toren wäre sicherlich auch einiges zu sagen gewesen, ganz abgesehen von den Trichterküchen und ähnlichen Spezialitäten. Aber es ist nicht das schlechteste Zeugnis für ein Buch, wenn man bei seiner Lektüre denkt, daß man über so manchen Passus diskutieren könnte.

Leopold Schmidt

Volksbildung und Heimatpflege in Oberösterreich. „Inmitten der Mensch“. Zur Geschichte, Theorie und Praxis. Festgabe für Aldemar Schiffkorn. (= Oberösterreichische Heimatblätter, Jg. 35, 1981, Heft 1/2. 160 Seiten, mit mehreren Abbildungen.

Vorliegende Festschrift für den langjährigen Volksbildungsreferenten von Oberösterreich, der unter anderem auch derzeitiger Präsident des Österreichischen Volksliedwerkes ist, soll hier, auch wenn es sich eigentlich um ein Heft einer unserer Tauschzeitschriften handelt, doch wenigstens kurz angezeigt werden. Es enthält doch mehrere Beiträge zur neueren Geschichte unseres Faches, der Volkskunde, die gerade in Oberösterreich der Volksbildung immer sehr nahestand. Zwar wird gelegentlich (S. 14) ausdrücklich festgelegt, daß zu den Aufgaben der Volksbildungsreferenten wohl die Betreuung „aller der Volkstums- und Heimatpflege dienenden Gemeinschaften, des Brauchtums, des Volksliedes, des Laienspiels, der Mundartdichtung u. dgl., mit Ausnahme der wissenschaftlichen und konservierenden Volkskunde und Volkstumsforschung“ gehöre, aber schon auf der nächsten Seite (S. 15) lesen wir eine Liste der von dem Referat geförderten Ausstellungen im

letzten Jahrzehnt, und sie enthält folgende Titel: Innviertler Bauernmöbelausstellung; Das Eferdinger Bauernmöbel; Bäuerlicher Hausrat aus 3 Jahrhunderten; Bauernmöbel aus dem oberen Mühlviertel; Volkstümliche Möbel aus dem Unteren Mühlviertel; Krippen-Ausstellung. Werke religiöser Kunst aus dem Innviertel und aus Niederbayern; Alte und neue Keramik; Bemalte Möbel. Niederbayern–Innviertel; Goldhauben und Tracht aus dem Innviertel und aus Niederbayern; Weihnachtliches Brauchtum in Oberösterreich; – und ich wüßte nun wirklich nicht, welches andere Fach denn solche Ausstellungen hätte machen können als eben die Volkskunde.

Da greifen also die Beziehungen, vermittelt durch die entsprechenden Persönlichkeiten, eng ineinander. Daher wird man den Beiträgen über diese einzelnen Persönlichkeiten wohl besondere Aufmerksamkeit widmen. Das gilt vor allem für den wertvollen, persönlich gehaltenen Beitrag von Martha Khil über die „Heimatgaue Dr. Adalbert Depinys“, die das ungemein bedeutsame Aufbauwerk Depinys, den man vielleicht außerhalb des Landes am ehesten durch sein großes Oberösterreichisches Sagenbuch (Linz 1932) kennt, aus genauester Kenntnis heraus vorführt. Die vielseitige, immer am Wachstum der Wissenschaft orientierte und doch auch künstlerisch eingestellte Schriftleitung seiner „Heimatgaue“ hat ihn unvergeßlich gemacht. Seine Abdankung im Jahre 1938 war mehr als schäbig. Wer davon noch nichts gewußt haben sollte, den unterrichtet ausführlich sein Brief an den Verantwortlichen Landesstatthalter. Die unverantwortlichen Verantwortlichen für das an Depiny begangene Bubenstück werden im Ausdruck dieses Briefes nur mit ihren Initialen bezeichnet; es dürfte auch für Fernstehende nicht sehr schwer sein, diese zu dechiffrieren. Depiny hat die unverdiente Kränkung nicht lange ertragen. Schon 1941 ist der unermüdliche Arbeiter einem Herzschlag erlegen. – Depinys „Heimatgaue“ wurden nun, 1938 zu einem einzigen „Heimatgau“, und der vielseitige Braunauer Arzt Eduard Kriechbaum mußte ihn bis zur Druckpapiereinsparung 1943 leiten, in seiner eigenwilligen Art. Aldemar Schiffkorn hat das Leben und Werk Kriechbaums ausführlich geschildert. Vom Standpunkt der beobachtenden Volkskunde aus wird man Kriechbaum wohl nicht so positiv beurteilen können. – Eine ganz andere Erscheinung, aber ein durchaus echter Oberösterreicher, war Karl Lugmayr, der neben und nach so vielen anderen Posten in der Volksbildung einige Zeit auch den eines Unterstaatssekretärs im Unterrichtsministerium bekleidete. Er ist der Wiener Volkskunde in allen ihren Schattierungen gelegentlich sehr nahegestanden, hat durch Raimund Zoder ein beachtliches Nahverhältnis zu Volkslied und Volkstanz gewonnen, und war nach 1946 bis zu seinem Tod auch Vizepräsident unseres Vereines für Volkskunde. Lugmayer war von der Aura des Genialen unwirtet. In Franz Lugmayers schlichter Darstellung des Lebens und Wirkens des bedeutenden Menschen, Politikers und Philosophen sind die biographischen Unterlagen für weitere Würdigungen enthalten. – Schließlich bietet Eduard Seifert einen gedankenvollen „Versuch, das Charakterbild seiner – nämlich Aldemar Schiffkorns – Persönlichkeit zu entwerfen.“ Eine Bibliographie der Veröffentlichungen des Jubilars ist angeschlossen.

Das wertvolle Heft bekundet unter anderem auch die zielgerechte Leitung der „Heimatblätter“ durch Dietmar Assmann, der nun selbst den Posten eines Volksbildungsreferenten für Oberösterreich einnimmt. Auch er kommt wieder von

der Volkskunde her, und setzt wohl auch damit die Linie seiner bedeutenden Vorgänger fort. Die „Heimatblätter“ mit ihren schönen Beiträgen und ihren oft durchaus kritischen Buchbesprechungen sind unter ihm wieder eine würdige Nachfolge von Depinys „Heimatgaun“ geworden.

Leopold Schmidt

Reformation, Emigration, Protestanten in Salzburg. Katalog der Ausstellung auf Schloß Goldegg, Pongau. Katalogredaktion Friederike Zaisberger. 334 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Salzburg 1981, Amt der Salzburger Landesregierung, Kulturabteilung.

Das 250-Jahr-Gedenken der Protestantenvertreibung aus dem Lande Salzburg war der Anlaß für eine große Landesausstellung, die vom 21. Mai bis 26. Oktober 1981 auf Schloß Goldegg stattfand. Der dazu vorgelegte Katalog, vorzüglich gearbeitet und ausgezeichnet illustriert, erscheint als ein bleibendes Denkmal der Veranstaltung. Sicherlich ist sehr viel an Material dazu schon in früheren Veröffentlichungen vorgelegt worden, vor allem in den Büchern in Angelika Marsch (Die Salzburger Emigration in Bildern, Weissenhorn 1977; Bilder zur Augsburger Konfession und ihren Jubiläen, Weibendorn 1980). Aber hier konnten nicht nur zahlreiche Objekte vorgelegt, katalogmäßig erfaßt und gut abgebildet werden, es war auch Gelegenheit, in einer Reihe von Einzelbeiträgen das Thema von den verschiedensten Seiten durch zuständige Autoren erörtern zu lassen.

Hier ist nur darauf hinzuweisen, daß die Emigranten, die vor allem Bauern und Bergleute waren, auch in verschiedenen volkskundlichen Beiträgen angesprochen wurden. Ausführlich hat Kurt Conrad „Der Bauer und sein Hof“ dargestellt, in kürzerer Form hat Friederike Prodingler „Beiträge zur Kenntnis bäuerlichen Haus- und Arbeits-Gerätes um 1782“ geleistet. Ein Beitrag über die Tracht, den man wohl hätte erwarten können, ist nicht gegeben worden, obwohl zahlreiche Bilder, nicht zuletzt das vorzügliche Porträt der Elisabeth Oberbüchler aus St. Johann im Pongau von Antoine Pesne, das für gewöhnlich im Herzog-Anton-Ulrich-Museum in Braunschweig hängt (Nr. 6.5.1), wohl dazu hätten anregen können. Dagegen ist ein seltener behandeltes Kapitel, nämlich das der volkstümlichen Musik der Zeit, doch einigermaßen behandelt worden. Gerhard Walterskirchen hat sowohl über „Musik und Musikinstrumente der Bauernkriege“ wie über „Das protestantische Lied in Salzburg“ gehandelt. Hinzuweisen wäre auch auf den leider sehr knapp verfaßten Beitrag von Nora Wattleck über das Pongauer Heimatmuseum, das nunmehr im Schloß Goldegg untergebracht ist.

Ausstellung und Katalog waren bzw. sind also auch volkskundlich anregend, wenn man sich vielleicht ein Mehr an Interpretation hinsichtlich der Volkskultur der Daheimgebliebenen wie der Ausgewanderten, beispielsweise in Ostpreußen, hätte vorstellen können.

Leopold Schmidt

Der Leobener Strauß. Beiträge zur Geschichte, Kunstgeschichte und Volkskunde der Stadt und ihres Bezirkes. Herausgegeben vom Kulturreferat der Stadt-

gemeinde Leoben, geleitet von Günther Jontes, Bd. 8, Leoben 1980, 310 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen.

Abermals scheint es geboten, auf den „Leobener Strauß“ hinzuweisen, der sich immer mehr auch als Veröffentlichungsorgan der obersteirischen Volkskunde ausweist. Im vorliegenden Band sind gleich drei Artikel enthalten, die hierher gehören.

Zunächst der umfangreiche Beitrag von Günther Jontes selbst, über „Das Leobener Jesuitentheater im 17. Jahrhundert“, der nicht nur der Theatergeschichte zuzuordnen ist, sondern auch intensiv das Erbe des Jesuitentheaters im Volksschauspiel verfolgt. Volksschauspiel als bedeutsames Erbe der Gegenreformation, das ist selbstverständlich in der Obersteiermark ein wichtiges Thema, und Jontes hat wieder manches an archivalischen Quellen dazu erschlossen.

Dann legt Helmut Eberhart einen weiteren Beitrag zu seinen Studien über die einstmals bedeutende Wallfahrt Maria Freienstein vor. Es handelt sich diesmal um „Das Mirakelverzeichnis von Maria Freienstein aus dem Jahre 1762“, mit genauer Interpretation der Eintragungen. Nur zu S. 136: Bei der Eintragung von 1729 wird es sich bei „Künne“ doch um das Kinn gehandelt haben. Vielfach bemerkenswert die Mitteilungen über Unfälle, Katastrophen und Überfälle; da liest sich das Mirakelbuch doch beinahe wie der Chronikteil einer heutigen Tageszeitung, mit Raub und Mord und seltsamen Prozessen.

Schließlich ein wichtiger Beitrag zur Sachvolkskunde: Dieter Weiß hat die „Inventare des einstigen Stift Gössischen Amtes Gams als Quelle zur Kenntnis bäuerlichen Transportgerätes“ bearbeitet. Ein Gegenstück zu der schönen Veröffentlichung von Olaf Bockhorn also, über die oben (ÖZV XXXV 84, 1981, S. 55 f.) zu berichten war. Die in der Tradition von Geramb und Oskar Moser durchgeführte Arbeit ist auch mit 14 Abb. und 9 Fig. (Strichzeichnungen) vorzüglich illustriert, welche das Beharren dieser Schlitten, Karren und Wagen in den von den alten Inventaren dargetanen Traditionen erweisen.

Von den anderen Beiträgen dieses 8. Bandes des „Leobener Strauß“ seien noch besonders die Beiträge von Elfriede Schmidt über die „Geschichte des Nadlerhandwerks in Leoben“ und die Mitteilung von Hans Pienn über ein „Kreditansuchen Johann Max Tendlers von 1846“ erwähnt. Jede Mitteilung zum Leben und Wirken des vielseitigen Leobener Puppen- und Krippenkünstlers Tandler ist doch willkommen.

Leopold Schmidt

Karl **Haiding**, Stiertreiber und Stiergrössing (aus: Festschrift 150 Jahre Joanneum. Graz 1969. S. 389–404, mit 16 Abb. auf Tafeln)

Karl **Haiding**, Die Seilspannhölzer des steirischen Ennsbereiches (in: Festschrift für Robert Wildhaber, Basel 1973. S. 224–234)

Karl **Haiding**, Fahrzeuge der obersteirischen Bergbauern (in: Folkelivs studier, Bd. 4, S. 227–260)

Karl **Haiding**, Die Getreidehechel – Landschaftsmuseum Schloß Trautenfels (Landesmuseum Joanneum Graz, Bd. 1/1974, Jänner–April 1974, S. 3, mit 1 Abb.)

Karl **Haiding**, Obersteirische Buttermodel (in: Festschrift für Gerda Grober-Glück. Bonn 1978)

Karl **Haiding**, Obersteirische Ringstöcke als frühe Zeugnisse volkskundlicher Forschung. Viktor Theiß zum Gedenken (aus: Der Leobener Strauß, Bd. 6, Leoben 1978, S. 9–62, mit Abb. und Ill.)

Karl **Haiding**, Vergehendes Holzhandwerk der Obersteiermark. Die Gabelmacher, Mühlenzimmerer und Wagner (in: Museum und Kulturgeschichte. Festschrift für Wilhelm Hansen. Münster in Westfalen 1978. S. 177–197)

Karl **Haiding**, Die alte Bienenhaltung in der Obersteiermark. Zeugnisse aus dem Landschaftsmuseum Schloß Trautenfels (in: Bienenmuseum und Geschichte der Bienenzucht. Bukarest 1979)

Karl **Haiding**, Windmühle und Putzmühle. Die Kornfège im obersteirischen Bezirk Liezen (in: Sammeln und Sichten. Festschrift für Franz Maresch. Wien 1980. S. 197–212)

Karl **Haiding**, Altes Erbe im Gerät der Obersteiermark. Mittels Beispielen aus dem Landschaftsmuseum Schloß Trautenfels (Erweiterter Neudruck aus Mannus. Deutsche Zeitschrift für Vor- und Frühgeschichte, Köln 1978 = Festschrift für Ernst Burgstaller. Der Neudruck erschien im Selbstverlag des Museumsvereines Trautenfels und ist bei Ferdinand Jost in Liezen erhältlich. 28 Seiten, mit 21 Abb.)

Karl Haiding, viele Jahre hindurch Leiter des Landschaftsmuseums Schloß Trautenfels im Ennstal, ist 75 Jahre alt geworden. Grund genug, hier einmal wenigstens kurz auf eine Reihe seiner Arbeiten hinzuweisen, die mancher Leser seiner Märchen- und Sagenausgaben vielleicht nicht kennen dürfte, und die im allgemeinen durch ihr Erscheinen in Museums- und Ausstellungsveröffentlichungen wie in Festschriften weniger leicht zugänglich sein mögen.

Sie sind aber durchaus wichtig, erweitern unsere Kenntnis von der alten ländlichen Holzkultur ganz beträchtlich und weisen auch immer wieder Spuren des ganz persönlichen Zusammenlebens des Verfassers mit seinen Gewährsleuten auf.

Das neueste Heft dieser Art, das „Alte Erbe im Gerät der Obersteiermark“ beschäftigt sich mit dem Holz selbst, mit der Wahl der Holzarten, mit den „Natürlichen Wuchsformen“ und den „Winkelwurzeln“, den „Zwieseln“ und verwandten Erscheinungen. Die Arbeitsvorgänge des Spaltens und des Flechtens, des Aushöhlens des Vollholzes werden dargetan, man merkt die nahe Verwandtschaft zu Arbeiten von Bruno Schier wie von Torsten Gebhard. Von den „Arbeiten aus dem Vollen“ geht auch der Blick zu den „letzten Einbäumen“ am Grundlsee hinüber. Ganz nebenbei wird auch auf das Anbringen von Hausmarken an solchen Geräten hingewiesen, worüber Haiding schon 1961 (Holz- und Hofmarken als Handzeichen, in: Mitteilungen des Steiermärkischen Landesarchivs, Graz 1961, S. 62 ff.) einmal aufmerksam gemacht hat. Ein kurzer Überblick „Volkskunde – Völkerkunde – Urge-

schichte“ deutet an, bei wem Haiding gelernt hat, und woraus auch weiterhin noch manches zu lernen wäre. Nicht alles, was in den letzten Jahrzehnten auf diesen Gebieten gearbeitet wurde, dürfte dabei schon erfaßt sein. Aber innerhalb seiner Grenzen hat Haiding für diese Bereiche doch viel geleistet.

Leopold Schmidt

Anton Wieser, Der Vierbergelauf. Ein Kärntner Brauch. Texte: Fred Dickermann, Fotografie: Anton Wieser. Kärntner Druck- und Verlagsgesellschaft – Klagenfurt (1981), 95 Seiten mit 56 Farbfotos und einer Kartenskizze (Quer-Oktav).

Die nachösterliche Bedefahrt am Dreinagelfreitag über die vier Berge im Hinterland der alten Kärntner Herzogsstadt St. Veit zieht selbst Außenstehende immer wieder in ihren Bann. So entstanden die umfassenden Untersuchungen Helge Gerndt's zu diesem Brauch und so kamen neuerdings und nicht von ungefähr wieder zwei Rundfunkleute zu einer Reportage darüber. Ihr Kernstück ist die schöne, keineswegs überzogene Folge von Farbfotos, die uns den gesamten Brauchablauf in seinen Grundzügen und mit vielerlei Randdetails miterleben läßt. Ein zeitnahe Dokument also, das uns die eigenartige Lebendigkeit dieser Wallfahrt bestätigt und das zugleich mit seinen Rahmentexten das herkömmliche Beiwerk für jene liefert, die „viel Theoretisches“, das darüber geschrieben worden ist, kaum erreicht. Dem Textschreiber hätte dessen genaueres Studium freilich nicht geschadet, und vielleicht sollte man bei einer sicher kommenden weiteren Auflage wenigstens das Wichtigste dazu anführen. Warum eigentlich scheut man sich auch, manche neue Erkenntnisse unseres Faches und gewissen Korrekturen wenigstens im kleinen vorzunehmen? Dem schönen Dreinagelfest hin über Berge und Täler Kärntens würde damit kaum Abbruch geschehen. Den unentwegten Teilnehmern am Vierbergelauf gilt so oder so ja auch unsere Sympathie. Wirklich gelungen und eigentlich erstmalig aber sind die Aufnahmen und Impressionen Anton Wiesers. Sie zaubern uns nicht nur einen alteingesessenen religiösen Brauch in den Pastelltönen des ersten Frühlings vor Augen, sondern zeigen noch viel mehr, nämlich das Volk und die Menschen dieses Landes und dessen schöne Glantal Landschaft.

Oskar Moser

Reinhard Worschech, Bildstöcke. Wahrzeichen der Landschaft. rosenheimer (Rosenheimer Raritäten), Rosenheim 1981. 160 S., 8 Farbtaf., zahlreiche Abb. (s/w), Zeichnungen von G. F. Koller.

Überblickt man die Einlaufliste zum Thema Bildstock- und Flurdenkmalforschung der Bibliothek des Österr. Museums für Volkskunde (siehe ÖZV Band XXXV/84, Heft 2, 1981, S. 132–140), so wird man dieser entnehmen, daß schon in früher volkskundlicher Zeit für jene Male Interesse bestanden hat, daß aber besonders in den letzten Jahren sich immer mehr Autoren diesem Thema widm(et)en. Zumeist jedoch – immer gemessen am Einlauf unserer Bibliothek – sind diese Werke auf eine bestimmte mehr oder minder kleine Region beschränkt. Dies allerdings darf nicht verwundern, haben wir es doch mit einem Sachgebiet zu tun, das an

regionaler Vielfalt und Anzahl wenig seinesgleichen hat. Umso erfreulicher ist es, wenn sich im vorliegenden Buch nun ein profilierter Volkskundler mit diesem reizvollen Zweig der Volkskunde befaßt und immer wieder die Grenzen seiner engeren Heimat Franken mit Beispielen in Text und Bild überschreitet. Umfang und Inhalt sind naturgemäß den üblichen, bekannten Bedingungen unterworfen, so daß Vieles nur angedeutet werden kann. Da mir eine ausgezeichnete Rezension von Universitätslektor Wiss. Oberrat i. R. Dr. Emil Schneeweis vorliegt, die für den ORF verfaßt wurde, möchte ich auf jene Merkmale hinweisen, die einem Volkskundler in besonderer Weise ansprechen. So z. B. jene des Males an der Ortsgrenze von Mönchberg nach Rölbach (Spessart): Der Stein weist Wetzrillen auf. Diese rühren daher, weil man den Stein abkratzte im Glauben, daß dieser wundertätige Heilkraft habe. Ein in der Volkskunde nur allzubekanntes Faktum, das allerdings nicht allein auf Steine beschränkt ist.

Sehr reizvoll ist auch die Gegenüberstellung der religiösen Male mit der modernen Technik. So zeigt die Abb. auf S. 22 einen Bildstock von 1782 mit dem Relief der schmerzhaften Mutter von Dettelbach, wohingegen im Hintergrund die gigantischen Kühltürme des Kernkraftwerkes bei Grafenrheinfeld (LK Schweinfurt) bedrohlich aufragen: welch eine Symbolik! Auch das nächste Bild (S. 23) zeigt ein Flurkreuz von 1744 sowie den riesigen Mast einer Starkstromleitung, die wohl Strom aus dem genannten Kernkraftwerk weiterleitet. Von ganz außerordentlicher Bedeutung scheint mir der Hinweis zu sein, daß Versetzungen der Male in gewissem Sinne einen Frevel darstellen. Zumeist ist das Mal ja mit Absicht just an diesem Platze aufgestellt worden; Intention und Umgebung sind eben zusammengehörende Faktoren unserer Male. Man denke nur an die vielen Sühnemale, die im vorliegenden Buch sehr schön angesprochen werden.

Daß mehrfach der Druckfehlerteufel sein Unwesen treibt, kann allerdings dem Wert des Buches nicht viel anhaben; lediglich das Literaturverzeichnis könnte ausführlicher sein. Auch ein Hinweis auf die vielen Aktionen zum Thema, wie etwa den Bildstockwanderweg in Gobelsburg, der beispielhaft auf andere Orte wirkt, sowie die z. T. sehr modernen Neuschöpfungen (Beton kommt ins Gespräch!).

Abschließend sei gesagt, daß man Verfasser und Verlag für dieses Buch dankbar sein kann, stellt es doch in Form und Inhalt eine sehr wesentliche Bereicherung der einschlägigen Literatur dar, wobei insbesondere die Zeichnungen von G. F. Koller dem Buch eine besondere Note verleihen.

Klaus Gottschall

Michael Belgrader, Das Märchen von dem Machandelboom (KHM 47). Der Märchentypus AT 720. (= Artes populares, Bd. 4) 353 Seiten, 1 Kartenskizze. Frankfurt am Mai 1980, Verlag Peter D. Lang.

Auf Dissertationen kann man im Rezensionsteil unserer Zeitschrift nicht immer eingehen. Aber die vorliegende fleißige Arbeit, eine Doktordissertation bei Lutz Röhrich in Freiburg muß doch wenigstens angezeigt werden.

Der Verfasser hat sich eines der schwierigsten und wichtigsten Märchen der Grimmschen Sammlung zum Thema genommen, ein Märchen, zu dem es schon sehr

viel an Literatur der verschiedensten Art gibt. Ein Märchen, das man mit dem Hauptmotiv der Wiederbelebung aus den Knochen für sehr alt, womöglich für prähistorisch halten möchte, und das eben doch erst im 18. Jahrhundert literarisch bezeugt erscheint. Belgrader hat in dieser Situation eine ausgezeichnete Monographie in der Art der Finnischen Schule geschaffen, also mit vollständiger Erfassung aller Varianten, von denen es fast ein halbes Tausend in Aufzeichnungen gibt. Die Zuweisung der Fassungen an die einzelnen Sprachgebiete tritt am deutlichsten hervor, mit der starken deutschen und baltischen Verbreitung und dem völligen Aussetzen im Südwesten, Süden und Südosten Europas. Belgrader steht der von ihm verwendeten Finnischen Methode durchaus kritisch gegenüber und wagt keine Zuweisung nach dem Häufigkeitskriterium, wie dies an sich durchaus möglich wäre. Aber die Hauptmotive, offenbar von verschiedener Altersstellung, von der Belegung aus dem Knochen wie vom Mord durch den zugeworfenen Truhendeckel, lassen sich wohl verschiedenen Kulturepochen zuweisen, ergeben aber nicht das ganze Märchen, was Belgrader in seinem zusammenfassenden Nachwort noch eigens betont. Da zeigen sich wohl auch Grenzen der Betrachtungsweise: Man könnte ja methodisch auch anders vorgehend und etwa Motive gleicher Art, ich habe außer dem Pelops- doch auch das Thormotiv genannt, ferner die offenbar altertümliche Einbindung dieser Motive in das Hirtenmilieu, auf die Beurteilung der eventuellen Kulturgeschichtenzugehörigkeit des einzelnen Märchens hin untersuchen.

Aber das würde eben tatsächlich über die Grenzen einer derartigen Dissertation hinausgehen, und soll nicht etwa nachträglich verlangt werden. Man wird mit der fleißigen Monographie auf jeden Fall eine gute Unterlage für weitere Behandlungen des Themas und seines Umkreises in der Hand haben.

Leopold Schmidt

Lutz Röhrich, *Der Witz. Figuren, Formen, Funktionen*. 342 Seiten, mit 98 Abb. Stuttgart 1977, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.

Lutz Röhrich, *Der Witz. Seine Formen und Funktionen. Mit tausend Beispielen in Wort und Bild (= dtv Sachbuch 1564)*. 343 Seiten, mit Abb. München 1980, Deutscher Taschenbuchverlag.

Ob „der Witz“ tatsächlich dem Gebiet der Volkskunde angehört, ob man ihn mit den Mitteln unseres Faches erfassen und darstellen kann, ist wohl umstritten. Tatsache ist, daß Lutz Röhrich, hervorragender Vertreter vor allem der Volkerzählforschung, sich seit langem dem Witz gewidmet hat, und dafür eine Sammlung von nicht weniger als 40.000 Witzen anlegen konnte. Daraus hat er eine Auswahl getroffen, die gleichzeitig einen Ordnungsversuch darstellt. Es werden also zunächst Etymologie, Bedeutungsgeschichte usw. dargelegt, dann die „literaturwissenschaftlichen Fragestellungen“ erörtert, wobei die Nachbargruppen Witz und Anekdote, Witz und Schwank miterörtert werden. Dabei ergibt es sich, wie für jeden Kenner selbstverständlich, daß Witz und Schwank nichts miteinander zu tun haben, ja daß sogar die Erzähler im allgemeinen nicht die gleichen Personen sind: Wer Schwänke kennt und erzählt, der erzählt keine Witze und umgekehrt. Das führt zu dem wichtigsten Kapitel vom Witz als Gegenstand volkskundlicher Forschung, soweit davon

überhaupt die Rede sein kann. Die Psychoanalyse ist die Veranlassung dafür, daß dann ein eigenes Kapitel „Psychologische Fragestellungen“ folgt. Dann kommen Gliederungsversuche wie „Witztechnik und Sprache“ oder „Komische Konflikte mit der Logik“ oder „Komische Konflikte mit Moral, Sitte und Anstand“, und es ergibt sich, daß es sich dabei doch im wesentlichen um Gliederungen nach stofflichen Hauptmotiven handelt. Dem entspricht auch die Fortsetzung in Richtung auf den Irrenwitz, den Medizinerwitz, den konfessionellen Witz, den politischen Witz, und nicht zuletzt den „Ethnischen Witz“, wo sich auch „Der Witz der großen Städte“ und „Der jüdische Witz“ findet. Einen selbständigen Anhang bilden die Ausführungen über den „Bildwitz“, einem Gebiet, dem sich Röhrich schon von verschiedenen Seiten genähert hat.

Das Material, also die Witze selbst, sind aus den verschiedensten Quellen genommen. Die wenigsten stammen wohl aus der mündlichen Überlieferung, die meisten aus Zeitungen und Zeitschriften. Für viele Gebiete wie etwa für den Medizinerwitz gibt es seit langem Spezialsammlungen, die meist eine Mischung von Anekdoten- und Witzsammlungen darstellen. Ähnliches gilt für das sehr umfangreiche Gebiet der Soldatenwitze. Röhrich hat in vielen Fällen die derben, drastischen, oft auch die sexuell motivierten Witze als Beispiel genommen. Das bedingt bei der Quellenlage, daß es sich vielfach um intellektuell „Gemachtes“ handelt, nicht um Volkstümliches. Daher auch viel Kurzlebiges, beispielsweise aus dem „Dritten Reich“, worüber es wiederum mehrere Spezialsammlungen gibt. Einen großen Teil dieser oft sehr versteckt erschienenen Literatur hat Röhrich selbstverständlich in dem Bibliographischen Anhang seines Buches kapitelweise zusammengestellt.

Die Originalausgabe des Werkes hat sich anscheinend im Buchhandel großer Beliebtheit erfreut, weil jetzt, 1980, bereits eine Taschenbuchausgabe (übrigens ungekürzt) davon erschienen ist. Wenn ich recht sehe – an der geringeren Lesbarkeitsqualität – ist es wohl ein „Reprint“, ein mechanischer Neudruck.

Leopold Schmidt

Opera concordi. Festschrift für Arnold Niederer zum 65. Geburtstag.

Herausgegeben von Ueli Gyr. Basel 1980, 260 Seiten, mehrere Abb., 1 Porträt. Ausgeliefert von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Basel sfr. 65,—.

Hans Caspar Hirzel, Kleinjogg oder Tun und Denken eines naturnahen, glückseligen Bauern. Vorwort von Hans A. Pestalozzi, Einleitung von Rolf Pfister. 152 Seiten, mit mehreren Kupferstichen. Zürich 1980, Schweizer Verlagshaus AG. DM 19,80.

Dem Zürcher Ordinarius für Volkskunde hat die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde ein Doppelheft ihres „Archives“ als Festschrift zum 65. Geburtstag gewidmet. Dank ihrer Aufgeschlossenheit konnte dieses Heft nunmehr auch als selbständiger Festschriftband geliefert werden.

Leben und Werk Niederers werden von seinem Schüler Ueli Gyr in dem bemerkenswerten, auch sehr umfangreichen Einleitungsbeitrag „...mit Bezug auf...“ Einblicke in die Lehr- und Forschungstätigkeit des Volkskundlers Arnold Niederer.

Ein Zwischenbericht zu seinem 65. Geburtstag, zugleich ein Beitrag zum Standort der Zürcher Volkskunde“ gewürdigt. Man kann daraus nicht nur entnehmen, daß es also eine eigene „Zürcher Volkskunde“ gibt, sondern auch, wie sich diese unter Niederer in den letzten zwanzig Jahren entfaltet hat. Man wird bei aufmerksamer Lektüre feststellen, daß sie offenbar in vieler Hinsicht mit dem Fach, wie es anderwärts betrieben wird, nicht allzuviel zu tun hat, daß aber doch auch herkömmliche Themen redlich in Seminaren und Dissertationen erarbeitet wurden. Zeugnisse dafür sind die Aufsätze von David Meilli, „...denn Fasnacht wird all Tag geführt. Zur Auffassung der ‚verkehrten Welt‘ im volkstümlichen Denken“, ferner von Marianna Jäger „Proveis – eine Exkursion ins Südtirol“ (NB bemerkt, daß man in der Schweiz Tirol, und auch Südtirol immer noch mit dem Artikel versieht, also: das Tirol, das Südtirol, was bei uns weder amtlich noch umgangssprachlich üblich ist), weiters von Werner Rölli, „Zur Diffusion einer Maske, der ‚Märchler Rölli‘“, dann von Maja Fehlmann, „Bruscello. Zur Opposition Festtag – Alltag in einem toskanischen Dorf“, also eine jeder Studien, wie sie, angeregt von einigen bundesdeutschen Richtungen, dem „Alltag“ zugewandt sind. Noch weiter nach dem Süden greift Robert Kruker mit seiner Studie „Hirten im Niolo (Korsika). Entwicklungen ihrer Lebens- und Wirtschaftsweisen“ aus. Das sind zum Teil auch Auswirkungen der von Niederer geführten Exkursionen. Klaus Anderegg berichtet über „Oberwalliser Emigration im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts. Ursachen und Stellungnahmen“, im ganzen doch mehr Geschichte als Volkskunde. Leo Zihler berichtet in „Museumsarbeit im Lötschental“ vor allem über die Sammlung des Hochgebirgsmalers Albert Nyfeler in Kippel. Auf die von einigen Soziologen so gepflegte Alltagsforschung greifen Walter Keller und Nikolaus Wyss mit „Der Alltag und Die Schule des Alltags“ zurück. Niederer selbst hat über diese Bestrebungen über die „Kultur im Erdgeschoß“ 1975 berichtet. Für uns scheint es doch so, daß diese Bestrebungen („Talk-Shows“ mit irgendwelchen Zufallsgästen) von unseren Zielen weit abführen.

Von Kollegen Niederers haben sich Schenda und Lüthi eingestellt. Rudolf Schenda, der vielbelesene kritische Beobachter befaßt sich mit dem „Gezügelten Bauernphilosophen oder Warum Kleinjogg (und manch anderer Landmann) kein Freund des Lesens war“. Schenda geht nicht zuletzt mit dem Entdecker des Kleinjogg, dem Züricher Stadtarzt Hans Caspar Hirzel nicht gerade sanft um. Wir wollen darauf hinweisen, daß gleichzeitig eine bibliophile Auswahl aus den Schriften Hirlzels unter dem Titel „Kleinjogg“ erschienen ist, woran man sich doch orientieren kann. Weniger vielleicht an den Vorsprüchen, wenn man von Hans A. Pestalozzi lesen muß, daß man den Kleinjogg heute vermutlich einen „Spinner“ nennen würde, oder bei Rolf Pfister bemerkt, daß man da den heute mitunter politisch gewerteten „Grünen“ einen Vorfahren zuwenden möchte. Aber Schendas Ausführungen zu der von ihm sehr weitgehend und genau überblickten Literatur dieser Art von Aufklärung ist ausgesprochen nützlich. Max Lüthi hat dagegen einen schlichten Beitrag zur Sagenforschung beige-steuert, nämlich einige weitere „Aspekte“ zu der schon so oft behandelten „Blümlisalp-sage“. Da es sich um eine Walliser Sage handelt, konnte Lüthi die Studie dem mit dem Wallis stark verbundenen Niederer mit besonderem Recht zueignen.

Der Band wird mit einer ausführlichen, von Ueli Gyr erarbeiteten Bibliographie Arnold Niederers beschlossen. Wer die Titel der zwischen 1950 und 1980 erschienenen Arbeiten Niederers aufmerksam liest, wird sich von Person und Eigenart des Forschers zweifellos selbst ein gutes Bild machen können.

Leopold Schmidt

Friedrich v[on]. Zglinicki: Die Wiege, volkswissenschaftlich – kulturgeschichtlich – kunstwissenschaftlich – medizinhistorisch. Eine Wiegen-Typologie. Mit Geleitworten von Hans Asperger, Theodor Hellbrügge und Gerhard Joppich. Regensburg 1979. (Verlag Friedrich Pustet.) 419 S., 556 Abb., davon 517 auf 232 Taf., Abb.-Kat., Bibliogr., DM 74,-.

Schon vor über 100 Jahren war die Kinderwiege Gegenstand der völkerkundlichen Forschung (vgl. z. B. Heinrich Ploß, *Das Kind in Brauch und Sitte der Völker*, Bd. 1–2, Stuttgart 1876; ders., *Das kleine Kind vom Tragbett bis zum ersten Schritt. Über das Legen, Tragen und Wiegen, Gehen und Stehen und Sitzen der kleinen Kinder bei den verschiedenen Völkern der Erde*, Berlin 1881). Im Mittelpunkt standen Ursprünge, Formen und Verbreitungsgebiete der Wiege bei den Natur- und Kulturvölkern der Welt. Innerhalb des deutschsprachigen Gebietes wurden die Wiegen erstmals im Rahmen der Volkskunst sowohl in den uns heute als Standardliteratur der deutschen Volkskunst bekannten und gesuchten Werken von Otto Schwindrazheim (*Deutsche Bauernkunst*, Wien 1904; *Deutsche Volkskunst in Einzeldarstellungen*, Wiesbaden 1905 ff.), Konrad Hahn (*Deutsche Volkskunst*, Berlin 1923), Edwin Redslob (*Deutsche Volkskunst in Einzeldarstellungen*, München 1923 ff.), Karl von Spieß (*Bauernkunst*, Berlin 1925) und Hans Karlinger (*Deutsche Volkskunst*, München 1938) als auch in den meisten der unzähligen lokalen und regionalen Volkskunstabbüchern mehr oder weniger umfangreich und sachkundig behandelt. Nicht mehr wegzudenken sind die Wiegen aus den inzwischen zur Flut angewachsenen Möbelbüchern, die ihnen im Reigen der bäuerlichen, ländlichen oder volkstümlichen Möbel schon weitaus mehr Bedeutung und Raum widmen (vgl. z. B. Bernward Deneke, *Bauernmöbel*, Ein Handbuch für Sammler und Liebhaber, München 1969; Leopold Schmidt, *Bauernmöbel aus Süddeutschland, Österreich und der Schweiz*, Wien 1977). Volkskundlich mit der Wiege auseinandergesetzt hat sich jedoch erstmals gründlich Torsten Gebhard in seinem kurzen, aber inhaltsschweren Aufsatz über „Volkstümliche Kinderwiegen in Altbayern und Bayerisch-Schwaben“ in der Zeitschrift *Bayerischer Heimatschutz*, Jg. 31 (München 1935), S. 1–6, in dem er in einem eng begrenzten Gebiet den Wiegenformen, den kulturgeschichtlichen Zusammenhängen und der Verbreitung nachging und sich nicht nur auf die reine Ästhetik beschränkte. Eigentlich bedauerlich, daß diese wichtige Arbeit selbst in die dritte Auflage des Wörterbuchs der deutschen Volkskunde, Stuttgart 1974, in der Bibliographie unter dem Stichwort Wiege (S. 970) noch nicht Eingang gefunden hat!

Die Erforschung der Wiege „muß“, so Torsten Gebhard in seinem Aufsatz (S. 1), „notgedrungen von einer enger umgrenzten Landschaft ausgehen, sie wird aber erst nach und nach eine endgültige Lösung finden.“ Die Aufarbeitung kleinräumiger Untersuchungsgebiete hat das nun vorliegende Buch nicht abgewartet,

nicht abwarten können, weil die Wiegenforschung in der Zwischenzeit kaum vorangekommen ist. Das großformatige und wuchtige Werk wagt erstmals den Versuch, die Kulturgeschichte der Wiege zu allen Zeiten und bei allen Völkern umfassend darzustellen, wobei es wiederum an die ethnologischen Arbeiten Ende des 19. Jh. anknüpft. Von volkskundlichem Interesse sind besonders die Kapitel über die Chronologie der Wiege (S. 39–45), über die Wiege in der Volkskunst, worin Zierrat und Symbolik behandelt sind (S. 57–66), und über die Typologie der Wiege, die von den Trogwiegen über die Rücken-tragewiegen, Hängewiegen (Baumwiege, Balgschüttel, Baumel, Sack-schaukel, Lakenwiege, Ledertüte, Wippstangenwiege, Federnwiege, Gestellhänge-wiege), Kufenwiegen (Quer-, Längs-, Doppelsschwingwiege) bis zu den Rollwiegen reicht (S. 67–104, 115–116). Unbegründet ist, daß die Korb- und die Eisenwiege (S. 99–104) nicht den genannten Hauptformen der Wiege typolo-gisch zugeordnet, sondern außerhalb dieser behandelt worden sind. Das Brauchtum um die Wiege (S. 109–113), 116–124) unter dem Kapitel „Kuriosa“ abzuhandeln, ist schier unverständlich; denn das profane und religiöse Brauchtum ist Kernstück der Volkskunde schlechthin, kein exotisch-fremder Teilbereich. Inhaltlich völlig unzureichend ist der Abschnitt über die Wiege im Totentanz (der Begriff der „Totentanzwiegen“ ist nicht geläufig) ausgefallen (S. 124–125). Die Totentanz-forschung ist inzwischen eine Spezialdisziplin innerhalb der Volkskunde geworden. Dieses umfangreiche Gebiet, wenn auch verengt auf Kind und Tod, in anderthalb Spalten zu behandeln, scheint geradezu vermessen. Kurz und prägnant der Text, der mit ganzen 111 Seiten (S. 17–128) auskommt. Nicht unproblematisch ist aber die Überfrachtung des Textes mit all dem, was eigentlich in einen eigenen Anmerkungs-teil gehört: bibliographische Angaben zu Veröffentlichungen, Quellenangaben, Lebensdaten wichtiger Personen. So sehr der Fachmann den wissenschaftlichen Apparat begrüßen wird, so wenig vermißt ihn der interessierte Laie. Großartig die vielen Bilder, die in dieser Fülle nie zuvor in einem Buch zusammengetragen worden sind, wobei sie nur eine Auswahl des Bildarchivs des Autors darstellen (S. 24). Außerordentlich hilfreich ist der „Beschreibende Katalog der Abbildungen“ (S. 361–396), der die Bilder in 484 Kurzkapiteln ausführlich kommentiert und interpretiert. Das bescheiden „Literaturverzeichnis“ genannte Schrifttumsverzeich-nis mit sage und schreibe 885 Titeln könnte sich manche Doktorarbeit als Beispiel nehmen. Dankbar greift man zu Personen- und zu Sachregister, vermißt aber schmerzlich ein Ortsregister. Bücher, die als Monographien alle Zeiten und Völker erfassen wollen, sind fast immer skeptisch zu beurteilen. Sie versprechen oft mehr, als sie halten können. Diesem Buch, dem man ansieht, daß es das Lebenswerk des Autors ist, kann man gern zugestehen, einen guten Überblick über die Kulturge-schichte der Wiege zu geben, auch wenn es regionale Einzelarbeiten mit bevorzugt volkskundlichem Schwerpunkt künftig in keiner Weise zu ersetzen vermag.

Helmut Sperber

Lexikon des Mittelalters. Erster Band, Lieferung 9 und 10. Insgesamt 2108 Spalten. München und Zürich 1981, Artemis Verlag. Subskriptionspreis DM 348,—.

Das hier schon mehrfach angezeigte Lexikon des Mittelalters ist mit der Kraftleistung der beiden gleichzeitig erschienenen Lieferungen 9 und 10 beim Abschluß des 1. Bandes angelangt. Das Lexikon hat sich innerhalb seines bisherigen Erscheinens kräftig entwickelt, es sind viele Mitarbeiter dazugekommen, nicht zuletzt von kulturhistorisch-volkskundlicher Seite, die das Lexikon in steigendem Ausmaß auch für uns brauchbar gemacht haben.

Versucht man, die beiden letzten Lieferungen auch nur cursorisch zu überblicken, so wird man finden, daß sie einige wichtige, auch umfangreiche Länder- und Städteartikel enthalten, so besonders über Bayern, Benevent, Berg (die Grafschaft), Bern und Besançon. An allgemein zusammenfassenden kultur- und rechtsgeschichtlichen Artikeln wie an Beiträgen zur innerkirchlichen Geschichte seien besonders die über das Beamtenwesen, die Bede, die Begharden und Beghinen, die Beichte (einschließlich Beichtpfennig, Beichtstuhl usw.), die Benediktiner und die Bettelorden von großer Wichtigkeit. An Einzelartikeln wären vielleicht besonders hervorzuheben: Becher, Beerenfrüchte, Begräbnis, Beinkleider, Beleuchtung, Bergbau, Bernstein, Beschwörung, Bett. Selbstverständlich gibt es auch hier quantitative wie qualitative Unterschiede, doch scheint im allgemeinen das Niveau der Beiträge recht hoch. Zu erwähnen bleibt, daß die Zahl der österreichischen Mitarbeiter offensichtlich gewachsen ist. Vom Institut für mittelalterliche Realienkunde in Krems beteiligen sich immer mehr Mitarbeiter, und von außerhalb sind zumindest Wach und Zelfel namhaft zu machen, die Beiträge für die vorliegenden Lieferungen zur Verfügung gestellt haben. Das alles macht das Bild, die Gesamterscheinung des wertvollen Nachschlagewerkes bunter, die Artikel werden gewiß dadurch auch lesbarer. Eine gute, rasche Fortführung ist dem Werk wirklich zu wünschen.

Leopold Schmidt

Heidi Müller, Dienstbare Geister. Leben und Arbeitswelt städtischer Dienstboten (= Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, Bd. 6), Berlin 1981, Museum für Deutsche Volkskunde. 284 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen.

Das Berliner Volkskundemuseum bemüht sich in den letzten Jahren sichtlich, Themen städtischer, bürgerlicher Art aufzuarbeiten. Ausstellungen über Kunstblumen oder über Stickmustertücher mit entsprechenden Katalogen lassen diese Entwicklung ablesen.

Nun hat Heidi Müller, von mehreren sorgfältigen Veröffentlichungen her wohl bekannt, sich mit den Dienstboten beschäftigt, also einem praktisch ausgestorbenen Menschenschlag. Die Kapitel des Kataloges führen von den „Gesindeordnungen“, der „Dienstbotenvermittlung“ bis zur Arbeitszeit und zu den Wohnverhältnissen, durchwegs Dinge, die um die Jahrhundertwende heftig umstritten waren. Es handelt sich im wesentlichen um Sozialfragen, und man würde eine solche Ausstellung auch am ehesten einem Sozial- und Wirtschaftsmuseum zubilligen. Aber es gibt doch einige Kapitel, die auch Verbindungen zur Volkskunde schaffen, die Ausführungen über die „Lokale Herkunft“, wobei in Berlin wieder einmal von den Ammen aus dem Spreewald die Rede ist, oder das Kapitel über die Kleidung der Dienstboten, das durch die zahlreichen Bildzeugnisse schon vom 18. Jahrhundert her anschaulich

dargeboten werden kann. Wie denn überhaupt die vielseitigen, gut fundierten Textausführungen durch die überaus zahlreichen (leider nicht nummerierten) Abbildungen gut unterstrichen werden. Da ist also viel Fleiß auf ein vielleicht nicht recht dankbares Thema aufgewendet worden.

Leopold Schmidt

Nina Gockerell, Stickmustertücher (= Kataloge des Bayerischen Nationalmuseums München, Bd. XVI) 106 Seiten, mit 128 Abb. und 8 Farbtafeln. München 1980, Deutscher Kunstverlag 1980. DM 42,—.

Manche Komplexe unserer Sammlungen werden sozusagen schubweise behandelt. Viele, darunter nicht zuletzt Textilien, liegen oft sehr lange in den Depots. Erst wenn die Preise bei den Antiquitätenhändlern dafür steigen, werden auch die Sammlungsleitungen auf ihre verborgenen Schätze wieder aufmerksam. In besseren Zeiten bekam man bestimmte Bestände regelmäßig geschenkt. So hat unser Museum seine vielen Stick-, Strick- und Häkelmuster fast zur Gänze geschenkt bekommen, besonders viele erst nach dem zweiten Weltkrieg. Nun, einige Teile davon konnten gelegentlich verwendet werden, so beispielsweise die Stickmusterföhrlein mit den Alphabeten. Von diesen haben wir einige in unsere Ausstellung „Volk und Schrift. Geschriebene Gebet- und Gesangsbücher und andere ABC-Volkskunst vom 17. bis zum 19. Jahrhundert“ (Wien 1971) aufgenommen.

Dann hat Ulrike Zischka die „Stickmustertücher aus dem Museum für Deutsche Volkskunde“ Berlin 1978 vorgelegt. Und nun folgt eben das Bayerische Nationalmuseum, das 1977 die Ausstellung „Gestickt – Gestrickt – Gedruckt“ zeigte, wozu nun auch dieser sehr schöne, ungemein reich illustrierte Katalog gehört. Lenz Kriss-Rettenbeck zieht in seinem Vorwort dazu einen Vergleich dieses Textmaterials mit den bemalten Möbeln. Auch seine Hinweise auf die durchaus mit den Zeitumständen und Ansichtswechseln zusammenhängende unterschiedliche Bewertung dieser weiblichen Volkskunstschätze sind wie immer sehr beachtenswert, mögen sie auch über die vielfach doch eher geistig schlicht anmutenden Gebilde weit hinausführen.

Leopold Schmidt

Norbert King, Mittelalterliche Dreikönigsspiele. Eine Grundlagenarbeit zu den lateinischen, deutschen und französischen Dreikönigsspielen und -spielszenen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts (= Germanistica Friburgensia 3 A – 3 B) 2 Bändchen, zusammen 274 Seiten. Universitätsverlag Freiburg in der Schweiz, 1979 sFr. 38,—.

Die in den Kirchen von Priestern in lateinischer Sprache aufgeführten kleinen Schauspiele des hohen Mittelalters gehören zu den wichtigsten Vorformen des religiösen Volksschauspiels. Sie sind in ganz ähnlichen Formen in ganz West- und Mitteleuropa aufgeführt worden, eine beachtliche Zahl von Handschriften hat sie erhalten. Früh schon Gegenstand der Forschung, sind sie doch erst seit dem grundlegenden Werk von Karl Young, *The Drama of the Medieval Church*, 2 Bände, Oxford 1933, wirklich zugänglich geworden. Nicht umsonst ist dieses Grundlagen-

werk 1967 neu gedruckt worden. Selbstverständlich hat es nach Young noch weitere Funde gegeben. Am bedeutendsten war wohl der des „Tractus stellae“ von Raab (Győr, Ungarn), den der um das Volksschauspiel hochverdiente P. Géza Karsai-Kurzweil 1943 veröffentlichte. Freilich in ungarischer Sprache und daher nur wenig beachtet.

Nach Jahrzehnten hat sich nun wieder ein ausdauernder Dissertant gefunden, der das ganze Material neu überblickte, anordnete, und die unbekannten Texte, also vor allem das Spiel von Raab und das *Officium* von Besançon neu herausgab. Die methodisch sehr klare Arbeit umfaßt zunächst die sogenannten „liturgischen“ Feiern und Spiele, dann die Dreikönigsspiele und -spielszenen aus deutschem und französischem Sprachgebiet bis 1600, und behandelt schließlich die Abhängigkeit der volkssprachlichen Schauspiele von den traditionellen lateinischen „*Officia Stellae*“. Ein Überblickskapitel beschäftigt sich schließlich mit den Motiven und Strukturen der Dreikönigsspiele und Dreikönigsszenen, wobei letztlich die „Einheit in der Verschiedenheit“ dargetan wird. Dabei ergeben sich wertvolle Hinweise auf verschiedene Motive innerhalb der „Wunder bei der Geburt Christi“. Besonders der Alterstausch zwischen dem jüngsten und dem ältesten König, der auf der Bühne (Erlauer Spiel usw.) durch den Tausch der Bärte dargetan wurde, wird eingehend untersucht. Kunst- und Theater-Ikonographie haben da eindeutig neue über Hugo K e h r e r (Die heiligen drei Könige in Literatur und Kunst, 2 Bde. Leipzig 1908/09) hinausführende Ergebnisse zu verzeichnen.

Das nur in sauberer Vervielfältigungstechnik hergestellte Buch bietet also mehr, als man für gewöhnlich von Dissertationen erwartet. Man kann es verstehen, daß sich der Verfasser fast acht Jahre mit dem Thema beschäftigt hat.

Leopold Schmidt

Karl Bohnenberger, Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. Glaube – Brauch – Heilkunde. Unter Mitwirkung von Adolf Eberhardt, Heinrich Höhn und Rudolf Kapff bearbeitet (= Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Bd. 5) Großoktav 374 Seiten (von 333–394 Karten). Stuttgart 1980, Kommissionsverlag Müller & Graff.

Die ungemein stoffreichen Aufzeichnungen Bohnenbergers und seiner Mitarbeiter sind 1904 ff. in den „Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde“ erschienen, und bisher konnte sich jedes Institut glücklich preisen, das durch irgendeinen Zufall darüber verfügte. Es war ein vorzüglicher Gedanke, das stattliche Werk in einem Neudruck vorzulegen, was übrigens Helmut Dölker schon 1961 einmal in die Wege geleitet hat, so daß die nunmehrige von Irmgard Hampp vorgeleitete Ausgabe eigentlich schon die 3. des inhaltsreichen Werkes ist. Das von Heinz Schmidt bearbeitete Ortsregister begrüßt man dankbar. Auch die vielen beigegebenen alten Karten der württembergischen Oberämter sind selbstverständlich nützlich. Aber eigentlich hätte man doch ein Sachregister erwartet. Vielleicht wären doch auch dafür noch „Lotto-Mittel“ zur Verfügung gestanden. Die 8 Farbtafeln, Farbbildlithographien nach Zeichnungen von Johann Baptist Pflug

(1785–1866) wird man dagegen freudig begrüßen, auch wenn sie mehr als ein halbes Jahrhundert älter als Bohnenbergers Aufzeichnungen sind.

Leopold Schmidt

Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland. Herausgegeben von der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, Landschaftsverband Westfalen-Lippe. Verlag F. Coppenrath, Münster in Westfalen.

Die rührige westfälische Volkskunde hat seit 1972 begonnen, eine Schriftenreihe herauszugeben, die vom Verlag F. Coppenrath betreut wird. Auf die ersten Bände war bereits hinzuweisen; auch wenn es nicht möglich ist, alle weiteren Bände sogleich nach Erscheinen hinzuweisen, soll hier doch auf den raschen Fortschritt der Reihe wenigstens hingedeutet werden. Es sind äußerlich schlichte Bände, zum Teil von ungleichem Format, durchwegs in Reproduktion hergestellt, aber mit sauberen Abbildungen. In einigen Fällen handelt es sich um Doktordissertationen, die bei Hinrich Siuts oder bei Günter Wiegmann gearbeitet wurden. Die Betreuung der Reihe leistet im wesentlichen wohl Dietmar Saueremann.

Und nun wenigstens einige Titel von 1974 bis 1980:

Töpferei in Nordwestdeutschland. Hg. Wingolf Lehmann. Vorträge der Jahrestagung 1974 der Volkskundlichen Kommission für Westfalen. 2. Aufl. (= Beiträge Heft 3). 291 Seiten, mit zahlreichen Abb. DM 10,–.

Es handelt sich um die Vorträge der in Vreden 1974 abgehaltenen Tagung, in der 2. Auflage durch Hinweise auf neuere Funde ergänzt. Die Beiträge stammen von Dieter Zoller, Hans-Georg Stephan, Wilhelm Elling, Ernst Helmut Segschneider, Helmut Müller und dem Herausgeber Wingolf Lehmann. Bemerkenswert das Abwägen der landschaftlichen Eigenleistung gegenüber dem von vielen Seiten erfolgten Import.

Kulturelle Stadt-Land-Beziehungen in der Neuzeit. Hg. Günther Wiegmann (= Beiträge Heft 9) 1978. 337 Seiten, Kärtchen und Strichzeichnungen im Text.

Hier handelt es sich um die Vorträge bei der entsprechenden Arbeitstagung in Münster 1977. Günther Wiegmann hat im Sinn der schwedischen Ethnologie eingeführt, mit „Kulturfixierung“, „Formenisolierung“ u. ä. Peter Schöller beschäftigt sich in kulturgeographischem Sinn mit „Formen und Schichten kultureller Stadt-Land-Beziehungen“. Olof Wärneryd berichtet in englischer Sprache über „Raum und Zeit in der Sicht des Geographen“. Hans Heinrich Blotvogel befaßt sich mit „Kulturellen Zentralfunktionen“, wobei etwa die Geburtsorte der Studenten in Münster im 18. Jahrhundert kartographisch festgehalten erscheinen. Seinen Diffusions-Kristallogrammen gegenüber muten die Karten von Friedhelm Debus zu den „Stadt-Land-Beziehungen in der Sprachforschung“ noch etwas vertrauter an. Den wirtschaftlichen Gegebenheiten näher muten die Ausführungen des Hamburgers Ulrich Bauche über „Reaktionen auf städtische Kulturvermittlung“ an, die Beispiele aus dem Hamburger Umland bringen. Wie man alle diese Dinge im

deutschen Nordwesten sieht, bezeichnet am besten der Satz Bauches: „Die Klage um den Verfall dieser als ‚Bauernkultur‘ verallgemeinerten Formen gehört zu der dialektischen Widersprüchlichkeit bürgerlichen Selbstbewußtseins.“ Ohne solche Urteile kommt Konrad B e d a l bei seiner Darstellung der „Bäuerlichen und bürgerlichen Wohnkultur Nordostbayern in Inventaren des 16. und 17. Jahrhunderts“ aus. Ein Gegenstück für neuere Zeiten bietet Klaus R o t h mit seinen Ausführungen über „Die Eingliederung neuen Mobiliars und Hausrats im südlichen Münsterland im 17. bis 19. Jahrhundert“. Das Gegenstück dazu stellt Ruth M o h r m a n n mit ihrem Beitrag über „Die Eingliederung städtischen Mobiliars in braunschweigischen Dörfern, nach Inventaren des 18. und 19. Jahrhunderts“ dar. Im ganzen zweifellos ein methodisch und sachlich wichtiger Referatsbestand.

Hermann Kaiser, Handwerk und Kleinstadt. Das Beispiel Rheine/ Westf. (= Beiträge Heft 7) 501 Seiten.

Die wuchtige Dissertation des Siuts-Schülers Kaiser bietet eine Gesellschafts- und Wirtschaftsgeschichte der kleinen Stadt Rheine. Von der Bevölkerungsentwicklung der 650jährigen Stadt geht es zur Berufsstruktur, und weiter insbesondere zu den Handwerkern und deren Bedeutung für die städtische Politik. Daran findet sich die Geschichte der Gilden und Ämter angeschlossen, wobei die Schneidergilde, die Fleischhauergilde, die Bäckergilde, die Schuhmachergilde herausgehoben erscheinen. Die „Ämter“ umfassen die „Wandmacher“, die Tuschscherer, die Schreiner, die Schmiede, die Kupferschmiede und die Knopfmacher. Aus diesen quellenmäßig erarbeiteten Kapiteln ergibt sich der Überblick über die ökonomische Lage der Handwerker und schließt ein Überblick über das Hereintragen der Handwerkervereine und -korporationen bis in die Gegenwart.

Volker Glüntzer, Ländliches Wohnen vor der Industrialisierung (= Beiträge Heft 12) 1980. 306 Seiten, mit 41 Abb. im Text.

Diese bei Wiegmann gearbeitete Dissertation steht gewissermaßen auf der „anderen Seite“ der Bauernhausforschung. Ähnlich wie in verschiedenen Arbeiten der Bonner Schule wird also auf das „Wohnen“ selbst der Hauptwert gelegt, wobei zunächst die Nachbarwissenschaften (Geschichte, Naturwissenschaften, Medizin, Landwirtschaftswissenschaften) nach ihrer Stellung zu diesem Problem befragt werden. Dann kommen die drei Hauptabschnitte, die vielleicht an Wilhelm Heinrich Riehl orientiert sind: Wohnen in Niederdeutschland, in Mitteldeutschland, in Oberdeutschland. Nicht umsonst hat sich Wiegmann so energisch für Riehl eingesetzt (Jahrbuch für Volkskunde, Bd. II 1979), das kommt hier bei seinem Schüler Glüntzer doch zur Geltung. Die Heranziehung von literarischen Zeugnissen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts bedeutet jedenfalls eine gewisse Bereicherung unserer Kenntnisse.

Gemeinde im Wandel. Volkskundliche Gemeindestudien in Europa. Beiträge des 21. Deutschen Volkskundekongresses in Braunschweig 1977, Hg. Günter Wiegmann (= Beiträge Heft 13) 215 Seiten.

Auf diesen Band war hier schon kurz hinzuweisen. Die Beiträge bekannter Fachleute wie Wiegelmann, Ina-Maria Greverus, Tamás Hofer, Ruth-E. Mohrmann, Herbert Schwedt und mehrerer anderer gestalten den Band anregend. Manche Ausführungen scheinen mir freilich an der Grenze der Wissenschaftlichkeit zu liegen und schon einem gehobenen Feuilletonismus anzugehören. Andere wieder weisen stärker in die praktische Sozialarbeit hinüber. Es ist eben auch hier vieles „im Wandel“, auch das Selbstverständnis des Faches, dessen eigentliche Arbeit und Bedeutung nicht allen Referenten klar sein dürfte.

Autobiographische Aufzeichnungen des münsterländischen Bauern Philipp Richter.

Hg. Helmut Müller (= Beiträge Heft 17) 1979. 76 Seiten, 4 Abb., 1 Porträt, 1 Faksimile.

Die Selbstbiographie eines westfälischen Bauern aus der Landschaft der Annette von Droste-Hülshoff, bezogen auf die Jahrzehnte zwischen 1815 und 1890 stellt eine wertvolle Quelle dar. Das war eben sein Leben: Geburt, Elternhaus, das Erbe, die Wege und Wallhecken, das Totenbrauchtum, wie es an den Straßen, in der Kapelle, im Beinhaus erlebt wurde, die Hochzeitsbräuche, dann die ländliche Arbeit des Ackerbauern, bis hin zur Flachsarbeit, die Mühlen, Firmung mit Patenschaft, und das Verhältnis zur Kirche. Schilderungen von Krankheiten und von Träumen wie von dem für die Landschaft so bezeichnenden „Zweiten Gesicht“ fehlen nicht. Die sprachlich-sachlichen Anmerkungen ermöglichen ein leichtes Lesen der wirklich aufschlußreichen Selbstbiographie.

Burkhard Schwering, Nachbarschaften und Vereine in Ahaus. Studien zu Kultur und Bedeutung organisierter Gruppen (= Beiträge Heft 18). 671 Seiten. 1979.

Die umfangreiche, bei Hinrich Siuts gearbeitete Dissertation weist schon ihrem Gegenstand nach auf die erste große Zeit der Volkskunde in Münster, nämlich auf die Wirksamkeit von Julius Schwietering und seinen Schülern vor einem halben Jahrhundert hin. Wieder sind es die Gruppen, die Nachbarschaften, die Vereine, die dort im Nordwesten so besonders stark auffallen, auch die Schützenvereine selbstverständlich. Das Sachgebiet ist also besser betreut als manches andere, und Schwerings Dissertation gliedert sich in eine lange Reihe verwandter Aufarbeitungen ein. Die genauen Analysen von Gruppen wie „Nachbarschaft Coesfelder Straße I“ oder „Nachbarschaft Jägerskamp“ ergeben anschaulichen Stoff zum Verständnis dieser weitgehend männlich bestimmten Gruppen. Die Feste der Schützen werden mit besonderer Genauigkeit dargestellt. Das offenbar stark von Militärerinnerungen bestimmte nordwestdeutsche Kleinstädtertum tritt überdeutlich zutage.

Bäuerliches Brotbacken. Aus den Beständen des Archivs für Westfälische Volkskunde Hg. Martha Bringmeier (= Beiträge Heft 22) 1980. 136 Seiten, mit Zeichnungen im Text.

Im Gegensatz zu den bisher namhaft gemachten Bänden handelt es sich hier wieder einmal um eine Veröffentlichung des berühmten „Archives“ in Münster. Aus

Anlaß des zehnjährigen Bestehens des Archives legt Frau Bringemeier ihre Frage-
liste „Vom Brotbacken in früherer Zeit“ und die daraufhin erfolgten Berichte, direkt
nach den eingesandten Manuskripten vor. Der rührige Mitarbeiterkreis des
„Archives“ hat wie schon oft vorzügliche Beschreibungen geliefert, zum Teil in
Mundart abgefaßt. Vielleicht sollte man derartige Stoffdarbietungen doch durch ein
Wörter- und Sachen-Register aufschließen.

Nur nebenbei: Ähnliche Themen werden immer wieder gleichzeitig in verschie-
denen Landschaften behandelt. Hier wäre auf das hübsche kleine Buch von **Josef
Lettl** „In d' Mühl fahr'n“ hinzuweisen, das die Kornverwendung von der Aus-
saat bis zur „Brotbacht“ behandelt, und soeben in der von Fritz Markmiller
geleiteten Schriftenreihe „Niederbayern – Land und Leute“ erschienen ist. Regens-
burg, Verlag Friedrich Pusset, 1980. 144 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen im
Text und auf Tafeln).

Aus dem Leben eines Heuerlings und Arbeiters. Rudolf Dunkmann berichtet.

Hg. Dietmar Sauermann (= Beiträge Heft 23) 1980. 178 Seiten,
81 Abb. auf Tafeln.

Keine Selbstbiographie, zumindest keine geschriebene, sondern eher eine
gesprochene, denn Sauermann hat seinen wichtigen Gewährsmann Dunkmann aus
Leeden im Kreis Steinfurt 1972/73 sehr intensiv befragt und die Ergebnisse auf
Tonband festgehalten. Daraus haben sich also die Mitteilungen über Dunkmann als
Persönlichkeit ergeben, mit all den Nachrichten aus dem Elternhaus, aus der Kind-
heit, aus Arbeitsleben, Krieg und Gefangenschaft, usw., die als Grundlage alles
weiteren wichtig erscheinen. Dann wird Dunkmann als volkskundlicher Gewährs-
mann dargestellt, der vom Essen und Trinken, vom Advent- und Weihnachtsbrauch
von den Fastnachtsbräuchen und der Nachbarschaft, von Konfirmation, Verlobung
und Hochzeit bis zum Brauchtum um Tod und Begräbnis zu berichten weiß. Daß
Dunkmann, auch ein Mann der Schützenvereine, auch als Gelegenheitsdichter
hervorgetreten ist, wird anhand einer Reihe von solchen Versen dargetan. Tonband
und Photo ergeben also ein sehr instruktives Bild eines Gewährsmannes, von dem
man in früheren Jahrzehnten höchstens knapp den Namen und den Beruf fest-
gehalten hätte. Man kann darin, bei richtiger Anwendung, ruhig ein Stück Fortschritt
erblicken. Bei Sauermann fehlen auch Register nicht, man wird dafür dankbar sein.
Die Mehrarbeit des sonst bekanntlich recht unbedankten Verfassers solcher Behelfe
soll wenigstens hier anerkannt werden.

Eine längst vielbändig lang gewordene Schriftenreihe also, auf die bei aller
leider gebotenen Kürze doch eindringlich aufmerksam gemacht sei.

Leopold Schmidt

René Creux, Ex voto – Die Bilderwelt des Volkes. Brauchtum und
Glaube. Großformat, 224 Seiten mit 128 farbigen und 98 schwarz-weißen
Abb. Frauenfeld 1980, Verlag Huber. sFr 120,–.

Von René Creux sind uns einige große Bildbände bekannt: 1962 erschien sein
Werk über die alten Wirtshauszeichen „Schilder vor dem Himmel“, 1977 gab es den
bemerkenswerten Band „Histoire et Mythe de la Fête des Vignerons“.

Diesen Bildbänden schließt sich also nun einer über die Votivbilder in der Schweiz an, zu dem Creux gegen zweitausend Aufnahmen in schweizerischen Kirchen und Kapellen gemacht hat. Die hier getroffene Auswahl ist im wesentlichen zeitlich angeordnet, vom 17. bis zum 20. Jahrhundert, von der Heilung kranker Kinder bis zu einem Flugzeugunfall.

Der reichen Bildersammlung ist eine knappe Einleitung über die „Bilderwelt des Volkes“ von einem Wallfahrts-Theoretiker, nämlich Iso Baumer, vorangestellt, und von einem Wallfahrts-Praktiker, nämlich Klaus Anderegg, stammt am Schluß des Bandes eine knappe, stark auf die Schweiz bezogene Geschichte der Erforschung des Votivbildes. Das wichtige Sondergebiet „Votivbilder und Medizin“ behandelt Franco Clara auf 2 Seiten, dann folgt eine nicht sehr vollständige Bibliographie, und der Abbildungsnachweis. Und wenn man glaubt, daß nunmehr der Text des Buches erst beginnen müßte, hat man sich getäuscht: Es gibt nicht einmal ein ausführliches Verzeichnis der schönen Bilder (die jeweilige Herkunft steht immerhin bei den Abbildungen dabei), geschweige denn einen Kommentar, auch kein Register etwa der Orte, der angerufenen Heiligen, schon gar kein Sachregister, vielleicht, weil Anderegg auf S. 213 die „analytisch-sachkundliche Betrachtungsweise“ etwas in Frage stellt, und die Votivbilder nicht als „Bildquellen ersten Ranges“ angeschaut wissen will, obwohl sie das natürlich auch sind. Freilich wäre eine solche Kommentierung gar nicht leicht, aber sicherlich lohnend. Eigentlich mutet der Band also einigermaßen wie eine versäumte Gelegenheit der Anwendung des volkskundlich Gelernten an, und das ist eben nicht gut.

Leopold Schmidt

Ernst Schneider, Durlacher Volksleben 1500–1800. Volkskundliches aus archivalischen Quellen. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der ehemaligen Stadt Durlach. 239 Seiten. (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Bd. 5) Karlsruhe 1980, Verlag G. Braun. DM 22,—.

Ernst Schneider, der auch in unserer Zeitschrift mehrfach zu Wort gekommen ist, legt hier einen Band vor, den man als kulturhistorische Volkskunde der alten badischen Markgrafenstadt Durlach bezeichnen kann. Es ist eine sorgfältig gegliederte Lese aus den Ratsprotokollen und Stadtrechnungen von Durlach und bringt alles, was man für die frühe Neuzeit dort erwarten kann.

Der Inhalt führt also vom „Gesicht der Stadt“, den alten Stadtansichten, über das „Gemeinwesen“ einschließlich des Schützenwesens zum „Brauchtum“, zu „Recht und Obrigkeit“, „Kirchlichem Leben“ und „Sachkultur“. Ein umfangreiches Kapitel wie „Brauchtum“ ist selbstverständlich noch genauer aufgegliedert: Termingebundener Brauch, Jahreslauf; Anlaßgebundenes Brauchtum wie Geburtstag und Taufe, Hochzeit, Totenbrauchtum, Lebensgewohnheiten, Arbeitsbrauchtum einschließlich der „fechtenden“ Handwerksgesellen. Von der „Sachkultur“ wird man gern noch einmal zum „Gemeinwesen“ zurückblättern, da dort ein Unterkapitel „Ordnung und Arbeit in Wiese, Wald und Feld“ vieles Hierhergehörendes bringt, aber auch die „Dreschergans“, oder den Grenzümgang, das Hutrecht und das Hirtenwesen im ganzen. Man kann sich unbesorgt an mehreren Stellen orientieren, denn Schneider hat Anmerkungen und ein Schrifttumsver-

zeichnis beigegeben, und einen sehr nützlichen „Sachweiser“. Eine Quellenarbeit also, wie man sie immer wieder sehr begrüßen wird.

Leopold Schmidt

Josef Schepers, Das Bauernhaus in Nordwestdeutschland. (Neudruck der Dissertation des Verfassers, die als Heft 7 der Schriften der Volkskundlichen Kommission im Provinzialinstitut für westfäl. Landes- und Volkskunde, hrsg. von Jost Trier und Karl Schulte Kemminghausen, 1943 in der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung, Münster i. W., erschien.) Bielefeld – Küster-Pressdruck 1978, 250 Seiten, 137 Fig. auf 22 Tafeln (Zeichnungen), 7 Karten, 86 Abbildungen (Fotos).

Gerüst und Gefüge des Hauses sind nicht nur bei den Ständerbauten im nördlichen Mittel- und Westeuropaa am sichersten faßbar, sie lassen in ihren Wandlungen auch die wichtigsten Änderungen des Hauses erkennen. In der Tat wurden sie mit dem ersten Erscheinen dieses Buches zu einem Ausgangspunkt in der deutschen Hausforschung, in der das Konstruktive, die Gerüst- und Gefügeforschung einen neuen und entscheidenden Stellenwert erhielten. Schepers' Dissertation wurde bei Jost Trier in Münster 1937 abgeschlossen. Sie fand jedoch erst 1943 Aufnahme in die Schriften der Volkskundlichen Kommission für Westfalen und erlitt ein typisches Kriegsschicksal: Die Druckerei wurde kurz vor Auslieferung des Werkes im Bombenkrieg zerstört, nur etwa 300 Exemplare konnten (ohne Fototeil) gerettet werden. Es gibt daher nur sehr wenige Bibliotheken oder Institute und kaum Privatpersonen, die dieses grundlegende Buch bisher besaßen. Als einer, der vor fast 40 Jahren das seltene Glück hatte, es in vielen Nächten als Soldat auf Funkwache exzerpieren zu dürfen, und in der Kenntnis der bedeutenden Anregungen und Klärungen, die davon ausgegangen sind, darf ich meiner Genugtuung und der begründeten Freude darüber Ausdruck geben, daß nun dieses grundlegende Lehrbuch moderner Hausforschung dank dem Verständnis und der Förderung seines Verlegers Alois Hüser, Bielefeld, wieder aufgelegt worden ist.

Schepers Buch war der erste Versuch, „systematisch und über größeren Raum hin, dabei zeitlich und räumlich fixierend, aufgrund genauer Bestandsforschung Hausgerüst- und Baugefügeforschung zu betreiben“ (S. 5). Der Verfasser versteht unter dem Begriff des „Baugefüges“ „... das Zusammenwirken aller Einzelteile im zweck- und sinnbestimmten Ganzen eines Bauwerkes“ und er sieht dieses Gefüge nicht zuletzt „in seiner Wechselwirkung mit der funktionalen, sozialen und sinn tiefen Ordnung des Lebens, das sich in den durch solche Baugefüge ermöglichten Gehäusen abspielte“ (ebda.). Was damit an erprobter und neu geschaffener Fachterminologie festgelegt und durch abklärende und genauer zupackende Begriffsbestimmung auch ganz allgemein vorgelegt wurde, gehört heute längst und weit über Deutschland hinaus zum selbstverständlichen Rüstzeug eines jeden, der sich mit Hausbau und volkskundlicher Hausforschung beschäftigt. Josef Schepers hat den Neudruck seines Buches, das ähnlich wie Bruno Schier's „Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa“ (Reichenberg 1932) nicht zuletzt einer historischen und grenzüberschreitenden Betrachtungsweise huldigt, nach drei Grundsätzen redigiert: 1. Die wissenschaftlichen Aussagen und seine wissenschaftliche Terminologie blieben als „ein Stück Wissenschaftsgeschichte“ unange-

tastet. 2. Mißverständliches und Druckfehler wurden berichtigt und 3. Neue Einschübe im Text und „zusätzliche Anmerkungen zu überholten Anschauungen“ wurden in eckige Klammern gesetzt. So hat dieses Grundwerk der Hausbauforschung in Mittel- und Westeuropa auch heute noch seine Bedeutung behalten, die man am ehesten mit den „Hauslandschaften“ von Bruno Schier vergleichen kann, sofern es um Systematik und Methode und um die Folgewirkung im Grundsätzlichen geht.

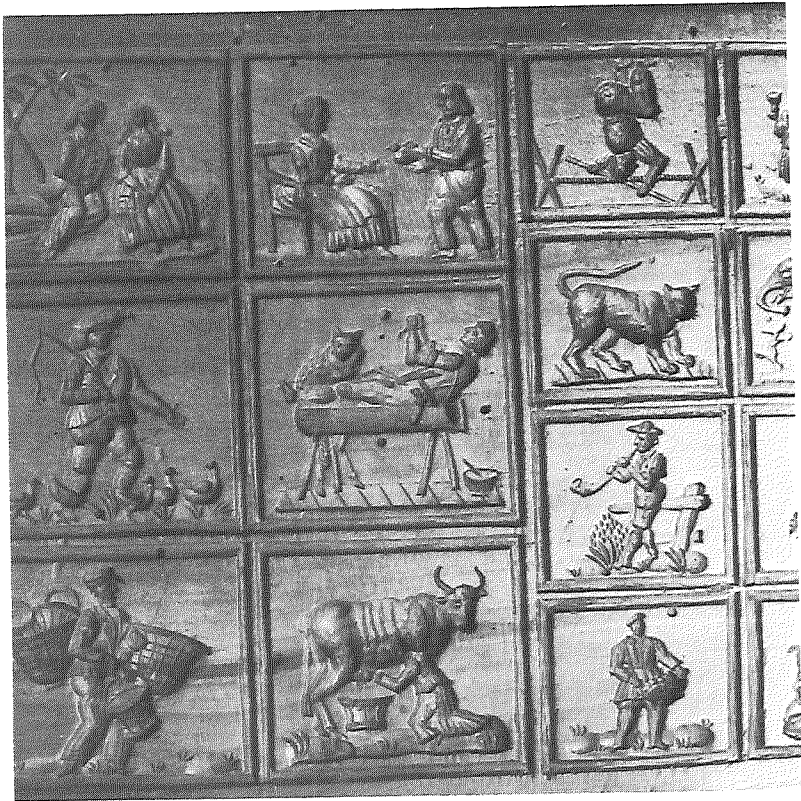
Oskar Moser, Graz

Zu Fr. W. Singer, Ein Bild der „Bercht“



2. Mittelbild des Gebäckmodells mit tiergestaltiger „Bercht“

Zu Fr. W. Singer, Ein Bild der „Bercht“



1. Mehrfeldriger Gebäckmodell, Fichtelgebirgsmuseum, Wunsiedel